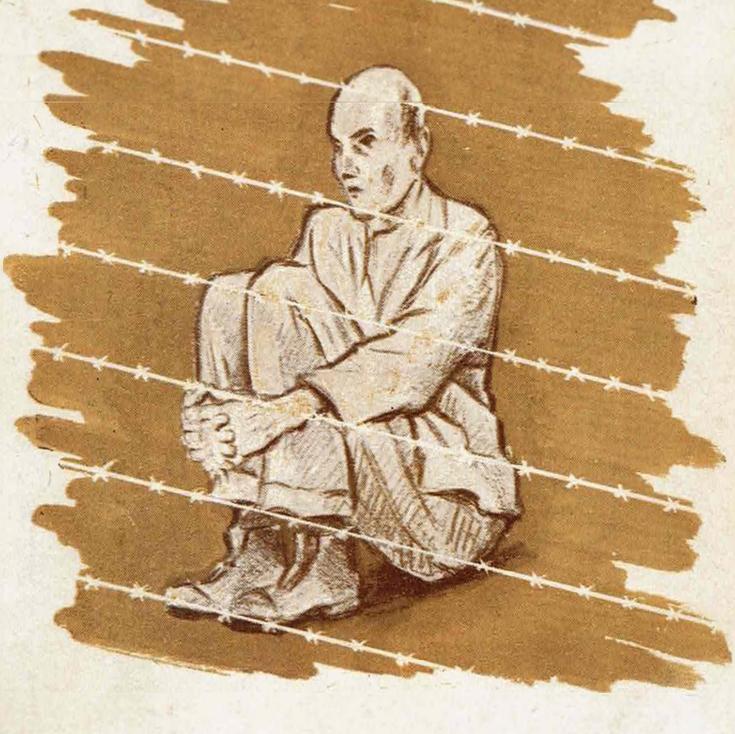
Heimweh hinter Stacheldraht



HELMUT MILDENBERGER

HEIMWEH HINTER STACHELDRAHT

HELMUT MILDENBERGER

Heimweh hinter Stacheldraht

In diesem tief erschütternden Buche schildert der Verfasser sein eigenes Erleben, Auslieferung durch die Schweden an Sowjet-Rußland, Leidensweg durch die russischen Gefangenenlager, jahrelanges Warten unter wachsender Hoffnungslosigkeit und Entkräftung, Begegnungen mit den mannigfachen Erscheinungsformen des gequälten deutschen Menschen und endliche Heimkehr in die furchtbar enttäuschende Atmosphäre der verelendeten, geknechteten und sich weitgehend selbst aufgebenden Heimat.

Diese Darstellung ist wirklich dazu berufen, Verständnis für die Mentalität von Menschen zu wecken, die ihrer Umgebung unendlich viel an schwerem und tiefem Erleben und auch an der daraus gewonnenen Reife voraus haben. Es ist ein einzigartiger Aufruf zur Achtung vor dem Mitmenschen und zur Selbstbesinnung.

Helmut Mildenberger

Heimweh hinter Stacheldraht

Helmut Mildenberger

Heimweh hinter Stacheldraht

Dürer-Verlag, Buenos Aires

Einband und Schutzumschlag:
E. W. Wolters

Se terminó de imprimir este libro a los 20 días de Noviembre de 1951
en la Imprenta "Mercur", Rioja 674, Buenos Aires.

EIN VORWORT

Es ist Herbst.

Das Jahr stirbt. Mit Millionen Regenfäden wird sein Verlöschen erdrosselt und ersäuft. Die Welt numeriert es mit der Zahl eintausendneunhundertsechsundvierzig.

Es ist mir gleichgültig, was mit dem Jahr geschieht. Ich stehe nicht in seinem menschlichen Geschehen.

Für den Menschen einer bestimmten Kultur- und Zivilisationsstufe sind die Vorstellungen vom Leben an gewisse Voraussetzungen gebunden. Diese sind für mich nicht gegeben.

Ich lebe — das heißt ich atme, ich esse, wenn ich etwas habe, ich schlafe, wenn ich so müde, so erschöpft bin, daß selbst die Wanzen und Flöhe jene erholsame, auslöschende Bewußtlosigkeit nicht mehr verhindern können — ich lebe also, meine Organe arbeiten — ich lebe.

Was sonst mein Leben ausmachte: Freiheit, Handlungswille, Schönheit der Umgebung, Gepflegtsein, eine Arbeit, die einem Bedürfnis ist — all dies ist nicht mehr vorhanden, all dies ist mir so fremd geworden, als hätte ich es selbst niemals erlebt, als wäre es einem Fremden geschehen, der mir einmal — vor Jahren — davon erzählte.

Während ich dies schreibe, sitze ich in der dritten Etage unserer dreistöckigen Schlafpritschen. Es ist im Strafzug des Torflagers Sloka in Lettland, einem Lager für deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Wir leben in Regalen.

Ich war geflohen und wurde wieder eingefangen, schon auf deutschem Boden — ehemalig deutschem Boden. An den Folgen dieses Wiedereinfangens lag ich acht Wochen im Lazarett mit Gehirnerschütterung und Gehirnprellung. Mein Schädel quittierte die Kolbenschläge mit eineinhalbtägigem völligem Aussetzen seines Bewußtseins. Er quält mich noch

jetzt manchmal so, als sei mein Gehirn zu einer schmerzhaften Unordnung durcheinandergeworfen.

Heute geht es. Deshalb ist es mir möglich, jetzt zu schreiben. — Eine klare Definition meines Tuns kann ich nicht geben. Vielleicht erdrückt mich die Einsamkeit des unter die Masse Gezwungenen, oder die vielgeliebten, verfluchten Träume vom „Einst"?

Ich bin nicht frei — aber ich sehne mich nach Freiheit, ich mache Pläne, sie wieder zu erlangen, ich werde um meine Freiheit — ich wollte „kämpfen" schreiben, aber unsere Zeit hat diesen Begriff abgegriffen wie einen alten Hut — ich werde ihr dienen mit dem Einsatz meiner ganzen physischen und geistigen Kraft.

Jetzt weiß ich auch, für wen ich dieses Tagebuch schreibe und wem ich es widme.

Ich widme es den Menschen, die ihre Freiheit mehr liebten als die feige Rücksichtnahme auf sich selbst, die sich den Mut, den Willen und die Kraft des Geistes bewahrten zum Handeln gegen scheinbares Schicksal — die alleingeblieben, ohne Freunde, ohne Hilfe, sich dennoch nur dem eigenen Bewußtsein unterwarfen, deren Leben ein Weg der Tat blieb — ein einziger, nie ermüdender Wille zur Freiheit.

Mit dem heutigen Tag zu beginnen wäre sinnlos. Es fehlte der Beginn der Handlung, der erste Akt.

Ich muß am Ende anfangen.

Wie paradox das klingt!

Und doch ist es richtig. Ich war Soldat und bin Kriegsgefangener. Unser Ende, der Abschluß eines bis zu diesem Tage gelebten Lebens, war unsere militärische Niederlage: War die Kapitulation, der achte Mai 1945.

Man predigt uns, man propagiert es, man drischt es uns in die Hirne, dumm und achtlos gegen die Notwendigkeit, eine neue geistige Basis zu schaffen, auf der wir stehen und aufbauen können. „Das war der Tag Eurer Befreiung, der Tag des wiedergeschenkten persönlichen Lebens, der Tag der Freiheit, der Tag allen Beginns!"

Also beginne ich mit dem Ende.

MISSGLÜCKTE HEIMKEHR

Damals war ich noch ein Mensch, der Verantwortung trug. In all den langen und harten Kriegsjahren ist mir diese Verantwortung oft als eine schwer tragbare Last erschienen, aber niemals als eine solche, daß ich geglaubt hätte, den Versuch machen zu dürfen, mich ihrer zu entziehen. Nicht anders war dies am letzten Tag jenes Krieges, den ich von meinem 18. Lebensjahr an schon in seinem ersten Geschehen miterlebte.

Es war am 8. Mai nachmittags 16 Uhr auf dem Gefechtsstand des Korps „Hela". Ich stand vor dem Bunker des ersten Generalstabsoffiziers und wartete darauf, meine letzten Papiere zur Ausreisegenehmigung zu erhalten.

Seit 4. Mai lag ich mit 330 Mann meiner Sturmgeschütz-Brigade, in der ich Chef einer Batterie war, auf der Halbinsel Hela vor Danzig. Zwar hatte ich einen Verlegungsbefehl nach Flensburg in der Tasche, aber ich konnte bisher keinen Transportraum für den Abtransport bekommen.

Nach dem Fall von Danzig drängten sich die Hauptteile unserer Armee in der Weichselniederung zusammen — „ein deutsches Kriegsgefangenenlager unter deutscher Bewachung" — wie der Russe damals propagierte. In Erkenntnis des baldigen Kriegsendes und der Notwendigkeit, meine mir anvertrauten Soldaten einer russischen Kriegsgefangenschaft zu entziehen, hatte ich mir für meine Batterie nach langem Suchen und Instandsetzen einiger Fischkutter, Yachten und Hafenschaluppen dann endlich einen Weichsellastkahn organisiert, mit dem ich dann auch im Schlepp am 4. Mai nach Hela übersetzte.

Es ist notwendig für das Verständnis des Kommenden, diesen Kahn mit Namen „Emma" näher zu beschreiben. Auf Kiel gelegt wurde er im Jahre 1845. Sechzig Jahre später erhielt er neue Seitenwände. Er besaß Seitenschwerter, die er wie riesige Elefantenohren neben sich durchs Wasser zog,

einen umgelegten Mast mit nicht mehr brauchbarem Segelzeug, sowie einen schwachen Motor. Lang war er etwa 25 und breit 3 bis 4 Meter. Sein Tiefgang betrug 60 Zentimeter, sein Flachkiel machte ihn schon für leichteren Seegang untauglich. Alles in allem eignete sich meine „Emma" für einen Gütertransport auf einem Fluß, keineswegs aber für eine Fahrt über See.

Als ich den Kahn in Besitz nahm, hatte er Zement geladen, den wir kurzerhand über Bord warfen. Dann brachten wir unsere gesamten Verpflegungsreserven an Bord, sowie große Mengen Trinkwasser, Dieselöl für den Motor und eine Funkanlage, über die ich dauernd von meinem Gefechtsstand aus mit der Bootsbesatzung in Verbindung stand. Mein zuverlässigster Zugführer bekam zehn ausgesuchte Soldaten und den Befehl — es war Ende April 1945! — jedem gegenüber, ganz gleich welchen Dienstgrades, unter allen Umständen das Boot zu behaupten.

Ich hatte meine Gründe zu solchen Maßnahmen. Zwei Wochen zuvor wurden uns zwei wunderbare Yachten, die wir unter größten Mühen vom Trockendock zu Wasser gebracht und aufgetakelt hatten, von sehr vorgesetzter Dienststelle abgenommen. Ein Wegnehmen der „Emma" hätte bedeutet, daß im Falle einer Kapitulation ich ohne Abtransportmöglichkeit mit meiner Batterie den Russen in die Hände hätte fallen müssen.

Im Augenblick des Geschehens lag mein Boot im Fischereihafen an der Südküste Helas, bemannt mit 20 Mann. Der Rest meiner Soldaten, 310 an der Zahl, biwakierte in drei Kilometer Entfernung zwischen den bewaldeten Dünen.

Die See war leicht bewegt, die Dünen leuchteten in der Sonne, die Birken und Föhren rauschten in der frischen Brise — ein Frühlingstag an der Ostsee, wie schon viele Tausende vor ihm über dieses Land gegangen waren. Ich hatte es in den fünf Jahren Krieg nie verlernt, die Welt um mich zu empfinden, und so auch an diesem Tag.

Während meine Gedanken teils mit den Bildern der Küste beschäftigt waren, teils mit der notwendigen, baldigen Abfahrt und der Art ihrer Bewerkstelligung, trat ein älterer

Oberst der Panzertruppen zu mir und sagte in meine Überlegungen hinein:

„Nun, Kamerad, jetzt haben sie uns verkauft."

Auf mein erstauntes Gesicht, das ich ungewohnt solcher Anrede ihm zeigte, fuhr er fort:

„Es ist ein Parlamentär unterwegs hierher."

Diese Eröffnungen genügten mir zum sofortigen Handeln. Ich ließ Fomalitäten Formalitäten sein, verabschiedete mich kurz und jagte auf meinem Beiwagenmotorrad zum Hafen.

Auf Hela lagen zu diesem Zeitpunkt schätzungsweise 100 000 Mann. Diese 100 000 Menschen mußten nach Bekanntwerden der Kapitulationsnachricht in kürzester Zeit in Bewegung geraten. Das Ziel dieser Menschenmassen mußte der Hafen sein, um dort irgendeine Fahrtmöglichkeit zu ergattern. Was das bei einer sich auflösenden und verängstigten Armee bedeuten mußte, war mir völlig klar.

Für mich stellte sich die Situation so dar: 180 Mann faßte die „Emma". Für sie war ein Schlepper zu besorgen, wenn ich es schon wagte, mit ihr über die Ostsee zu rutschen. Weitere 150 Mann mußten auf anderen Schiffen untergebracht werden.

Wir brausten zunächst zum Fischereihafen. Dort war noch alles ruhig. Ich ließ die „Emma" seeklar machen und schickte den Fahrer in die Dünen mit dem Befehl: „Sofort alle Mann unter Zurücklassung des Gepäcks zum Hafen!"

Ich selbst begab mich schnellsten an die Anlegestelle der Pionierfähren an der Nordküste der Halbinsel, in der Hoffnung, dort einen Schlepper und Transportraum für meine übrigen 150 Mann auftreiben zu können.

Dort angelangt, mußte ich zu meinem Erschrecken feststellen, daß das Geleit der leichten Pionierfähren gerade im Begriff war, abzulegen. Eine verdammte Geschichte, zu spät gekommen! Aber es gelang mir unter Versprechungen und Appellen an die menschliche Anständigkeit zweier Fährenkommandanten, ihre Fähren warten zu lassen, bis meine Soldaten eintrafen. Nach dieser gerade noch möglichen Klärung suchte ich das Führungsboot des Geleitzugführers der schweren Fähren und Schlepper auf, die eine Stunde später ablegen

sollten, um mir einen Schlepper für die „Emma" zu beschaffen.

Oberstleutnant G., von Beruf Flußschiffer, erklärte mich für wahnsinnig, mit der „Emma" über die Ostsee fahren zu wollen. Auf meine Frage, ob eine Möglichkeit bestünde, 180 Mann anderweitig unterzubringen, konnte er nur verneinen. Als Schlepper sollte ich mir einen von den auf Reede liegenden Hafenschleppern aus Danzig besorgen. Dazu stellte er mir ein Sturmboot zur Verfügung.

Inzwischen trafen schwitzend und in begreiflicher Erregung meine Soldaten an der Anlegestelle ein. Mit viel Mühe gelang es, 150 Mann auf den Fähren der Pioniere unterzubringen. Die anderen schickte ich auf die „Emma", der ich gleichzeitig den Befehl gab, sofort auszulaufen, um die Nordküste von Hela zu erreichen.

Mit meinem offenen Pioniersturmboot fuhr ich nun zu den auf Reede liegenden Schleppern.

Natürlich wollte mich zunächst keiner der Kommandanten anhängen. Jeder hatte das Bestreben, sich so leicht und beweglich als möglich zu halten. Nach einigen vergeblichen Versuchen auf verschiedenen Schleppern wandte ich mich an den zuständigen Pionieroffizier, den Chef der Schleppereinheit. Von ihm ließ ich mir nach längeren Debatten und Ablehnungen seinerseits ehrenwörtlich versichern, daß er mich irgendwo anhängen würde — unter der von ihm gestellten Bedingung — wenn die „Emma" in 10 Minuten zur Stelle wäre. Dank dem Befehl zum sofortigen Auslaufen an die Nordküste konnte dieser sehr kurze Termin gerade eingehalten werden. Mit meinem Sturmboot fuhr ich nach dieser Vereinbarung meiner „Emma" entgegen.

Als ich gerade um die Ostspitze Helas bog, erreichte ich sie. Sie bot ein Bild, das trotz des Ernstes der Situation zum Lachen reizte. Alt, wie das Piratenschiff des Störtebecker, alle Mann an Oberdeck, glich sie mehr der Arche Noah, als einem seetüchtigen Schiff. Aber es blieb mir keine andere Wahl. Ich mußte diese Gelegenheit wahrnehmen, oder in russische Kriegsgefangenschaft gehen, über die ich sehr bestimmte Vorstellungen hatte.

Ich stieg auf die „Emma" um. Sofort ergaben sich Schwierigkeiten. Der Bootseigner, ein 60jähriger Schiffer, der sein ganzes Leben lang nur auf Flüssen gefahren war, erklärte mir, es sei Selbstmord zu fahren, und er werde umdrehen. Daraufhin erklärte ich ihm, daß er im Augenblick nur eines tun könne, nämlich so zu handeln, wie ich ihm befehle — und ich befehle zu fahren. Sonst könne er in seiner Kajüte das Ende der Fahrt abwarten, und ich würde selbst ans Steuer gehen.

Ich möchte noch hinzufügen, daß an Bord kein einziger Seemann war, ich war der einzige, der das Wasser vom Sportsegeln her auf Binnenseen kannte. Eine Verbindungsmöglichkeit mit andern Schiffen bestand nicht, weder durch Funk (ich hatte nicht die Frequenzbereiche der Pionierboote) noch durch Signalmittel. Selbst wenn wir solche besessen hätten, hätten wir sie doch nicht bedienen können.

Wir erreichten gerade noch rechtzeitig das auslaufende Geleit und wurden nach einigem Geschrei von Bord zu Bord auch an einen Schlepper angehängt, der außer uns noch einen ähnlichen Holzkahn zog. Mein Schiffer schrie wieder Zeter und Mordio, der Kahn vor uns würde auseinanderreißen, und überhaupt sei alles Wahnsinn und Selbstmord.

Die Fahrt in die Heimat konnte beginnen.

Zunächst ging alles gut. Die nur leicht bewegte See wurde während der Nacht immer ruhiger. Es gab kleinere Zwischenfälle, als einige Soldaten, die mit Ruderbooten und auf Flößen in die Ostsee hinausgerudert waren, mit viel nächtlichem Geschrei aufgenommen wurden.

Wieviele mögen nicht auf ein Schiff gestoßen sein und einen elenden Tod gefunden haben?

Am Morgen des 9. Mai — wir bewegten uns mit 4 Seemeilen Fahrt westwärts — lag die See völlig still, die „Emma" zog ihre Bahn durch vollkommen ruhiges Wasser, das schwer wie Öl nur in unserer Kiellinie leicht quirlte. Im Osten ging weiß, in milchige Schleier gehüllt, die Sonne auf.

Das Gelingen unserer Fahrt hing in erster Linie vom ruhigen Wetter ab. Bei Seegang zwei, so hatte man mir von seefachmännischer Seite versichert, bricht die „Emma" wegen

ihrer schmalen Länge, die durch den Flachkiel nicht genügend stabilisiert war, auseinander.

Zweitens durften uns keine russischen Flieger angreifen, denn von Infanteriewaffen abgesehen, waren wir schutzlos.

Nun, die russischen Flieger ließen uns in Ruhe, und russische Seestreitkräfte, die mit ihrer Luftwaffe zusammen noch am 9. und 10. Mai eine große Menge völlig hilfloser Schiffe versenkten oder schwer beschädigten, bekamen wir während der ganzen Fahrt glücklicherweise nicht zu Gesicht.

Aber diese Sonne! Sie kündigte schlechtes Wetter an. Wann würde der Wetterumsturz eintreten? Erreichten wir vorher noch Flensburg? Die näherliegende Insel Bornholm war 48 Stunden zuvor von den Russen besetzt worden und daher für uns natürlich nicht anlaufbar. Das Wetter mußte ruhig bleiben, sonst ---

Um 10 Uhr setzte Wind ein. Um 14 Uhr trugen die Wellen bereits die ersten Schaumkronen, was nach meiner Kenntnis Windstärke drei bedeutete! Der Himmel hing als bleigraue, tiefliegende Decke über der bewegten See, Regenböen peitschten Wasser, Schiff und Menschen — es wurde kalt. Die ersten Männer, völlig ungewohnt der See, waren seekrank geworden. Viele übergaben sich, oder lagen in völliger Apathie an oder unter Deck herum. Unser Schlepptau spannte sich wie eine Bogensaite und drohte andauernd zu zerreißen. Das Geleit, bestehend aus schweren Pionierfähren, Hafenschleppern, Personenfähren aus dem Danziger Hafen und Lastkähnen ähnlich dem unsrigen, kämpfte sich mühsam gegen den aufkommenden Sturm vorwärts. Immer größer wurden die Abstände zwischen den einzelnen Schiffen, immer mehr riß das Geleit auseinander. Bald sahen wir von unseren bisherigen Nachbarn nichts mehr.

Mühsam machten wir noch vielleicht zwei Seemeilen Fahrt, als die Dunkelheit über unsere Not hereinbrach. Mit ihr kam Regen, Hagel, Kälte und die Unsicherheit des Nichtmehrsehens auf einem fremden Element.

Die seekranken Männer versuchten auf Deck zu gelangen, aber ich konnte dies immer nur für einen kleinen Teil erlau-

ben, da das Schiff sonst zu hochlastig wurde und in der schweren See noch stärker schlingerte.

Mit fünf Mann zusammen, die sich noch auf den Beinen halten konnten, hatte ich eine Ruferkette vom Bug der „Emma" zum Steuerhaus am Heck gebildet. Der Vorderste beobachtete das Schleppseil und rief dann seine Beobachtungen nach hinten durch. Durch die hohen Wellen wurde unser Abstand dauernd verändert und das Seil hing manchmal lose durch, dann wieder war es zum Zerreißen gespannt. Wenn das Seil nach schlaffem Durchhängen mit einem plötzlichen Ruck belastet wurde, mußte es reißen. Wir versuchten, mit unserer schwachen Maschine auszugleichen und so das Abreißen zu verhindern. Die „Emma" stöhnte im Seegang, als wollte sie aus allen Fugen gehen.

Die Nacht war noch nicht lange hereingebrochen, da rissen wir zum ersten Male ab. Unser Geschrei hatte der Schlepper nicht gehört, oder er wollte es nicht hören; jedenfalls trieben wir völlig hilflos irgendwo in der Ostsee herum. Als einzige Rettungsmöglichkeit besaß jeder Mann einen aufgepumpten Autoschlauch, den ich vorsorglich mitzunehmen befohlen hatte. Aber bei der niedrigen Wassertemperatur hätte diese Art von Hilfe kaum einem das Leben retten können, wenn wir gezwungen gewesen wären, über Bord zu gehen.

Zu unserem Glück kam das Boot des Geleitzugführers an uns vorbei, das wegen eines Steuerkettenbruchs zurückgeblieben war. Ich schrie dem Kommandanten meine Not hinüber, und er versprach mir, einen Schlepper zu schicken.

Dieser traf nach einer halben — bangen Stunde auch tatsächlich ein. Sein Erscheinen wirkte auf uns wie das Erscheinen des rettenden Engels in Kindergeschichten. Er drehte bei und versuchte, mir eine Leine zuzuwerfen. Ein schwieriges Manöver bei dieser See und dazu noch bei Nacht. Es mißlang zweimal, die beiden Boote schlingerten wie wahnsinnig über Wellenberge oder stießen kopfüber in Wellentäler. Der Schlepper mußte äußerst vorsichtig manövrieren, denn ein Zusammenstoß hätte uns unweigerlich zum Kentern gebracht. (Wir hatten, wie ich später erfuhr, See-

gang 6!) Beim dritten Male endlich konnte ich die Leine ergreifen und das darangeknotete Schleppseil an meiner „Emma" festlegen.

Es war nach vielen Mühen endlich wieder geschafft! Hauptsache, wir hatten wieder einen Schlepper. Die Nacht brauste um uns mit Regen und Hagel, mit Nässe und Kälte, aber die Empfindung für die Härten der Witterung wurde zurückgedrängt von der Sorge, ob das Seil nicht erneut riß oder die „Emma" leckgeschlagen würde. Die schwer seekranken Männer lagen in völliger Gleichgültigkeit auf dem Schiff herum, durcheinandergeworfen wie wahllos gefällte Bäume. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Nur vier Kameraden standen mir noch zur Verfügung, um die Ruferkette aufrecht zu erhalten.

Da trat zum zweitenmal das Befürchtete ein. Das Seil riß wieder.

Diesmal hatte ich mich aber gesichert. Wir drohten unserem Schlepper durch Zuruf, daß wir ihm in die Brücke schießen würden, wenn er wieder versuchen würde, abzuhauen. Nach erneutem schwierigen Manöver gelang es auch, die „Emma" wieder festzulegen.

Gegen Morgen wurde es etwas heller, die Nacht durchsichtiger. Zur Linken ragte etwas gewaltiges Schwarzes rund in den dämmrigen Himmel, durch den zerfetzte Wolken vor dem steifen Südwest einherjagten. Es mußte Bornholm sein. Auf ihm saß der Russe. Rechts von uns leuchteten die Lichter von Schweden über die aufgerissene See wie Wegweiser zum Frieden und zum Geborgensein. Wir befanden uns in der Bornholmstraße.

Mit dem Morgengrauen schöpften wir neuen Mut. Wir hatten die Bornholmstraße passiert. Vor uns lag Dänemark, und etwas weiter südlich der deutsche Hafen Flensburg. Auch bei unserer minimalen Fahrtgeschwindigkeit konnte es nur noch Stunden dauern, bis wir deutschen Boden erreichten.

Um 9 Uhr morgens, es war der 10. Mai, Himmelfahrtstag, türmte sich im Südwesten eine riesige Gewitterwand auf. Der Wind stand von Südwest. Schon seit zwei Stunden rief uns

der Schlepperführer zu, seine Kohlen reichten nicht, er müsse loswerfen. Ich lehnte jedesmal ab. Aber jetzt stand ich vor einer der schwersten Entscheidungen meines Lebens. Durfte ich die Fahrt unter solchen Bedingungen fortsetzen?

An Bord der „Emma" befanden sich 180 Mann — das sind 180 Menschenleben! Wir fuhren direkt in das Gewitter hinein.

Hält die „Emma" durch, nachdem sie alles Bisherige durchgestanden hat?

Und was geschieht, wenn der Schlepper ohne Feuerung ist, mitten auf See, und mich dann doch allein lassen muß? Jetzt sahen wir noch die schwedische Küste, der Südwest trieb uns auch ohne eigene Kraft nach Schweden. Wir könnten irgendwo auf Strand auflaufen und wären gerettet.

Wenn ich aber festbleibe, nicht loswerfen lasse? Vielleicht lügt der Schlepperführer, um mich loszuwerden? Allein ist er viel schneller in Flensburg! Vielleicht hätte er noch Kohlen bis Flensburg, auch für uns im Schlepp? Vielleicht schafft es die „Emma" doch noch, trotz Gewitter? Dann sind wir in Deutschland!

Wie eine riesige Kulisse schob sich der Gewittersturm immer näher, immer näher. Der Schlepperführer gestikulierte wild mit beiden Armen zum Himmel hinauf, schrie herüber, er habe keine Kohlen mehr, ermüsse mich loswerfen, ich solle Schweden anlaufen.

Vernunftgemäß mußte ich ihm glauben. Bei der schweren Gegensee hatte er natürlich weit mehr Kohlen verbraucht, als dies bei normaler See der Fall gewesen wäre.

Aber ich wollte nach Deutschland! Wer wußte, was uns in Schweden erwartete — uns, die Soldaten einer geschlagenen deutschen Armee?

Aber wenn ich meine seekranken Soldaten ansah, die „Emma" ächzen und stöhnen hörte, zum Himmel hinaufschaute, dann mußte ich mir bei klarer Vernunft sagen: „Das kannst du nicht mehr verantworten! Noch ein paar Seemeilen weiter, und das Land ist dir in unerreichbare Entfernung gerückt, wenn die „Emma" im Gewitter leckschlägt oder kentert, der Schlepper abreißt oder keine Feuerung mehr hat.

Und was geschieht dann mit den 180 Männern, was mit dem 60jährigen Schiffer, seiner Frau, seinem Sohn, was mit den Zivilflüchtlingen, die in letzter Minute in Hela an Bord kamen?"

Und ich kapitulierte vor der Wucht der Ereignisse.

Ich ließ es geschehen, daß der Schlepperführer das Seil loswarf; ich schrie nicht, ich schoß nicht — ich handelte so, wie es die neue Lage nun von mir erforderte.

Mit eigener Kraft einen Hafen anzulaufen, war undenkbar. Zunächst schoß ich rote Leuchtkugeln, in der Hoffnung, vielleicht noch von einem deutschen Schiff beachtet und aufgenommen zu werden, oder wenn das nicht mehr möglich war, dann doch den schwedischen Seenotdienst auf mich aufmerksam zu machen.

Im Doppelglas hatte ich etwa drei Seemeilen ostwärts an der Küste ein paar Häuser entdeckt. Wir trieben inzwischen vor dem Südwest wohl schon in schwedischen Hoheitsgewässern. Ich wollte noch den Versuch machen, in Höhe der Häuser zu gelangen, in der Hoffnung, dort vielleicht eine Landemöglichkeit zu finden.

Während unserer verzweifelten Anstrengungen, in der schweren See die „Emma" auf neuen Kurs zu bringen und die Häuser zu erreichen, hatte ein unter Land liegendes kleines Schiff mit roten Leuchtzeichen geantwortet. Ich beruhigte die aufgeregten Männer, weil ich auch tatsächlich selbst der Meinung war, es handle sich um die Antwort eines Seenotdienstfahrzeuges. (Es stellte sich später heraus, daß es sich um die „Karin I", ehemalige Yacht Görings, handelte, die — natürlich unter anderem Besitzer — wegen Betriebstoffmangels auf einer Sandbank festsaß und von uns Hilfe erwartete.) Dicht bei dem andauernd mit roten Leuchtkugeln antwortenden Boot lag ein schwedischer Küstenbewacher, eine Art kleiner Zerstörer, der sich aber nicht um unsere Notsignale kümmerte. Als ich im Fernglas nun erkennen konnte, daß bei den Häusern auch nichts als flache Küste war, wollte ich noch versuchen, in die Nähe des schwedischen Bewachers zu gelangen.

Das bedeutete wieder ein äußerst schwieriges Unterfangen. Einerseits war unser Motor überhaupt viel zu schwach, um gegen solche See aufkommen zu können. Dazu kam, daß bei der hohen Dünung über jedem Wellenberg die Schraube und das Kühlwasseransaugrohr aus dem Wasser heraustrat. Die Schraube drehte leer, wie ein wildgewordener Ventilator, und der Motor bekam kein Kühlwasser und blockierte andauernd. Wir waren mehr als hilflos.

Als der schwedische Bewacher immer noch keine Anstalten machte, sich um uns zu kümmern, befahl ich, die „Emma" auf Strand zu setzen, um dann sozusagen zu Fuß nach Schweden zu gehen. Wir begannen, uns Richtung Strand einzudrehen, um uns treiben zu lassen.

In diesem Augenblick kam um eine westlich gelegene Landspitze ein zweiter schwedischer Bewacher auf uns zugebraust. Er war wohl von dem anderen herbeigefunkt worden. Als er sich auf Rufweite genähert hatte, hallote er herüber, was uns fehlte. Ich schrie zurück, daß wir in Seenot seien, aus eigener Kraft nicht mehr weiterkämen und bäten, in einen Hafen abgeschleppt zu werden.

Er hatte verstanden und warf mir eine Leine herüber. Ich fing sie auf und holte ein sehr starkes Hanftau ein, mit dem ich meine „Emma" festlegen wollte. Der Schwede schrie erneut etwas herüber, aus dem ich entnahm, daß ich das Tau weiter einholen sollte. An dem Hanftau hing eine Stahltrosse, mit der man wohl auch einen Kreuzer hätte abschleppen können. So gut ich konnte, legte ich unsere „Emma" damit fest. Für eine Schlinge mit dem starren Stahlseil standen die Poller auf der „Emma" viel zu eng. Ich wickelte das Stahltroß einfach einige Male herum und steckte ein paar alte Stücke dazwischen, damit es sich mit dem nassen Stoff zusammen festzog. Endlich war es so weit, und ich gab dem Schweden das Zeichen, daß wir fertig seien.

Während wir mit der Bugspitze gerade über einen Wellenberg hinausragten, zog der Bewacher an. Und wie! Er riß uns das ganze Vorschiff unter Wasser, es donnerte im Rumpf, als sei ein Kanonenschuß losgegangen, weil der flache Kiel

der „Emma" nun mit aller Wucht in dem Wellental flach auf das Wasser aufgeschlagen wurde.

Zunächst konnte ich gar nichts tun. Ich hatte Mühe mich selbst festzuhalten, um nicht von dem auf mich eindringenden Wasser über Bord gerissen zu werden. Als wir uns wieder aus dem Wasser erhoben, begann die Panik.

Im Vorschiff war eine Luke, die in einen kleinen Bugraum führte, den ein Fischer mit Frau, Tochter und Sohn bewohnte, dessen Boot auf der Weichsel einem russischen Fliegerangriff zum Opfer gefallen war. Als der Bewacher das Vorschiff nun unter Wasser riß, stürzte eine große Menge Wasser von oben in den Raum, in dem sich zu diesem Zeitpunkt die Frau mit ihren Kindern aufhielt. Die von dem einbrechenden Wasser geängstigte Frau und ihre Kinder schrien wie Tiere, die wissen, daß sie sterben müssen. Meine Männer wurden ebenfalls von der Panik ergriffen, schrien mit, warfen ihre Autoreifen über Bord und einige waren gerade dabei ins Wasser zu springen. Die unter Deck befindlichen Leute versuchten alle auf einmal durch die engen Luken nach oben zu gelangen; es entspann sich ein regelrechter Kampf um den Durchstieg, ja einer wollte sich sogar den Ausgang freischießen, wurde aber zum Glück von seinen Kameraden daran gehindert. Dabei machte die „Emma" bei jedem Wellenberg ihre Tauchbewegung, es knallte unter dem Kiel, es kam Wasser von oben und von allen Seiten — es war zum Verrücktwerden!

Nur schnellstes, rücksichtsloses Eingreifen konnte die zu Tode erschrockenen Menschen vor unüberlegten Handlungen zurückhalten. Vor allem mußte die Panik sofort unterdrückt werden!

Zunächst sprang ich in den Bugraum hinunter. Nachdem ich mich kurz überzeugt hatte, daß das Wasser nur von oben eingedrungen war, packte ich die vor Schreck fast besinnungslose Frau an den Kleidern und schrie sie so grob als möglich an, sie solle ihr M---l halten, nur mit dem einen Ziel, sie sofort zum Schweigen zu bringen. Von ihrem gellenden Geschrei ging die Panik aus, und inzwischen brüllte das ganze Schiff!

Erschrocken schwieg sie und starrte mich nur mit schreckgeweiteten Augen an. Auch ihre Kinder hörten sofort auf mit ihrem Gebrüll, als die Mutter schwieg. Als hier nun Ruhe herrschte, kletterte ich so rasch als möglich wieder hinauf und brüllte die tobende Menge an Deck genau so an — mit demselben Erfolg.

Während die „Emma" zwar noch immer ihre Tauchübungen machte, der Flachkiel in die Wellentäler donnerte und uns die Wellen überspülten, aber mit einer Besatzung, die nun wenigstens in wortlosem Entsetzen verharrte, konnte ich dem Schweden hinüberbrüllen, er solle langsamer fahren und uns nicht auseinanderreißen!

Er verstand mich auch, hatte uns inzwischen wohl auch auf den der Wellenlänge entsprechenden Abstand eingetreidelt — und es ging nun besser. Wir gelangten in ruhigeres Fahrwasser und zum ersten Male seit 30 Stunden fand ich eine kurze Pause für meine Nerven und für meinen Körper. Nach weiteren zwei Stunden Fahrzeit übernahm uns das Hafendienstboot vom Hafen zu Ystad in Südwest-Schweden. Die Sturmfahrt hatte ihr vorläufiges Ende gefunden.

Der Empfang, den die Schweden uns bereitet hatten, erschien uns, die wir den Krieg aus seiner krassesten Wirklichkeit und — zumal in den letzten Monaten — in seiner tierischsten Form kennengelernt und Garnisons- und Manövermätzchen längst vergessen hatten, einfach lächerlich.

Während wir durch die Einfahrt in den Hafen geschleppt wurden, stellten wir zunächst einmal fest, daß schon einige ähnliche, in Seenot geratene Boote am Kai lagen, und deutsche feldgraue Uniformen den Hafen bevölkerten. Dann aber sahen wir die Schweden! Hatte schon unser Bewacher, bevor er uns anhängte, die Mündungskappe von seinem Heckgeschütz abgenommen, so bot man uns hier noch etwas mehr. Auf den Molenköpfen waren Flieger- und Panzerabwehrgeschütze in Stellung gefahren; die Soldaten trugen Stahlhelme, die Bajonette waren aufgepflanzt — kurz, es war alles in einen ausgesprochenen Verteidigungszustand gesetzt worden.

Nimmt man es uns übel, daß uns solche Maßnahmen

lächerlich erscheinen mußten? Wir hatten zwei Tage zuvor kapituliert, wir waren Menschen in Seenot, seekrank, elend, müde. Warum solch ein Empfang?

Nun, wir konnten bald feststellen, daß alles grimmiger aussah, als es wirklich gehandhabt wurde, obwohl die Bewachung im Hafen zu Ystad, vor allem bei Nacht, wirklich als mustergültig angesprochen werden konnte.

Beim Anlegen sprang ich von Bord und machte einem anwesenden schwedischen Oberstleutnant eine Meldung über Stärke meiner Offiziere, Mannschaften und Zivilpersonen, über den Grund meines Einlaufens und äußerte die Bitte, mir für 48 Stunden, das nach internationalen Bestimmungen zustehende Asylrecht zu gewähren.

Als erstes befahl er mir, unsere gesamte Munition, sowie alle Waffen auszuladen und am Kai aufzustapeln. Er versicherte mir aber zugleich, daß alle Waffen und Munition beim Wiederauslaufen wieder ausgehändigt würden. Nach Durchführung dieser „Entwaffnung auf Frist" ließ ich meine Soldaten antreten und gab etwa folgendes bekannt:

Der Krieg ist aus und verloren. Meine Befehlsgewalt damit nicht mehr in Kraft. Wer sich also internieren lassen will, wie es die vor uns Angekommenen zum Teil schon gemacht hatten, kann das tun. Wer wieder auslaufen will, kann mit mir zusammen versuchen, wenn das Wetter innerhalb 48 Stunden ruhiger geworden ist, Deutschland zu erreichen.

Der größere Teil der 180 Mann entschloß sich zur Internierung. Die noch immer sehr unter der Seekrankheit Leidenden hatten begreiflicherweise genug von solch unchristlicher Seefahrt. Die Soldaten meiner ehemaligen Batterie allerdings beschlossen, mit zwei Ausnahmen, mit mir zusammen wieder auszulaufen.

Wir blieben also an Bord, besahen die Schäden und versuchten auszubessern. Das Steuerruder hatte einen erheblichen Riß, die Holzpersenning wies Sprünge bis zu 2 Zentimeter auf, der ganze alte, brave Kasten war so ziemlich aus dem Leim gegangen. Er hatte sich wacker genug gehalten, und wir hatten allen Grund, ihm dankbar zu sein.

Im Hafen lag noch ein deutscher U-Boot-Jäger, ein kleines, durchaus seetüchtiges Kriegsschiff, das die ohne Treibstoff hilflos treibende „Karin I" in Schlepp genommen hatte. Das Schleppseil war der Beanspruchung in der schweren See ebenfalls nicht gewachsen, es riß und wickelte sich so unglücklich in die Schraube des U-Boot-Jägers, daß dieser ebenfalls manöverierunfähig geworden war. Ein in diesem Zusammenhang entstandener Maschinenschaden war angeblich nicht zu beheben.

Ich sprach mit dem Kommandanten des U-Boot-Jägers und bat ihn, wenn es mir gelänge mit meinen Dieselfachleuten. den Motor wieder in Gang zu bringen, mit uns an Bord wieder auszulaufen. Er versprach dies, und meine Monteure aus der Panzerwerkstatt machten sich nachts — es war die Nacht vom 11. auf 12. Mai — an die Arbeit. Am Morgen des 12. Mai lief der Motor! Mittags um 12.30 Uhr waren unsere 48 Stunden Frist abgelaufen.

Am vorhergegangenen Tag wurden auf den Kais unter den deutschen Soldaten langatmige Debatten geführt, ob es richtiger wäre, wieder auszulaufen, oder sich internieren zu lassen. Der größte Teil der Soldaten stimmte für die Internierung. Ich selbst äußerte mit einigen wenigen anderen zusammen bereits damals Bedenken über eine eventuelle Auslieferung an die Sowjetunion. Aber es waren nur sehr wenige, die solche Bedenken teilten. Die Arbeiten an dem U-Boot-Jäger führte ich gegen den ausdrücklichen Wunsch des deutschen Generals durch, der an Bord des U-Boot-Jägers in Seenot geraten, auf diese Weise mit seinem Stab nach Schweden gelangte.

Aber ich wollte nach Deutschland, und mit mir ein ganzer Teil meiner Soldaten!

Die Schweden verhielten sich, von wenigen Einzelfällen abgesehen, korrekt, verpflegten uns gut und bewachten uns schärfstens. Manchesmal hatten wir das Gefühl, daß man uns eben als Besiegte betrachtete, auf die man keine allzu große Rücksicht mehr zu nehmen brauchte — sehr im Gegensatz zu Zeiten, als wir noch die Sieger waren, und es angebracht erschien, sich mit uns gut zu stellen.

Doch zurück zum 12. Mai, vormittags 10 Uhr.

Während einige von uns schon ihr Gepäck an Bord des U-Boot-Jägers verstauten, und wir, die wir wieder auslaufen wollten, uns bereit machten zur Ausfahrt, erschien der Kommandant der schwedischen Militäreinheiten des Hafens und erklärte uns, es sei ein Kurier aus Stockholm eingetroffen, mit dem Befehl, uns nicht mehr auslaufen zu lassen!

Angegebener Grund: *Man könne es nicht verantworten, auf derartig schiffsbrüchigen Booten Menschen über See fahren zu lassen!!!*

Und mit dieser Auslaufverweigerung — hier begann die schwedische Schuld.

DIE SCHWEDISCHE SCHULD.

Wenn ich heute, in meinem Strafgefangenendasein, das zum Platzen angefüllt ist mit Hunger, Entbehrungen, Dreck, Ungeziefer und seelischer Not, wie ein alter, vielfach geflickter Sack, an jene nun beginnende Zeit zurückdenke, so ist mir, als streichle eine gütige Erinnerung wie mit Frauenhänden über das verhärtete Empfindungsvermögen, um eine qualvolle Gegenwart vergessen zu lassen.

Aber ich will zurückkehren zu jenem Zeitpunkt, als uns das Auslaufen aus dem Hafen zu Ystad durch schwedische Behörden verweigert wurde.

Die Abwicklung unserer Internierung verlief schnell und ohne bemerkenswerte Zwischenfälle. In einem Sonderzug brachte man uns zum Lager Backamo, einer Sommerunterkunft der schwedischen Armee, nördlich von Göteborg.

Der Empfang durch den damaligen Kommandanten des Lagers, einen weißhaarigen schwedischen Major, war durchaus herzlich und von dem dankbar empfundenen Verständnis eines alten Soldaten für Soldaten getragen.

Zwar lebten wir hinter Draht, aber unser Leben war erträglich, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht hatten wir keinen Grund zur Beschwerde. Wir erhielten die gleiche Verpflegung wie die schwedische Armee, wir empfingen alle zehn Tage je nach Dienstgrad unseren Wehrsold und hatten in jeder Weise die Möglichkeit, uns „von den Strapazen des Krieges zu erholen", wie der freundliche Kommandant des Lagers — wegen seiner liebevollen Fürsorge von den Internierten „Onkel Uno" genannt — uns bei der Begrüßung kameradschaftlich gewünscht hatte.

Die ersten schweren geistigen Belastungen brachte uns die Weltpresse, die uns — aus jedem Land der Erde — zugänglich war. Die verschiedenen Dolmetscher übersetzten sie aus

dem Englischen, Französischen, Russischen, Schwedischen und Italienischen ins Deutsche. Die Übertragungen gelangten dann ohne Kommentar zum Aushang.

Mit wachsendem Erstaunen lasen wir von der Kollektivschuld unserer Nation. In jeder Zeile der internationalen Tageszeitungen konnten wir lesen, daß wir keine Soldaten, sondern Verbrecher im kriminellen Sinne seien, daß wir als Räuber, Mörder, Plünderer und Marodeure und nicht als Krieger durch all die grauenvollen Geschehen dieses Krieges gegangen waren. Am schwersten ertrug sich die Tatsache, daß für uns keine Möglichkeit der Selbstverteidigung bestand — nicht nur für uns Internierte in Schweden, nein, für keinen einzigen Deutschen auf der ganzen Welt. Es war wohl die Schweizer Presse, die bei aller scharfen Verurteilung tatsächlich geschehener Verbrechen, doch auch am meisten Bemühungen zeigte, nicht nur zu verdammen, sondern auch zu beurteilen. Aber es blieben Einzelfälle, wenn ein Zeitungsartikel einmal den Versuch unternahm, die tatsächlichen Zusammenhänge, die das deutsche Volk in Nationalsozialismus und Krieg getrieben hatten, mit ehrlicher Objektivität aufzuklären.

Die Tage des Frühsommers und Sommers reihten sich hintereinander wie Glasperlen auf einer Schnur, ebenso gleichförmig und ebenso wertlos wie diese. Unsere Tätigkeit war ein Zeitvertreiben, mehr nicht. Wir hatten Gelegenheit, uns beruflich und auch geistig weiterzubilden. Es waren Lehrgänge für Sprachen, kaufmännische, landwirtschaftliche und naturwissenschaftliche Fachgebiete eingerichtet worden. Wir trieben viel Sport, badeten in unserem Lagersee, verfügten über unsere eigene Theaterspielgruppe und hatten Gelegenheit, wöchentlich einmal einen Film, meist amerikanischer Herkunft, anzusehen. Unser Leben verlief ohne in Erscheinung tretende Höhen und Tiefen — alles in allem ein gleichförmiges Leben ohne Entbehrungen. Den Stacheldraht, der uns in unserer Bewegungsfreiheit völlig einschränkte, betrachteten wir als unumgängliches Übel, als eine Verwaltungsmaßnahme, die den Übergang zur Heimkehr darstellte.

In einigen Punkten hielten die schwedischen Behörden die Bestimmungen der Haager und Genfer Konventionen, trotz ihrer sonst einwandfreien Form der Behandlung, nicht ein. Es gab keinen Ausgang und keinen Urlaub, es bestand ab Juli sogar Arbeitszwang für Mannschaften, ohne Bezahlung — also Maßnahmen, die nach den entsprechenden Abmachungen unstatthaft sind.

Wenn man uns so vieler Verbrechen bezichtigte, von denen das Nichteinhalten internationaler Bestimmungen in Kriegsgefangenen- und Interniertenfragen die geringsten waren, dann hätte man ja nun Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß man selbst es besser zu machen gewillt war. Das haben wir allerdings nirgends feststellen können, auch nicht im neutralen Schweden.

Aber wir erfuhren aus den Zeitungen die unsagbare Not des deutschen Volkes, vor allem aus den sowjetisch besetzten Gebieten, daß uns unser Schicksal immer noch als befriedigend erschien.

Bisweilen tauchten in Gesprächen Meinungen auf, Schweden könne uns eventuell an Rußland ausliefern. Bedenken dieser Art, die wir an schwedische Offiziere, Lagerkommandanten und selbst an Vertreter der Behörden richteten, wurden lächelnd und, wenn gefordert, unter Ehrenwortbeteuerungen zerstreut.

So erschien im Sommer ein Herr H. vom Außenamt des schwedischen Roten Kreuzes, der im Rahmen eines Ausspracheabends versicherte, daß eine Auslieferung an Rußland außerhalb aller Möglichkeiten läge, vielleicht(!) könnten wir noch kurz zu den notwendigen Entlassungsformalitäten in eine westliche Kriegsgefangenschaft kommen. Er bezeichnete die Möglichkeit, eventuell nach Rußland zurückgeschickt zu werden, als völkerrechtswidrig.

Auf Grund solcher Versicherungen wiegten wir uns in so vollkommener Sicherheit, daß wir freiwillig unser Ehrenwort gaben, aus einem zum Lager gehörenden, 1 Quadratkilometer großen Terrain, das uns zum Spaziergang freigegeben worden war, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Jene sprich-

wörtlich dumme deutsche Vertrauensseligkeit hatte uns mit völliger Blindheit geschlagen!

Wir vertrauten, dachten nicht mit einem einzigen Gedanken an die Möglichkeit einer Auslieferung an die Sowjetunion, als im September die Drahtumzäunung um das Lager erhöht und verstärkt und jeder Wachturm mit zwei elektrischen Scheinwerfern versehen wurde. Auch diese Maßnahmen konnten uns nicht das Vertrauen nehmen zu einem einmal gegebenen Wort.

Der Herbst kam mit erster Kühle und Regen. Er überzog das dichte, satte Grün unserer Umgebung mit der Eintönigkeit einer verblaßten Tapete. Der regnerische September verging, der Oktober und der erste Teil des Novembers.

Wir richteten uns bereits darauf ein, in Backamo überwintern und bis zum Frühjahr auf unsere Heimkehr warten zu müssen — da geschah das Unfaßbare, das Unmenschliche, das 2 700 Deutsche und 300 Balten in ein erbärmliches, niederträchtiges Schicksal zurückschleuderte!

Das Trauerspiel nahm seinen Anfang.

Am Freitag, den 23. November, erschienen die schwedischen Zeitungen nur mit stark zensierten, das heißt herausgeschnittenen Artikeln im Lager. Vom Morgen bis zum Mittag erstarkte das lawinenartig anwachsende Gerücht zur bitteren Gewißheit: Die Auslieferung der internierten Deutschen und Balten an diejenigen Besatzungsmächte, von deren Fronten diese gekommen waren, sollte verwirklicht werden! Die weitaus größere Masse mußte demnach den Weg nach Rußland zurück antreten.

Alles, was sich nun ereignete, ist kaum zu beschreiben. Die Tage und Nächte voller Erwartung auf eine Änderung des Beschlusses, die Selbstmorde, die Selbstverstümmelungen, das Verrücktwerden einiger Kameraden, das Warten auf das Eingreifen irgendeiner internationalen Macht, die einen solchen Bruch internationalen Rechtes, menschlichen Rechtes, doch verhindern mußte!

Ja, mußte! Damals glaubten wir noch an menschliches Denken und internationale Abmachungen! Heute — heute weiß ich, was für uns als geschlagenes Volk, für mich als

Individuum dieses Volkes, solches Recht für eine Bedeutung hat: Keine!

Zunächst versuchte ich das Nächstliegende: die Flucht.

Stunde um Stunde lag ich in den nun folgenden nassen und kalten Nächten vor dem Stacheldraht und lauerte auf den Augenblick, in dem ich mich mit meiner Drahtschere durch den Zaun hindurchschneiden konnte. Es gelang mir ein einziges Mal, den inneren Zaun zu durchschneiden und in die Mitte des Drahthindernisses zu kriechen. Da bemerkte mich der Posten und schickte mich zurück:

„Geh zurück, Kamerad, es hat keinen Zweck", erklärte er mir ruhig.

Es hatte wirklich keinen Zweck. Die Bewachung war so, wie ich sie weder vorher noch auch nachher in Rußland jemals erlebt hatte. Die an allen Ecken und Wendungen des Drahthindernisses stehenden Wachtürme, von einem Doppelposten besetzt, beherrschten mit ihren zwei beweglichen Scheinwerfern vollkommen das gesamte Gelände. Zwischen den Türmen patroullierten Pendelposten. Um den ganzen Lagerkomplex zog sich außerdem eine Sicherungslinie von Soldaten und Polizisten, die mit allen leichten Infanteriewaffen ausgerüstet waren und über eine große Zahl von Suchhunden verfügten.

Ich mußte einsehen, daß es durch den Zaun nicht ging. Vielleicht unter dem Zaun mit Hilfe eines Kriechganges?

Im Keller des Offizierswohnhauses, das nahe genug am Zaun stand, machte ich auch diesen Versuch. Leider stellte sich bald heraus, daß auch dieser Ausweg verbaut war, nicht von Menschen, aber durch den felsigen Untergrund, auf dem das Lager errichtet war. Auch dieser Plan mußte aufgegeben werden.

Inzwischen traten die ersten Selbstverstümmelungen unter den Internierten auf. Es wurde behauptet, und zwar auch von schwedischer Seite, wer so schwer verletzt ist, daß er transportunfähig wird, kann nicht ausgeliefert werden! Die Folgen kann man sich vorstellen. Die ersten fingen ganz harmlos an. Pulsaderöffnen am Handgelenk, Vergiftungen mit Medikamenten und ähnliche, nachher weit überholte Ver-

stümmelungen bildeten den Beginn der Selbstzerstörungen des eigenen Körpers von bisher gesunden und normalen Menschen. Das erste selbstvergossene Blut bildete den Auftakt zu dem blutigen, grauenvollen Geschehen des Auslieferungstages.

In Übereinstimmung mit den anderen Lagern für deutsche und baltische Internierte traten wir in den Hungerstreik. Keiner der 1500 Menschen unseres Lagers aß mehr einen einzigen Bissen. Die Schweden kochten in den ersten Tagen selbst die volle Verpflegung und stellten sie in die Speisesäle. Keiner von uns holte auch nur einen einzigen Löffel voll Suppe ab. Ja, wir warfen sogar alles Eßbare, was wir in unseren Schränken und in unserem Gepäck hatten, wie Keks, Schokolade, Bonbons und Konserven mitten auf den Lagerplatz.

In meiner Stube hatte jeder der acht Bewohner einen 50 bis 60 Pfund schweren Feldstein unter dem Bett liegen, um sich im Falle einer überraschenden Auslieferung den Fuß zertrümmern zu können. Nachts wurde die Tür verbarrikadiert, und bei jeder Annäherung von Schritten saßen wir auf dem Rand unserer Betten, den Felsbrocken zwischen den Fäusten, um ihn beim ersten schwedischen Wort, das uns zum Mitkommen aufforderte, auf den Fuß zu schleudern.

Unsere Stimmung war verzweifelt. Wir telegraphierten zur Wahrung unseres Rechts an alle führenden Häupter der geistlichen und staatlichen westlichen Welt. Vergebens!

Wenn ich auch selbst in mancher Stunde dieser Tage von Verzweiflung gepackt wurde, so hatte ich mich doch noch lange nicht aufgegeben. Da Flucht unter den gegebenen Bedingungen nicht zum Erfolg führen konnte, faßte ich nun einen anderen Plan. Ich wollte mich innerhalb des Lagers an versteckter Stelle eingraben, unter der Erde die Auslieferung überstehen und nach Aufhebung der Bewachung fliehen. Dazu hatte ich bald einen geeigneten Platz gefunden und begann während der Nachtstunden mit der Arbeit. Unter der kleinen Isolierbaracke für Kranke mit ansteckenden Krankheiten glaubte ich das entsprechende Versteck ausheben zu können. Der geplante Bunker mußte gerade so groß

sein, daß er einem Menschen und für vier Wochen Verpflegung Platz bot.

Die Verzweiflung im Lager stieg indessen auf ihren Höhepunkt. Berichte aus Tageszeitungen, die auf illegalem Weg in das Lager gelangten, besagten, daß die „Kuban", ein russischer Transporter, unterwegs sei und in der Zeit zwischen 26. und 28. November die Internierten aufnehmen und ihrem Bestimmungsort zuführen würde.

Die Selbstverstümmelungen nahmen nach dieser Nachricht rapide zu. Auch die ersten Selbstmorde traten auf. Einige Kameraden hackten sich mit einem Beil den Fuß in der Mitte des Ristes ab. Andere spalteten sich mit der Axt das Schienbein. Pulsaderschnitte wurden nur noch als „harmlos" belächelt.

Eines Mittags, ich war vor Sorgen, Aufregung und Hunger am Ende meiner Nervenkraft angelangt, ging ich in trostloser Stimmung zum Lagerzaun und bat den schwedischen Posten, mich zu erschießen. Meine Nerven hatten wohl nachgegeben. Wenn ich heute daran zurückdenke, dann kann ich durchaus ermessen, wie ernst es mir mit meiner Forderung war. Natürlich verweigerte es der Posten. Daraufhin erklärte ich ihm, ich würde einfach über den Zaun steigen, dann müsse er schießen. Er antwortete mir, daß er in diesem Falle einfach in die Luft schösse. Sofort regte sich in mir Lebenswille und der Wunsch, diese Gelegenheit zur Flucht auszunützen. Wenn er den Selbstmörder nicht erschoß, dann vielleicht auch nicht den Flüchtenden? So erklärte ich ihm, bei Einbruch der Dunkelheit würde ich bei ihm über den Zaun klettern. Lächelnd meinte er, daß ich ja doch nur einige Meter weit käme. Er schösse zwar nur in die Luft, aber das wäre Alarm genug, daß mich die Polizei mit ihren Hunden sofort wieder einfinge.

Er hatte recht, das wäre Alarm genug!

Am darauffolgenden Abend kam ein ehemaliger Unteroffizier meiner alten Batterie zu mir und unterbreitete mir folgenden Plan:

Unter dem Fußboden der Kantine, an der Stelle, an welcher noch die Bühne darüber lag, befand sich ein ausgebau-

ter Bunker, welcher der Theaterspielgruppe, der er angehörte, zum Schnapsbrennen gedient hatte. (Da in der schwedischen Armee, also auch in den Internierungslagern Alkoholverbot besteht, wurde auf diese Weise Abhilfe geschaffen.) Wenn ich mitmachen würde, wollten wir zwei uns da unten verproviantieren und 4 bis 6 Wochen verborgen halten. Ganz allein wollte er es nicht machen.

Ohne eine Minute zu verlieren, begab ich mich an Ort und Stelle und schaute mir die Höhle an. Sie war für unseren Zweck tatsächlich ausgezeichnet geeignet. Die Ausführungen meines eigenen Bunkers stellte ich sofort ein und machte mich nun daran, unser Versteck auszustatten. Dazu gehörte vor allem Verpflegung. Wir standen aber im Hungerstreik und konnten uns von empfangenen Zuteilungen nichts absparen. Es blieb also nichts anderes übrig, als nachts in die Proviantträume bei den Lagerküchen einzubrechen, um uns mit allem Notwendigen zu versorgen. Es bestand für uns nur eine Moral: Wie können wir der Auslieferung entgehen? Und was ist schon ein kleiner Lebensmitteldiebstahl aus Not und Notwendigkeit gegen das Verbrechen, welches in dieser Zeit an 3000 Menschen in zynischer Offenheit begangen wurde?

Wir machten unsere Einbrüche mit gutem Erfolg, horteten die gestohlene Verpflegung in unserem Versteck — hungerten selbst aber weiter, da das gesamte Lager keine Speise zu sich nahm. Wir besorgten Korbflaschen für Trinkwasser, einen elektrischen Kocher, für den ein Anschluß gelegt worden war, einen verschraubbaren Latrinenkübel, eine Hängematte zur Aufnahme der Verpflegung, Decken und eben alles, was uns notwendig erschien für 4 bis 6 Wochen unter Tag.

Diese Möglichkeit erschien uns besonders erfolgversprechend, da das Versteck weder von oben her, noch von der Seite, auch nicht wenn man unter die Kantinenbaracke kroch, zu erkennen war. Um uns Suchhunde vom Leibe zu halten, mit deren Einsatz wir von vornherein rechneten, hatten wir uns Lysol besorgt, das wir über der Einstiegluke verspritzen wollten, um so den Hunden den Geruchsinn zu nehmen.

Während all dieser Vorbereitungen nahm die Katastrophe im Lager weiter ihren grausigen Verlauf. Der Tag der Auslieferung rückte immer näher, erbarmungslos näher. Die „Kuban" war eingetroffen und wartete im Hafen von Trelleborg auf die Verschiffung neuer Arbeitssklaven für die sowjetischen Bauprojekte.

Nun muß ich einflechten, daß von schwedischer offizieller Seite tatsächlich auch ein Versuch gemacht wurde, die Auslieferung wenigstens um ein Jahr hinauszuschieben. Der schwedische König richtete an Stalin ein Telegramm in diesem Sinne (es war allerdings meines Wissens nur von einer Verzögerung des Auslieferungstermins für Balten die Rede). Natürlich lehnte Stalin ab.

Die Haltung der schwedischen Bevölkerung in ihrer Gesamtheit war sympathisch und in 90 % aller Fälle von menschlichem Verständnis und Mitgefühl für unser Schicksal getragen. Das schwedische Volk empfand sehr wohl die Rechtswidrigkeit und Grausamkeit dieses Geschehens und half und unterstützte uns, wo es immer möglich war.

Auch das haben wir ehemalige Internierte in Schweden nicht vergessen — nicht die Demonstrationen, nicht die Flugblätter, nicht die Blumen, nicht die Kränze auf den Gräbern der Selbstmörder, nicht die persönliche Anteilnahme vieler schwedischer Menschen, nicht die Zeitungsartikel, die für uns sprachen, nicht die Hilfe von so vielen einzelnen Menschen des schwedischen Landes — so wenig, wie die nachher doch vollzogene Auslieferung auf Befehl und mit Genehmigung einer schwedischen Regierung.

Es war am 25. November, dem zweitletzten Vorabend des geplanten Abtransportes zum Hafen, als im Lager bekanntgegeben wurde, der Termin für das Auslaufen der „Kuban" sei auf einen noch nicht bekannten Zeitpunkt verschoben worden!

Kein Vorstellungsvermögen gibt die Folgen wider, die eine solche Nachricht auf 1500 verzweifelte Menschen haben mußte.

Sich gegenseitig die Hände schüttelnd, mit glücklichen Gesichtern und lächelnd vor Erlösung versammelten sich die

1500 Insassen des Lagers auf dem großen Lagerplatz. Und wenn ich in meinem jungen Leben auch schon Zeuge manches ergreifenden Schauspiels werden mußte, bei denen Menschen auf der Schwelle des Todes oder eines erbarmungslosen Schicksals ihre innersten Empfindungen in ihre Handlungen und den Ausdruck ihrer Augen treten ließen — noch nie wurde ich so erschüttert, wie in jenem Augenblick, als alle, Gläubige und Ungläubige, den alten Choral „Nun danket alle Gott" anstimmten.

Unter den Transparenten — „Lieber in Schweden sterben, als in Rußland verrecken" — standen 1500 Menschen, denen ein lächerlicher Aufschub von Tagen so viel neue Hoffnung gegeben hatte, daß sie aus tiefstem Herzen dankbar und gläubig wurden.

Neben mir stand ein junger schwedischer Offizier. Ihm liefen die blanken Tränen über das Gesicht — und nicht nur ihm. Fast alle seine Landsleute, die dieses Drama miterleben mußten, weinten aus derselben Hoffnung und demselben Glauben wie wir und vielleicht auch aus Dankbarkeit, daß sie nun nicht die Vollstrecker solchen Urteils werden sollten.

Es war eine Nacht der Hoffnung in all den hoffnungslosen, grauen Nächten der Auslieferungszeit. Aber der Zweifel erwachte bald wieder in unseren aufgepeitschten Gehirnen, und schon am kommenden Tag wurde dieser unterbewußte Zweifel zur Gewißheit der Verzweiflung. Der Aufschub war nur dadurch bedingt, daß in der „Kuban" erst Pritschen für die Aufnahme von menschlicher „Fracht" eingebaut werden mußten.

Mit dem Bekanntwerden dieser Nachricht begann das Inferno. Die Selbstverstümmelungen wurden immer grausamer. Einer sägte sich die Hand an der Kreissäge ab, ein anderer trank Lysol, ein weiterer zertrümmerte sich den Fuß zu einer formlosen Masse, wieder ein anderer durchstieß sich beide Füße mit einer Brechstange, einer erhängte sich, und einer schnappte über.

Während dieser ganzen Zeit versorgten wir weiter unseren Bunker. Inzwischen waren noch weitere fünf Kameraden da-

zugekommen, ebenfalls Angehörige der Theatergruppe des Lagers, welche unser Versteck kannten. Natürlich konnten wir nicht ablehnen, obwohl die Tatsache unserer Vielzahl das Unternehmen außerordentlich gefährdete. Zwei Mann konnten vielleicht geflohen sein, oder mit schwedischer Hilfe die Bewachung durchbrochen haben. Sieben Mann aber mußten sich im Lager versteckt halten, denn eine solche Zahl konnte unmöglich unbemerkt entweichen. Die Versorgung mit der nun dreimal umfangreicheren Verpflegung konnte durch weitere Einbrüche sichergestellt werden. Eine wesentliche Sorge machte aber die Beschaffung von Zivilkleidern, die wir auf unserer späteren Flucht unbedingt gebrauchen würden. Auch hier mußte Einbruch und Diebstahl helfen. Moralische Bedenken hatten wir verständlicherweise keine mehr. Es waren für Weihnachten von schwedischen und deutschen Familien in Schweden Kleiderspenden für die Internierten eingegangen. Diese lagerten in einem verschlossenen Schuppen. Wir brachen ihn auf und kleideten uns mit dem Vorhandenen ein.

In jeder Nacht — denn jede konnte die Auslieferung bringen — schickte ich meine sechs Kameraden in unser Versteck, während ich selbst Verbindung hielt, um dann im letzten Augenblick selbst einzusteigen.

An Schlaf war kaum zu denken in jenen Tagen. Wie immer war die Tür unseres Zimmers verrammelt, und jedesmal, wenn sich Schritte näherten, hatte jeder sofort seinen Felsbrocken in den Händen. Es hätte ja ein Schwede sein können, der uns abholen wollte!

Unter immer zahlreicheren und immer grausameren Selbstverstümmelungen kam dann jener Abend des 30. November heran, an dem der schwedische Lagerkommandant den deutschen Kommandanten nicht mehr empfing. Er ließ dem Wartenden ausrichten, er habe einen Nervenzusammenbruch erlitten und sei deshalb nicht in der Lage zu empfangen.

Nun war es mir klar, daß am nächsten Tag des Dramas letzter Auftritt erfolgen sollte.

In dieser letzten Nacht schleppte ich noch Trinkwasser und andere Notwendigkeiten zu unserem Bunker und stieg

dann selbst in den frühen Morgenstunden in unser unterirdisches Versteck. Meine sechs Kameraden erwarteten mich in bangender Sorge, und unter seltsamen Empfindungen der Hoffnung und des Zweifels sahen wir gemeinsam dem Morgen entgegen.

Das erste Ereignis, das unser Warten unterbrach, bildete das Erscheinen eines Mannes der Theaterspielgruppe, der einer U-Bootbesatzung angehörte, die nach dem Westen ausgeliefert wurde. Er rief uns herunter, daß in einer Stunde die Leute nach dem Westen abrücken würden. In einer halben Stunde wolle er nochmals wiederkommen, um einige Kulissen über die Einstiegluke zu ziehen, die ohnehin so in den Bodenbelag eingefügt war, daß nur ein Eingeweihter sie erkennen konnte. Aber er kam nicht mehr zurück. Die kurz darauf eintretenden Ereignisse hatten es ihm wohl unmöglich gemacht.

Mit einem Male hörten wir, durch die Erde über uns gedämpft, aber doch deutlich vernehmbar, Geschrei, Rennen von Füßen, Rufe, Fluchen, schwedische Kommandos und immer wieder das Trampeln eiliger Füße und die typisch gellenden Schreie von Menschen in höchster Not.

Wir hockten unbeweglich. Wir lauschten. Wir wußten es: Nun beginnen sie unsere Kameraden herauszuholen!

Wir saßen und warteten. Wann würde unser Fehlen bemerkt werden, wann würden die Schweden beginnen, uns zu suchen? Oder suchten sie uns schon? Unser eigener Atem war uns zu laut, wenn sich einer nur ein wenig bewegte, schauten die andern mit gespannten Gesichtern zornig nach ihm hin.

Draußen war jetzt Tag — wohl auch so ein regnerischer, undurchsichtiger Spätherbsttag wie die anderen Tage davor. Die Zeiger auf meiner Armbanduhr krochen so grausam langsam vorwärts, als seien sie angeleimt. Als ich mich wieder einmal dabei ertappte, daß ich nach Minuten zählenden, kleinsten Zwischenräumen immer wieder auf die Uhr sah, nahm ich sie ab und steckte sie in die Tasche.

Es war wohl gegen Nachmittag, als einer die Tagesration ausgab. Sie war für fünf Wochen berechnet — bis Weih-

nachten. Dann sollte ein Kamerad mit mir zusammen versuchen, Freunde aufzusuchen und Hilfe zu bringen. Diese Ration bestand — nach einwöchigem Hungerstreik! — aus zwei Scheiben Weißbrot, einigen Stückchen Würfelzucker, 10 Gramm Fett, einer halben roten Rübe und 2 Löffel Haferflocken. Außerdem gab es Kaffee oder Tee, der allerdings nur nachts gekocht werden durfte. Eine von der Hauptleitung des Lagers abgezweigte Stromzuführung versorgte uns mit Licht und hielt unseren Kocher die ganzen Nächte in Betrieb. Er hatte nicht nur die Aufgabe, unser Wasser zum Kochen zu bringen, sondern mußte gleichzeitig auch heizen. War der Kocher außer Betrieb, kroch sofort die Kälte in unsere Höhle. Geraucht durfte zunächst überhaupt nicht werden. Erst wenn die ersten Suchaktionen mit Erfolg überstanden waren, wollten wir es nachts wagen.

Die Uhren zeigten die achte Abendstunde, wir wähnten uns für diesen Tag schon in Sicherheit, da hörten wir Kratzgeräusche an der Erdbedeckung unseres Bunkers. Wir hielten den Atem an und lauschten in angestrengter Spannung. Hatte man uns entdeckt?

Das Kratzen und Scharren hörte nicht auf. Bald mußten die, welche da arbeiteten, zu der Holzverschalung unseres Bunkers vorgedrungen sein!

Atemlos hockten wir an die Wände gelehnt und hielten unsere Rasierklingen bereit, mit denen wir uns im Falle einer Entdeckung die Pulsader öffnen wollten. Bange, langsam dahinkriechende Minuten verstrichen. Plötzlich wurde es still über uns. Hatten sie das Suchen aufgegeben?

Da war es wieder! Aber warum suchten sie so vorsichtig? Vielleicht waren es gar keine Schweden, sondern Kameraden, die sich ebenfalls verstecken wollten?

Das Schaben und Kratzen kam immer näher. Die da draußen sprachen kein einziges Wort. Nun glaubte ich bestimmt, daß es sich um Kameraden handelte, denn so vorsichtig geht kein Suchkommando vor.

Ganz leise flüsterte ich durch die Wand den vermuteten Kameraden zu, sie sollten sich zu erkennen geben. Sofort trat Stille ein. Dann hörte ich zwei Männer flüstern. Sie sprachen deutsche Worte!

Es stellte sich heraus, daß es sich um zwei Männer meiner Batterie handelte, die, ohne von uns zu wissen, ebenfalls unter der Kantinenbaracke ein Versteck suchten. Auf meinen geflüsterten Bescheid, sie sollten das Graben einstellen und sich so gut als möglich tarnen, wir würden sie bei Nacht hereinholen, verhielten sie sich totenstill. Sie mußten sehr frieren, aber vor Mitternacht konnten wir nicht daran denken, sie hereinzuholen.

Aber wieder einmal kam es ganz anders.

Eine gute Stunde später hörten wir mit viel Lärm mehrere Personen unter der Baracke herumkriechen. Wieder lauschten wir bewegungslos. Da — schwedische Stimmen!

Erstarrung, Horchen: Werden sie uns finden?

Plötzlich, ganz in der Nähe in gebrochenem Deutsch die Aufforderung: „Kommen Sie sofort heraus!"

Wen meinte diese Stimme — uns? Aber das war kaum denkbar, denn sie konnten uns noch nicht entdeckt haben. Also die zwei Kameraden?

Das letztere traf zu. Die beiden waren entdeckt worden. Wir hörten, wie sie sich weigerten, baten, fluchten — es half ihnen alles nichts, die Schweden zogen sie unter der Baracke hervor, um sie ihrem unverdienten Schicksal zuzuführen. Arme Kerle, dachten wir in jenem Augenblick.

Die Schweden gaben sich mit den zwei Gefangenen noch nicht zufrieden. Sie suchten weiter. Mit Stangen oder Spaten stießen sie allenthalben in die Erde und mehrfach waren sie auf unsere Holzverschalung durchgestoßen.

Nun waren sie mit mehreren direkt über uns! Da bummste es wieder gegen die Decke! Und jetzt gegen die Wand! Einmal, noch einmal — hatten sie uns gefunden? Sie mußten den Widerstand des Holzes doch gespürt haben?!

Bange, lange Sekunden!

Und wir hörten erleichtert, wie sie unter der Baracke hervorkrochen.

Mit jagenden Pulsen lauschten wir ihren Schritten nach. Kamen sie jetzt in die Kantine, um dort der vielleicht gefundenen Spur nachzugehen?

Erlöst hörten wir ihre Schritte verhallen. Eine Gefahr war vorüber. Es war die erste.

Die Nacht verging. Nicht bei allen gaben die Nerven so weit nach, daß der Körper den auslöschenden Schlaf finden durfte. Trotzdem hatte immer einer von uns Wache, damit kein unkontrolliertes Schnarchen einem zufällig vorbeikommenden Posten unsere Anwesenheit verriet. Wie es oben aussah, wußten wir ja nicht.

Zweifellos hatten noch andere Kameraden versucht, sich im Lager zu verstecken. Auch uns würde man im Lager suchen, obwohl ich versucht hatte, unser Verschwinden zu verschleiern. So hatte ich durch Kameraden ausstreuen lassen, zwei von uns seien nach Selbstverstümmelung in ein Lazarett gebracht worden, zwei hätten Andeutungen gemacht, ein schwedischer Offizier wolle ihnen zur Flucht verhelfen, und die übrigen seien schon vor zwei Tagen verschwunden, ihr Verschwinden aber von den Kameraden verheimlicht worden. Natürlich mußten wir damit rechnen, daß die Schweden sehr bald dieses Manöver durchschauten und uns dann doch innerhalb des Lagers suchen würden, wenn sie die falsche Fährte als solche erkannt hatten.

Der zweite Tag begann. Die Rationen wurden verteilt und wieder marterten uns die zäh verrinnenden Stunden.

Um 10 Uhr morgens hörten wir wieder die Schweden. Diesmal über uns in der Kantine. Sie durchsuchten die Bühne. Deutlich vernahmen wir ihre Worte. Jetzt warfen sie die Kulissen durcheinander. Einer stand direkt auf der Einstiegluke! Sie tasteten den Boden ab. Deutlich konnten wir das Scheuern ihrer Knie auf dem Holz von den Schritten der Stiefel unterscheiden. Zwanzig Minuten lang suchten sie die Kantine ab. Kein Laut war in unserer gedrängten Enge zu vernehmen.

Und ohne uns gefunden zu haben, zogen sie wieder ab, uns in banger Sorge für das nächste Mal zurücklassend.

Nachmittags kamen sie wieder. Wieder klangen über uns auf dem Kantinenfußboden ihre Schritte, sie krochen wie in der ersten Nacht unter die Baracke, waren neben uns, über uns — und fanden uns nicht!

Am dritten Tag brachten sie Hunde mit.

Aus! dachten wir, als die Hundepfoten über unseren Köpfen tappten. Sogar das Schnüffeln war deutlich zu hören, wenn sie immer wieder über uns hin- und herliefen. Anscheinend hatten sie etwas gewittert, wir warteten auf den Anschlag — aber er erfolgte nicht! Auch die Hunde fanden uns nicht.

So verging der vierte, fünfte und sechste Tag. Morgens und nachmittags hörten wir die Sucher über uns, neben uns, um uns — aber keiner fand uns!

Schon glaubten wir uns sicher, wir machten bereits Pläne über die weitere Gestaltung der Flucht, aßen unsere kümmerlichen Rationen auf und warteten — warteten — warteten.

Am siebten Tag zerriß plötzlich die dröhnende Stimme eines Lautsprechers unsere stets gedämpfte Kellerstille. Wir hörten wie er von mehreren Stellen im Lager immer wieder dasselbe verkündete:

„Kameraden kommt aus euren Verstecken! Die „Kuban" ist abgefahren! Die Gefahr ist vorüber!"

Fragende Gesichter um mich herum. Konnten wir vertrauen? Konnten wir unser elendes Loch verlassen?

Aber durften wir denn überhaupt noch vertrauen, nach den Erfahrungen, die hinter uns lagen?

Nein, wir durften es nicht! Wir beschlossen zu bleiben. So leichtgläubig waren wir nun doch nicht mehr.

Keiner verließ auch nur für eine Minute das sicher scheinende Versteck.

Am achten Tag ist es dann geschehen. Wie es möglich war, weiß ich bis zum heutigen Tage nicht. Leichtsinniger, unbeabsichtigter oder böswilliger Verrat von Männern, die von unserm Versteck wußten, und von den wenigen waren die meisten in den Westen gefahren. Oder vielleicht hat einer der zwei neben uns Gefundenen nach der Abfahrt der „Kuban" leichtsinnig geprahlt: „Die finden sie nicht, die sitzen da und da", und ein anderer hat es gehört und gemeldet?

Ich weiß es nicht, und es ist für das weitere Geschehen auch bedeutungslos, w i e sie uns gefunden haben.

Gegen Mittag hörten wir über uns das rasche Trappen und Klappern vieler Stiefel. Es waren mehr als bisher, und die Richtung und die Art ihrer Schritte verrieten Zielbewußtheit. Gerade über uns Gerede, Geschrei, Zurufe. Dann Axtschläge. Noch waren sie nicht am Fußboden. Zuerst mußten sie die Bühne durchschlagen. Nach vielleicht 10 Minuten waren sie durch. Jetzt begannen sie die Gegend unserer Einstiegluke in Angriff zu nehmen. Diese war mit schweren Querbalken gesichert. Sie hatten Arbeit.

Alle lagen wir stumm. Gleich war es soweit. Jeder hielt seine Rasierklinge in der Hand, um sich das „schwedische Armband", wie der Pulsaderschnitt im Lager hieß, anzulegen.

Sie arbeiteten gut, die da oben, unsere Häscher, verdammt gut!

Endlich waren sie durch! Ein schwedischer Uniformierter riß die Decke, die den Vorratsraum von der Schlafecke abtrennte, herunter. Er hielt uns einen starken Scheinwerfer ins Gesicht und schrie, während seine Hand merklich zitterte:

„Kommen Sie sofort heraus! Kommen Sie heraus!"

Keine Antwort.

Alle lagen wie Tote, unbeweglich.

Was zu tun sei, hätte wohl keiner zu sagen vermocht. Die Pulsader öffnen, wie es vereinbart war? Längst hätten wir es getan, aber der Lautsprecher vom Tage zuvor mit seinem „Die Gefahr ist vorüber, die „Kuban" ist abgefahren" hatte doch genug Vertrauen und auch Mißtrauen gegen das eigene Handeln gesät, daß nun keiner zu einer Entscheidung kam.

Erneut der Schwede in unsere Unentschlossenheit hinein: „Sie sollen sofort herauskommen!"

Keine Antwort. Es war eine irrsinnige Spannung, die uns in Fesseln schlug. Schneiden wir jetzt — oder —?

Und wieder der Schwede: „Kommen Sie sofort heraus!"

Keine Antwort. Er mußte langsam glauben, Tote vor sich zu haben.

Seine Stimme wurde unsicher: „Sie sollen sofort herauskommen!"

Uns anzurühren wagte er sichtlich nicht.

In die verfluchte Spannung hinein richtete sich plötzlich mein rechter Nachbar auf — es war derselbe, der mir dieses Versteck vorgeschlagen hatte — und mit seiner Hamburger Ruhe fragte er zu dem Schweden hin:

„Ehrenwort, daß die „Kuban" abgefahren ist?"

Sofort streckten sich ihm drei oder vier Hände entgegen. Weitere Schweden waren inzwischen heruntergestiegen, hatten sich aber, für uns nicht sichtbar, in dem abgewinkelten Vorratsraum aufgehalten. Alle schrien uns in wüstem Durcheinander zu, daß die „Kuban" abgefahren sei. Es schien wahr zu sein, man konnte es an der freudigen Art merken, mit der sie ihre Versicherungen gaben. Jeder bot seine Hand zum Ehrenwort, und einer nach dem andern von uns setzte sich auf und ergriff die dargebotenen Hände.

Trotz unseres Mißtrauens waren wir doch alle wie von einem Alpdruck befreit. Es war vorbei. Vorbei die Sicherheit des Verstecks und vorbei die Unsicherheit des Wartens, des Hoffens, des Bangens.

Wir packten unsere Zivilsachen in die Koffer und stiegen hinauf.

Als wir oben im hellen Mittag standen, zwang uns das grelle Licht die Lider über die Augen. Eine Weile standen wir geblendet. Etwa 25 Schweden umringten uns. Der stellvertretende Lagerkommandant, mit dem ich während des vergangenen halben Jahres öfters zusammengetroffen war, fragte mich — nach mir! So sah ich aus, so verändert durch Hunger, Bart und Nervenpeitsche! Er war überrascht, höflich und sehr bedacht, uns nicht aus den Augen zu lassen. Wir wurden auf die Wache gebracht und verköstigt.

Man versicherte mir (mal wieder!), daß eine Auslieferung in absehbarer Zeit nicht in Frage käme, vor Weihnachten auf keinen Fall, es liefen Verhandlungen, die es wahrscheinlich überhaupt verhindern würden. Geradezu mit Engelszungen redete man auf uns ein, um ja jedes Mißtrauen zu nehmen. Wir sollten jetzt in ein Lazarett kommen, um uns zu erholen und auch, um gründlichst untersucht zu werden, ob wir keinen Schaden gelitten hätten.

Mir wurde vertraulichst ans Herz gelegt, ein Gesuch zu schreiben, damit ich nicht nach Rußland ausgeliefert würde. Man versprach auch, es auf schnellstem Wege nach Stockholm, an die zuständige Stelle des Generalstabes weiterzuleiten. Der Erfolg wurde mir so ziemlich als gesichert hingestellt.

Wahrscheinlich meinte man, ich solle dieses Gesuch für meine Person alleine schreiben. Dieselbe Möglichkeit wurde mir schon einmal geboten, noch vor dem Abtransport auf die „Kuban". Ich habe dieses Gesuch geschrieben, selbstverständlich. Aber ich habe es für alle die Menschen mitgeschrieben, die auf meinem Schiff nach Schweden gekommen waren! Das mußte natürlich erfolglos bleiben, aber glaubte man denn, ich hätte diesen Weg alleine beschreiten können?

Nicht aus dem Gefühl heraus, eine Pflicht, eine Etikette, einen Ehrenkodex oder einen Eid zu halten schrieb ich dieses Gesuch für meine Kameraden mit, sondern aus der Absicht und dem Willen, ein anständiger Kerl zu bleiben, um nicht eines Tages vor mir selber ausspucken zu müssen. Für manche mag meine Ansicht veraltet, dumm oder kindisch sein, manche werden dahinter eine reaktionäre Einstellung suchen und mir erklären, es fehle nur noch der Parademarsch zum Militaristen, oder ähnliche blödsinnige Verdächtigungen. Dann werde ich diesen Typen (ich kenne sie ja so gut, in jedem Gefangenenlager in Rußland treten sie als „Überläufer wegen politischer Überzeugung", als sogenannte „Antifaschisten", als Lagerpolizei oder als „deutsche" Lagerführer auf!) sagen, daß ich es für eine Frage des persönlichen Geschmacks halte, ob man ein Lump werden will oder nicht.

Anständigkeit kann mitunter verflucht teuer kommen — Lumpen leben weit billiger und meist auch erfolgreicher. Ob die Rechnung dann allerdings beim ganz privaten Saldo aufgeht, das ist eine andere Sache. Bei jedem Menschen kommt einmal die Krise, wo nicht mehr der Erfolg, der Bauch oder das Scheckbuch Entschuldigung genug sein wird für den Verrat an eigenem oder fremdem Menschtum.

Das Gesuch wurde also geschrieben, man machte uns Hoffnungen und halbe Versprechungen, man wollte uns beruhi-

gen, vielleicht aus ehrlichem Mitgefühl, vielleicht auch nur, um uns in Ruhe zu wiegen und uns so leichter be- und verhandeln zu können?

Jedenfalls war das einzige, was sich von diesen Versprechungen erfüllte, die Tatsache, daß wir in ein Lazarett gebracht wurden. Gut bewacht natürlich, sehr gut bewacht. Die Bewachungsmannschaften nahmen ihre Pistolen aus den Futteralen und steckten sie lose in die Taschen. Wir registrierten diese Vorsichtsmaßnahme ohne größeres Interesse.

Man brachte uns nach Boras. Es war eine scheußliche, lange Fahrt. Mit Ausnahme von zwei Mann kollabierten alle, erbrachen sich und fieberten.

Unterwegs hatte der zweite Wagen eine Panne. Ich saß mit drei anderen Kameraden zusammen im ersten Fahrzeug. Die Schweden, wohl sehend, wie elend wir waren, ließen uns allein. Ich fragte meine Kameraden, ob ich mich ans Steuer setzen sollte, um davonzufahren. Aber sie waren zu sehr mitgenommen und vertrösteten sich und mich auf eine Fluchtmöglichkeit vom Lazarett aus. Keiner hatte im Augenblick die notwendige Spannkraft zu einem Entschluß.

In den späten Abendstunden kamen wir in Boras an. Das Lazarett war in einer Schule untergebracht, die zum Zweck der Aufnahme selbstverstümmelter und kranker Internierter in ein Behelfskrankenhaus umgewandelt worden war. Sie wurde aber bei dieser Wandlung nicht nur Lazarett, sondern gleichzeitig auch Gefängnis!

Noch nie in meinem Leben war ich so rasch von fremder Hand entkleidet und auch des letzten Kleidungsstückes beraubt worden. Mein Koffer mit meinem Fluchtzivil verschwand, meine Hose, mein Rock, mein Hemd, Schuhe, Socken, alles, alles verschwand in den Händen lächelnder Schweden, die mir versicherten, ich würde später alles wiederbekommen. Meine Proteste verklangen ungehört.

Statt mir meine Kleider wiederzugeben, legten sie mich auf eine Tragbahre und trugen mich in ein Untersuchungszimmer. Ich wollte selbst gehen, aber auch das wurde mir nicht erlaubt. Ein sehr junger schwedischer Arzt kam, um

mich zu untersuchen. Man hatte uns ja von dieser Untersuchung bereits in Backamo erzählt, aber auf meine Bemerkung hin, daß ich gesund sei, reagierte der Arzt in keiner Weise. Bald merkte ich, daß er mich auch gar nicht nach Krankheiten untersuchen wollte, wohl aber nach verstecktem Gift, Rasierklingen und dergleichen. Und zwar machte er das sehr gründlich. Ich sagte ihm, als ich den Zweck seiner Untersuchung erkannte, völlig offen, es sei nicht nötig, und er brauche sich keine weitere Mühe geben, da ich weder eine Ampulle noch eine Klinge bei mir hätte. Mit rotem Kopf entschuldigte er sich und beteuerte, daß es eben seine Vorschrift sei. Es war auch ihm offensichtlich sehr peinlich.

Nur mit einem Hemd bekleidet durfte ich unter Bewachung eines Soldaten in mein Zimmer gehen. Als ich an den Toiletten vorbeikam, fiel mir auf, daß keine Türen in den Angeln hingen. Aber es sollte noch viel drolliger kommen. Die Fenster in meinem Zimmer, wie auch in allen anderen, waren von außen vernagelt, obwohl wir mindestens 5 Meter über der Erde untergebracht waren! Im Zimmer stand ein Posten! Hatten wir eine Zigarette aufgeraucht — schwupps, nahm uns der Posten die Kippe weg — damit wir sie nicht schluckten, um auf diese Art und Weise eine Vergiftung herbeizuführen! Mußte einer der Patienten austreten, wurde erst der Toilettenbegleitposten gerufen. Dann, unter militärischem Geleit, durfte man austreten. Die Tür an dem gewissen Ort war ausgehängt, damit der Posten uns ja auch pausenlos unter Kontrolle halten konnte. Die Strippe zum Ziehen war entfernt, damit sich keiner erdrosseln konnte.

Es war zu bitterer Ernst, sonst wäre manche dieser Maßnahmen sehr zum Lachen gewesen.

In meinem Zimmer lagen die verschiedensten Fälle: Ein Verrückter, er war übergeschnappt, weil seine Nerven nicht mehr durchhielten. Ferner Selbstverstümmler der verschiedensten Sorten und Arten. Hier erfuhr ich auch, was sich im Lager abgespielt hatte, während wir schon unter Tag waren.

Von den rund 150 Offizieren unseres Lagers waren nur

etwa 10 Prozent transportfähig gewesen. Alle andern hatten sich selbst verstümmelt. Es war alles vertreten. Vom abgehackten Fuß bis zum regelrechten Harakiri, vom Dolchstoß ins Herz bis zum Festnageln der Hand mit Hilfe großer Zimmermannsnägel an den Tisch, vom Veronalfresser bis zum Lysoltrinker, vom Zerschmetterer des Fußes mit einem Feldstein bis zum Gehängten. Alles, was sich der Wahnwitz eines Irrsinnigen nur hätte vorstellen können, hier war es von normalen Menschen ausgeführt.

Bei den Mannschaften sah es nicht viel anders aus, nur daß der Prozentsatz nicht ganz so hoch lag. Ein einzelner Mann — um einen Maßstab der Verzweiflung zu geben — hatte 14 (!) Mann mit einem 60pfündigen Stein Schien- und Wadenbein gebrochen! Die 14 freiwilligen Opfer hatten sich hingelegt und auf ihre dargebotenen Beine hatte jener den Felsbrocken niedergeschmettert! Nach dem vierzehnten Fall, es warteten noch mehr auf seine Behandlung, ist er dann kollabiert und ohne Widerstand zur Verladung gegangen. Für sich selbst reichte seine Nervenkraft nicht mehr aus.

Wer Widerstand leistete, wurde mit Gewalt in eine Decke gewickelt und zum Autobus geschleift. Leichter Verstümmelte wurden oberflächlich versorgt und ebenfalls in die Autos verladen. Eine ganze Reihe von Kameraden gelangte so mit frisch aufgeschnittenen, nur schnell vernähten Pulsadern zur Verladung. Andere, die Eslöffel oder Rasierklingen geschluckt hatten, wurden selbst in diesem Zustand zur Auslieferung gebracht.

Im Lager Renneslett spielten sich besonders grausige Szenen ab. Die Internierten waren in einem eng aufgeschlossenen Kreis angetreten, als die schwedische Polizei eindrang, um sie abzuholen. Alle hielten sich untergehakt, den äußeren Ring bildeten die Offiziere. Die Polizisten schlugen so lange mit ihren Gummiknüppeln auf die fest zusammengeschlossenen Menschen ein, bis sie zusammenbrachen, und damit die Menschenmauer gesprengt werden konnte. Als der Kreis auseinanderbröckelte, und die Polizisten nun leichtere

Arbeit hatten, stießen sich der deutsche Kommandant und sein Adjutant einen Dolch ins Herz. Die anderen verstümmelten sich mit allen nur greifbaren Geräten. Viele Internierte aus diesem Lager gelangten als Schwerverletzte auf die „Kuban", den Russen mit ihren Wunden den schönsten Beweis ihrer „faschistischen" Haltung liefernd.

Eine ergreifende Szene hatte sich kurz vor dem Auslieferungstag abgespielt. Ein deutscher Internierter wurde im Lager mit einer Schwedin getraut. Als dieser nach dem Trauungsakt seine junge Frau umarmte, schnitt er sich in der Umarmung hinter ihrem Rücken die Puladern am Handgelenk durch.

Man wird vielleicht fragen, wie so etwas überhaupt möglich ist, wie solch wahnwitziges Geschehen tatsächliches Ereignis werden konnte?

Das ist nicht allzu schwer zu erklären. Wir kannten den Bolschewisten, den Vertreter des heutigen Rußlands in seiner anerzogenen Bestialität seinem Feinde gegenüber, vom Kriege her, wir erlebten ihn, was schlimmer und lehrreicher war, bei seinem Eindringen in Deutschland und seinem damit verbundenen „Benehmen" zur deutschen Zivilbevölkerung, insbesondere zur deutschen Frau.

Wir erinnerten uns noch zu gut an jenen berüchtigten Aufruf Ilja Ehrenburgs an die Rote Armee anläßlich des Überschreitens der deutschen Grenze, und wir lasen täglich die Meldungen in westlichen und neutralen Zeitungen über das Auftreten des östlichen Siegers in Deutschland.

Wir kannten auch das Schicksal der deutschen Gefangenen in Rußland aus den Berichten von Kameraden, denen während des Krieges eine Flucht bis zu den deutschen Linien gelang.

Wir wußten, was es heißt, Kriegsgefangener in der Sowjetunion zu werden!

Natürlich wurde in den einzelnen Krankenzimmern weitergeplant, wie man sich jetzt ohne Hilfsmittel erneut verstümeln könne, um der drohenden Auslieferung zu entgehen, mit der jeder von uns nach wie vor fest rechnete. Die irr-

sinnigsten Methoden wurden erfunden und entwickelt, und jeder hörte völlig sachlich und aufmerksam zu, wenn einer schilderte, wie er sich jetzt, zum Beispiel, den Fuß brechen wollte.

Wir lagen noch keine drei Tage in Boras, da tauchten bereits wieder sehr konkrete Gerüchte auf, ein zweites russisches Schiff, diesmal nicht die „Kuban", sei unterwegs, um den „Rest" abzuholen. Eine sehr menschenfreundliche Schwester, die ich mein Leben lang als hilfsbereite schwedische Frau in ehrender Erinnerung halten werde, wurde Knall und Fall entlassen, weil sie zu freundlich zu den Internierten war und zuviel mit ihnen gesprochen hatte. Der deutsche Geistliche von einer deutschen Gemeinde in Schweden durfte zwar noch auf den Türschwellen unserer Zimmer beten, aber über den vorgeschriebenen Gebetstext hinaus kein einziges Wort zu uns sprechen. Auch eine Art, wie man das demokratische Recht freier Ausübung von religiösen Gebräuchen betrachten und handhaben kann!

Unsere Stationsoberschwester war eines der bigotten und selbstgerechten Wesen, wie sie leider, sehr wenig zum Ruhm der Schwesternschaft, immer wieder auftreten. Als ich am Vorabend unseres Abtransportes erklärte, wir würden am nächsten Tag abtransportiert, verneinte sie dies auf das entschiedenste, ja, sie beschwor es sogar bei ihrem Glauben — obwohl wir am folgenden Morgen abgeholt wurden, und sie zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wahrscheinlich schon die Brote unseres Reiseproviants belegte.

Dieses „Abholen" ging überaus einfach vonstatten. Am andern Morgen, es war noch stockdunkle Nacht, erwachte ich davon, daß jemand an meinen Bettpfosten klopfte. Der da klopfte war ein Polizist, und der harte Klang des Klopfens wurde von einem Gummiknüppel erzeugt! An jedem Bett klopfte einer! Den so liebevoll Geweckten brachte man die Kleider, nicht die Koffer und Rucksäcke; sie mußten sich unter Bewachung anziehen und zu den bereitgestellten Omnibussen folgen. Es waren dies große Dieselomnibusse, wie sie auch sonst überall in der Welt für den Per-

sonenverkehr gebraucht werden. In jedem dieser großen Busse kamen acht Deutsche und ebensoviel und mehr Schweden zur Bewachung!

Wie man uns versicherte, ging es nicht zum Hafen, sondern in ein Lager. Natürlich glaute das zunächst keiner; wieso auch? Überzeugt waren wir erst, als wir am Abend tatsächlich vor einem fremden Lager anhielten, das uns — wenn auch nur für zwei Tage — aufnehmen sollte.

Die Seitenfenster der Omnibusse waren mit Sperrholz verkleidet, damit keiner auf den Gedanken käme, während der Fahrt durch das Fenster zu springen. Jede Bewegung von uns wurde scharf überwacht. Die Bewachungsmanschaften, Polizisten, die man zu diesem Zweck aus ganz Schweden zusammengeholt hatte, waren bei aller anfänglichen Strenge doch im allgemeinen sehr menschlich und anständig. Über einige Fragen unserer Auslieferung waren sie völlig falsch unterrichtet, und wunderten sich nicht wenig, wenn sie von uns die richtigen Zusammenhänge erfuhren.

Auch diese Fahrt fand ihr Ende. Sie bedauerten uns wortreich und bestimmt auch aus ehrlichem Herzen, aber wir wollten nicht bedauert werden, wir wollten nur die Anwendung jener internationalen Bestimmungen auf unsere Person, an die sich das neutrale Schweden natürlich immer gehalten hatte, bis auf unser nebensächliches und unbedeutendes Kontingent von n u r 3000 Menschenleben!

Aber solche Abmachungen galten nicht für uns Deutsche, nicht mehr für die b e s i e g t e n Deutschen! Es gab sehr wohl einmal eine Zeit, in der sich Schweden an internationale Abmachungen hielt gegenüber den Deutschen, das gerne tat und sogar etwas mehr.

Spät am Abend erreichten wir das Lager Rinkaby. Vor uns angekommene Kameraden begrüßten uns. Das Rätselraten ging weiter.

Der Kommandant des Lagers, ein schwedischer Polizeioffizier (die schwedische Armee hatte die Bewachung der Internierten an die Polizei übergeben — wie man uns sagte — weil sie sich geweigert habe, auf uns zu schießen. Auch

das sei den schwedischen Offizieren und Soldaten nicht vergessen!) erklärte uns am ersten Abend, das in den nächsten Tagen eine Krankenstube für die vielen notwendigen Verbandwechsel eingerichtet würde, ferner eine Kantine und andere Einrichtungen, die auf eine längere Dauer unseres Aufenthaltes schließen ließen. In nächster Zeit, so versicherte er nachdrücklich, sei mit einem Abtransport nicht zu rechnen.

Das war am ersten Abend!

Am zweiten Abend rollten wir bereits in Richtung Trelleborg!!

Sollte dieser Polizeioffizier, Lagerkommandant von Rinkaby, tatsächlich nicht gewußt haben, was in allen, uns in diesen Tagen leider nicht zugänglichen Tageszeitungen stand, daß in Trelleborg seit zwei Tagen deutsche Fracht aus anderen Lazaretten verladen wurde? Sollte er es nicht gewußt haben, obwohl er die umfangreichsten Vorbereitungen für unseren Abtransport zu treffen hatte?

Nimmt man es uns vielleicht jetzt noch übel, wenn wir allmählich pfiffen auf schwedisches Wort? Wenn uns bei aller eigenen Not übel wurde von all dem Angelogenwerden und den Wortbrüchen unserer Vollzugsvollstrecker?!

Und trotzdem, auch das sei hier nachdrücklichst festgestellt, wird heute keiner der ehemaligen Internierten die Stirn haben und erklären: „Das gesamte schwedische Volk hat uns belogen und betrogen!" Im Gegenteil, wir haben vom schwedischen Volk, von vielen seiner Vertreter, gerade während der Auslieferungszeit, so viel echtes Mitgefühl und Hilfe entgegengebracht bekommen, daß wir dies auch nicht unter dem Eindruck unseres von Schweden verschuldeten Schicksals vergessen werden. Keiner wird auf die absurde Idee verfallen, von der Kollektivschuld ganz Schwedens an unserem Schicksal zu sprechen!

Aber eines fragen wir uns, eines können wir nicht verstehen: Muß denn in dem Augenblick, wo der Staat — die Exekutive eben dieses Volkes, das uns bemitleidete — all die Maßnahmen ergreift, die zu einem Völkerrechtsbruch

führen — muß da Lüge, Betrug, Verrat und Gewalt bis zum letzten vollziehenden Arm dieses Staates leitendes Motiv werden?

Genügt es, wo es um das Schicksal von 3000 Einzelwesen geht, denen die Zugehörigkeit zu jenem geächteten Volk einfach gesetzmäßige Bestimmung ist, genügt es denn, zu sagen: „Euer Volk ist kollektiv schuldig — nun büßet!"?

Oder ist nicht viel mehr der Sieger und erst recht der siegende Neutrale (denn das ist Schweden!) dazu verpflichtet, nun zu zeigen, wieviel besser er es macht?!

Oder war der „russische Druck", hinter dem sich wohl die halboffiziellen Erklärungen dieses Völkerrechtsbruches versteckten, so stark, daß es keinen Weg gegeben hätte, der an solchem Ausweg vorbeigeführt hätte — unter dem Schutz eben dieses Völkerrechts, das nun gebrochen wurde?!

Es war der zweite Tag im Lager Rinkaby. Ich hatte mir eine Lange Stange besorgt, ähnlich denen, die ich früher zum Stabhochsprung benutzte, mit der ich in einer regnerischen Nacht über den nur zwei Meter hohen Zaun hinweg springen wollte. Die Lampen hingen nämlich im Drahthinternis selbst, eine Art Bürolampen, die zwar in kurzen Abständen angebracht waren, aber nur nach unten strahlten. Daher kam mir der Gedanke, durch die Dunkelheit darüber zu springen. Nach den Worten des schwedischen Kommandanten hatten wir ja noch etwas Zeit.

Aber wieder kam es anders. Einfacher, viel einfacher.

Am Abend, vor dem Abendbrot, ließ uns der schwedische Kommandant ausrichten, er wolle die deutschen Offiziere nach dem Essen geschlossen sprechen.

Als wir vom Essen zurückkamen und ahnungslos die Unterkunft betraten, stand die Baracke voller Polizisten. Es reichte genau für jeden Deutschen zu zwei Mann schwedischer Bewachung.

In dürren Worten forderte uns der Kommandant auf, zu packen und zu den Autos zu folgen, die — uns nicht sichtbar — längst zur Stelle waren. Wollte noch einer austreten, geschah dies unter strenger Bewachung.

Wir folgten brav wie Schafe zu den Omnibussen und stiegen ein. Für die meisten von uns waren die erschöpfenden Ereignisse der letzten Wochen zu viel geworden. Der geistige Widerstand war gebrochen.

Neben jedem von uns saß rechts und links ein Polizist, den Gummiknüppel schlagbereit in der Hand. Wir wußten Bescheid, man verheimlichte es uns auch kaum mehr, es ging nach Trelleborg — zum wartenden russischen Transporter.

Noch hatte ich nicht aufgegeben, noch lebte in mir die Überzeugung: „Du begibst dich nicht in russische Gefangenschaft!"

So hatte ich geplant, durch die rückwärtigen Glasscheiben, die einzigen, die nicht mit Sperrholz zugemacht waren, während der Fahrt durchzuspringen. Meinen Nachbarn hatte ich verständigt, da ich sein Knie zum Absprung brauchte. Der Gedanke an diesen Sprung stammte von zwei Kameraden, die auf der Bahnfahrt zur „Kuban" bei voller Fahrtgeschwindigkeit durch die geschlossenen Scheiben gesprungen waren. Sie hatten dabei noch den Nachteil, quer zur Fahrtrichtung aufzuschlagen. (Einer der beiden war sofort tot, der andere blieb unverletzt, verbarg sich bei einem Bauern, stellte sich aber den Behörden, als er vom Auslaufen der „Kuban" gehört hatte — um dann mit dem zweiten Transport nach Rußland mitzufahren!)

Leider saß ich in der Mitte des Omnibusses, sodaß ich erst zwei Schritte bis zum Absprung im Omnibus zurückzulegen hatte. Als ich nun versuchte aufzustehen, um in die richtige Position zu gelangen, hielt mich sofort der neben mir sitzenden Polizist am Rock fest. Keiner von uns konnte sich auch nur ein paar Zentimeter von seinem Platz wegbewegen. Bis Malmö hatte ich noch immer Hoffnung auf einen unbewachten Augenblick. Knie und Ellenbogen hatte ich, so gut es ging, gepolstert. Ich saß und lauerte auf einen günstigen Augenblick. Vergebens! Ich konnte mich nicht rühren, ohne sofort festgehalten zu werden.

Erst hinter Malmö gab ich jeden Widerstand auf. Zum erstenmal in der ganzen spannungsreichen Zeit, befaßte ich

mich mit dem Gedanken, daß ich nun als Gefangener nach Rußland zurückkehrte — in jenes Rußland, an dessen Fronten ich als Soldat, und nur als solcher, mit Ausnahme der Zeit meiner Verwundungen, vom 22. Juni 1941 bis zum 8. Mai 1945 gestanden und gekämpft hatte.

Zum erstenmal verließ mich die Widerstandskraft, gab ich nach, gab nach dem Gedanken: „Nun gibst du dich denen in die Hand, die sich rächen werden für deinen soldatischen Einsatz gegen sie."

Zum erstenmal sagte ich mir: „Jetzt gehst du in russische Gefangenschaft!"

Die Fahrt führte durch hell erleuchtete Städte mit vollen Schaufenstern und kerzenbesteckten, strahlenden Weihnachtsbäumen auf den Marktplätzen. Ach ja, es waren ja nur noch ein paar Tage bis Weihnachten! Wie man das nur vergessen kann, es ist doch wieder „Friede auf Erden"! Der Krieg ist doch aus, wie kann man da das Friedensfest vergessen?! Wahrhaftig, sie hatten es uns gut bereitet, dieses „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!".

Die Christen wie die Heiden schickten uns zurück, brachen Menschen und Völkerrecht und handelten menschlichen und göttlichen Gesetzen zum Hohne! Aber sie sangen dazu Weihnachtslieder, der Kamin war wunderbar warm, das Gebäck duftete, man war satt und gehobener Stimmung und ganz am Anfang des Abends, so ganz am Anfang der Feierlichkeiten, da sprach man von den „armen" Gefangenen in Rußland — tauchte aber schnell in die friedliche, wärmende, familiäre Stimmung des gesegneten Abends unter. Wunderschön!

Es half kein Widerstand mehr, weder innerer noch äußerer. Ein schwer zu erfüllendes Wort: „Du mußt dich abfinden!"

Aber es ging. Immer besser ging es. Endlich wurde ich ruhig.

Ich setzte mich hin und schrieb meiner Mutter einen Brief, in dem ich ihr mitteilte, daß ich in russische Kriegs-

gefangenschaft käme, sie solle die Hoffnung nicht aufgeben, mich eines Tages wiederzusehen, ich schaffte es auch aus Rußland herauszukommen. Diesen Brief gab ich einem Polizisten zusammen mit Geld für Porto. Dem großen Mann liefen die Tränen die Backen herunter. Nun war ich bereit.

Es war mitten in der Nacht, als wir in Trelleborg auf den Kai fuhren. Die Polizisten wurden, je näher wir dem Hafen kamen, immer aufgeregter, konnten sie doch jetzt auch einmal einen dieser berühmten Vertreter der Roten Armee von Angesicht zu Angesicht sehen!

In mir war jede Erregung abgestorben, es war schon Gleichgültigkeit, die mich empfindungslos machte gegen das Geschehen um mich herum. Als die Reihe an mir war, stand ich auf und verließ den Omnibus.

Von der Tür des Wagens bis zum Fallreep der „Weißen Insel" stand schwedische Polizei in Tuchfühlung Spalier. Mein Weg führte durch ein weiß ausgeschlagenes Zelt, in dem zur Rechten ein langes, ebenfalls weiß gedecktes Pult stand.

Davor mußte ich stehen bleiben.

Dahinter standen drei Herren in Zivil. Offenbar zwei Schweden und ein Russe. Einer der Schweden fragte mich, ob ich der (er nannte Name und Dienstgrad) sei.

Ich bejahte.

„Sie sind fertig", gab er mir Bescheid, als ob er auf einem Büroschemel säße.

Jawohl, ich war fertig! Das stimmte haargenau! Aber so ganz fertig, fertig bis zur Selbstaufgabe war ich doch noch nicht und bin es auch heute nicht, während ich das schreibe.

Nun, ich konnte gehen.

Ich ging.

Wenige Meter weiter mußte ich steigen. Das Fallreep hoch. Oben stand der erste Russe in Uniform, der mir nicht als Gegner oder als Besiegter, sondern als Sieger und Wächter gegenübertrat. Meine Empfindungen blieben ungerührt, gleichgültig.

Er stand da im weißen Schafspelz, den Kragen hochge-

schlagen, die Pelzmütze mit dem großen, roten Sowjetstern über einem rosigen Gesicht, die Maschinenpistole über der Schulter und eine Papyros im Mundwinkel — jung, brutal, gleichgültig.

Zwar war seine Gleichgültigkeit von ganz anderer Art als die meine, aber im Bezug war sie völlig dieselbe: Mir war es gleichgültig, was im Augenblick mit mir geschehen würde — und ihm auch.

Er winkte lässig mit seiner Zigarette in Bugrichtung und sagte: „Dawai!"

Ich folgte seiner Aufforderung, die schwach erleuchtete Gangway entlang, an drei oder vier ähnlichen Gestalten vorbei (sogar die Gesichter schienen mir dieselben zu sein) bis zur Buglucke. Dort stand einer, der hinunter deutete. Vor mir führte eine endlos erscheinende Treppe in einen tiefen Raum voller Dunkelheit und Fremde.

Und da wurde mir mit einem Mal so recht bewußt, daß nun mit mir alles geschehen könnte — alles. Ich war ein Niemand, ein Ding, ausgeliefert an eine Macht, die ich nur undeutlich als grausam und rachsüchtig in meiner Vorstellung trug.

Es war kein Bewußtsein in mir von dem Geschehen, auch keine Todesangst, auch keine Sorge um mich oder um irgendwas — es war ein bodenloses Gefühl restloser, völliger Einsamkeit.

Ich war allein, auch ohne die Tröstung eines Gottes, weil mir die Gnade des Glaubenkönnens auch jetzt versagt blieb — nur einfach verlassen war ich — verlassen.

Und ich stieg die mir so unendlich zahlreich erscheinenden Stufen hinunter in dieses dunkle Loch — stieg hinunter in eine dunkle Zeit.

Stieg hinunter in diese Zeit ohne Gegenwart.

Unten, auf dem Grunde des Schiffsbauchs, nahmen mich ein russischer Leutnant und ein Feldwebel in Empfang:

„Dokumente ist? Messer ist? Feuer ist?"

Und so begann meine Fahrt zurück — — —

DER WEG ZURÜCK

Nachdem der Leutnant mir meine Papiere, Messer, Schere und Streichhölzer abgenommen hatte, durfte ich gehen. Noch voller Verwunderung darüber, daß mir nicht mehr geschehen war, daß ich sogar meine Zigaretten behalten durfte, trat ich in den grauschwarzen Raum, der ohne feste Konturen sich vor mir in undurchdringlicher Trübe ausbreitete.

Als meine Augen an das Dunkel gewöhnt, und meine Sinne aufnahmebereit genug waren, etwas erkennen zu wollen, sah ich, daß auf zweistöckigen Pritschen schon einige hundert Kameraden lagen — schlafend oder mit offenen Augen, in einsamer Sammlung oder in Lethargie versunken. Ein Kamerad, der nach mir gekommen war — wir gingen mit Abständen von drei Minuten an Bord — gesellte sich zu mir, und gemeinsam fanden wir einen Platz auf der Pritsche.

Alle die Nervenanspannungen der vergangenen Wochen gaben jetzt nach, willig folgte ich der inneren Auflösung meines Wollens, und ließ mich hemmungslos und ohne Widerstand in das Hinübergleiten zu einem schweren, bewußtlosen Schlafen versinken.

Ich hatte wohl einige Stunden gelegen, da erwachte ich an der Unruhe des morgendlichen Erwachens all der Menschen, die meinen Schlaf geteilt hatten. Der Tag brachte wenig Neues. Es gab minimale Mengen Nudelsuppe und etwas Knäkebrot. Wie man uns sagte, war die Verpflegung für den Transport von Schweden geliefert worden. Was uns zugeteilt wurde, war noch nicht ein Viertel von dem, was wir zu empfangen gewohnt waren. Aber schon am ersten Tag war es möglich, Butter und Konserven schwedischer Herkunft bei dem Bootspersonal oder den Bewachungsmannschaften gegen Uhren, Ringe und ähnliche Wert-

gegenstände einzutauschen. Wer das tat, zum Beispiel für 200 Gramm Butter eine Armbanduhr hergab, hatte gut daran getan, denn einige Tage oder Wochen später wurde er solche Wertsachen zumeist ohne Gegenleistung los.

In der folgenden Nacht, es war der 15. Dezember 1945, kamen noch 100 Kameraden von einem anderen Lager an Bord. Damit war die Verladung beendet, und in den Morgenstunden des darauffolgenden Tages stachen wir in See.

Es begann das große Rätselraten: Wohin fahren wir?

Aus dem Kurs konnten wir bald entnehmen, daß wir in der Ostsee blieben. Wir lagen auf Ostkurs. Lettland, Estland oder Leningrad?

Nach drei Tagen wußten wir Bescheid. Wir liefen Libau (Liepaja), einen lettischen Hafen an. Wir waren froh, nicht sofort in das Innere der Sowjetunion verfrachtet worden zu sein. Lettland war noch Europa, nicht eine so maßlose Fremde, wie das befürchtete Murmansk, wohin wir nach ersten Gerüchten gebracht werden sollten.

An einem seitab gelegenen Kai machten wir fest. Nach drei Tagen zusammengepferchten Lebens im Bauch der „Weißen Insel" durften wir wieder festen Boden betreten — den winterlichen, hartgefrorenen Boden der lettischen Sowjetrepublik.

Zum erstenmal traten wir in Fünferreihen an, jener typischen Ordnung des russischen Kriegsgefangenen. Wie oft sollten wir diese Viehzählung noch über uns ergehen lassen!

Unser Gepäck wurde uns nicht ausgehändigt, es sollte uns nachgefahren werden! Wir erwarteten nicht, noch sehr viel davon wiederzusehen, und wurden in dieser Erwartung auch kaum getäuscht.

Der Weg führte über Geleiseanlagen, auf löcherigen Landstraßen, vorbei an wenigen, ungepflegten Häusern, zu einem gefürchteten, näherrückenden Ziel. Ein endlos langer, grauer Zug, den wie Hunde die Posten umkreisten, zog durch die frierende, nackte Winterlandschaft seinem Kerker zu.

Die Wachmannschaften begannen schon auf dem Marsch mit der Ausplünderung. Unter vorgehaltener Pistole erzwan-

gen sie die Herausgabe von Uhren und Ringen. Wir waren froh, als wir endlich anlangten. Ein vierfacher Stacheldrahtzaun, eine rohe Bretterbude neben dem primitiven Stacheldrahttor, dahinter langgestreckte, eintönige Baracken und Schuppen — war der erste Eindruck unseres vorläufigen Ziels.

Ein rundköpfiger Russe öffnete die quietschenden Flügel des Tores. Wir marschierten hinter den ersten russischen Stacheldraht.

Ziemlich befangen von der völligen Fremde unserer Umgebung, der unverständlichen Sprache der Posten und voll innerer Unsicherheit standen wir auf dem kahlen Hof. Hinter den geschlossenen Fenstern der Baracken grüßten uns die Kameraden vom ersten Transport und machten Zeichen, daß sie eingesperrt seien. Sie zeigten als erstes markantes und erschreckendes Zeichen des russischen Gefangenen ihre kahlgeschorenen Schädel. Ein scheußlicher, tiefeinprägsamer Anblick! Menschen, die vor wenigen Tagen noch wie wirkliche Menschen ausgesehen hatten, glichen mit einem Male den Bildern entsprungener Sträflinge auf Steckbriefen. Auch ihr Gesichtsausdruck sprach von dem einschneidenden Vollzug einer Wandlung, die mehr bedeuten mußte als nur eine Milieuveränderung. Sie lachten zwar noch, machten Glossen hinter den Scheiben, strichen grotesk ihre kahlen Schädel heraus — aber ihr Lachen und ihr Witz trug keinen Ausdruck der Freude mehr, es stand verzerrt und zerbrochen in fremden, ja höhnischen Gesichtern.

Inzwischen waren einige gut genährte, langhaarige, wohlgepflegte Männer deutscher Herkunft zu uns getreten. Sie grüßten zynisch, musterten uns wie Vieh auf dem Schlachthof und betonten mit ihrem Gebaren offensichtlich, daß wir weit unter der Bedeutung ihrer Persönlichkeit ständen.

Schließlich trat einer vor und schrie uns an: „Offiziere rechts raus! Na, wird's bald!!"

Seine Genossen meckerten ebenfalls auf uns ein — dazwischen grinsten sie sich verständnisvoll an. Wir nahmen mit Recht an, daß es sich um die „führenden" Köpfe der deutschen Lagerleitung handelte. Der Ton, mit dem sie uns

Neulinge einteilten und in das nächste Geschehen einwiesen, war alles andere als der von Kameraden oder Schicksalsgenossen. Sie spielten „Herrscher" — und wie es sich bald herausstellen sollte — sie waren es leider auch.

Wir wurden in eine leere Baracke geführt und zunächst einmal vorläufig registriert. Um es gleich vorwegzunehmen: selbst dem an deutschen Bürokratismus gewöhnten deutschen Staatsbürger erschien der sich bald entwickelnde und sich immer wiederholende Registrierungs-, Vernehmungs- und Bürokratiebetrieb der Russen unfaßbar umständlich, ausführlich und ausgedehnt.

Nach der ersten Personalaufnahme, die viele Stunden in Anspruch nahm, nach „Saunieren" (wie in jedem Gefangenenlager Rußlands das Waschen in einer Waschschüssel genannt wird, wenn es nur in der sogenannten Sauna stattfindet), verbunden mit einer ersten Durchsuchung unserer Taschen, bei der aber noch verhältnismäßig wenig abgenommen wurde, nach Glatzeschneiden in der Frisieurstube, durften wir in die uns zugeteilte Baracke gehen. Dort fand jeder bald einen alten Kameraden, der ihm eingehend über seine bisherigen Erfahrungen Auskunft gab. Es ging mir ebenso wie vielen andern auch: daß selbst unter den schweren Bedingungen, wie sie der Beginn einer Gefangenschaft darstellt, das Wiederfinden guter Kameraden, als eine Freude und wohltuende Hilfe empfunden wurde in all der beengenden Unsicherheit unseres auf diese fremde Art neu beginnenden Lebens.

Ein völliges Novum war für mich die Tatsache, daß deutsche Offiziere in russischer Kriegsgefangenschaft Privilegien materieller Art genießen. Zunächst war es mir aufgefallen, daß den Offizieren nicht die Haare geschnitten wurden. (Das war allerdings nicht in allen Lagern der Fall, ich selbst bekam dreimal „Bombe" geschnitten.) Nun in der Baracke erfuhr ich dann zu meinem neuerlichen Erstaunen, daß Offiziere sogar bessere Verpflegung erhielten. Laut Vorschrift sollte sie nach Kalorienzahl dieselbe sein wie die der Mannschaften, nur in qualitativ hochwertigeren Nahrungsmitteln

verabreicht werden. Praktisch wirkte es sich aber in fast allen Lagern so aus, daß die Offiziere zusätzlich zur allgemeinen Kost pro Tag 15 Gramm Fett, 20 Gramm Zucker und 10 Gramm Tabak mehr erhielten.

Zunächst erschien mir diese Tatsache völlig unverständlich. Ausgerechnet den Offizieren der ehemaligen faschistischen Armee wurde besseres Essen verabreicht! Der Grund ist aber in folgender Tatsache zu suchen: In der Roten Armee gibt es seit dem Jahre 1942 streng getrennte Verpflegungsnormen für Mannschaften, Offiziere, Stabsoffiziere und Generale. So unwahrscheinlich es klingen mag, es ist Tatsache, daß selbst an der Front ein Offizier der sozialistischen Roten Armee weit besser aß als seine Soldaten! Zusammen mit dieser Verpflegungsordnung wurden seinerzeit auch die breiten goldenen Schulterstücke der Zarenzeit, sowie einige andere, inzwischen abgeschafft gewesene Privilegien für Offiziere wieder eingeführt. Der heute bestehende Unterschied der Rangklassen in der Roten Armee ist ein sehr ausgeprägter Klassenunterschied und außerordentlich kraß.

So verdient heute der einfache Soldat, der in einem Gefangenenlager Posten steht, 30 Rubel im Monat. Der niedrigste Offiziersdienstgrad, der Unterleutnant, erhält monatlich 800 Rubel! Der Offizier empfängt Weißbrot, der Soldat minderwertiges Schwarzbrot; der Offizier erhält Zigaretten, der gemeine Mann Machorka (aus einer nikotinlosen Pflanze, ähnlich der des Tabaks hergestellt, wobei vor allem die Stengel verwendet werden; das Ganze sieht aus wie kleingehacktes Sperrholz).

Diese und ähnliche Unterschiede zwischen den einzelnen Rangklassen der Roten Armee konnte ich anfangs nicht begreifen. Später, vor allem auf meiner Flucht, als ich die krassen sozialen Unterschiede auch bei der Zivilbevölkerung erlebte, wurde mir dieser Zustand begreiflicher. Denn auch im zivilen Sektor ist der Unterschied zwischen einem Arbeiter und einem, auch kleineren Vorgesetzten ebenso einschneidend wie zwischen Soldat und Offizier. Sehr bald wird der für einige Jahre in der Sowjetunion lebende Ausländer erkennen, daß er schwerlich irgendwo auf der Erde so tief ein-

schneidende Klassenunterschiede finden wird, wie im gesellschaftlichen Leben der Sowjetunion. Das ist umso mehr überraschend, weil man das Gegenteil erwartet hat, und weil diese Tatsache aller kommunistischen Propaganda Hohn spricht. Die Sowjetunion lebt nach ihrer eigenen Propaganda im Zeitalter des verwirklichten Sozialismus und will 1960 in das Stadium des Kommunismus eintreten!

Wem die Utopie der kommunistischen Idee nicht klar ist, der möge nach der Sowjetunion reisen, um die Wandlung der revolutionären Ideen Lenins zu der Praxis der Stalinschen Gesellschaftsordnung kennen zulernen. Allerdings darf er nicht als ein in Musterbetrieben und -Siedlungen herumgeführer Journalist die auf Hochglanz gebrachte Sowjetunion ansehen, sondern er muß als Arbeiter zwischen Arbeitern, unter den gleichen Bedingungen wie diese, arbeiten.

Tatsache war, daß wir Offiziere innerhalb der gleichen Baracke von den Mannschaften getrennt liegen mußten, sogar nach vier Wochen, im Gegensatz zu diesen, anläßlich einer befürchteten Besichtigung des Lagers von einem Vorgesetzten, einen Strohsack (ohne Stroh), ein Leintuch und einen Kopfkissenbezug (ohne Inhalt) erhielten, was wir alles fein säuberlich über die nackten Bretter unserer Pritschen auszubreiten hatten. Der gute, alte Potemkin lebt unausrottbar in Rußland!

In diesem Auffanglager gab es für Offiziere sogar eine völlig getrennte Küche, obwohl wir mehrfach versuchten, diesen Zustand, der während des ganzen Krieges an keiner deutschen Front geduldet worden wäre, abzuschaffen. Dahingehende Gesuche an den russischen Kommandanten wurden glatt abgelehnt, wir wurden sogar erheblich gerügt, daß wir es gewagt hätten, eine bei unserer Gefangenenlage jedem normal Emfindenden selbstverständliche soziale Gleichstellung zu wünschen.

Der Grund? Ich nehme an, man wollte den eigenen Soldaten gegenüber diesen Zustand als allgemein in allen Armeen gebräuchlich darstellen. Aus Nächstenliebe, oder um sich an internationale Abmachungen zu halten, fütterte man uns bestimmt nicht besser. Die getrennte Verpflegung gab

den als „Antifaschisten" deklarierten Propagandaleuten der MWD (früher NKWD) willkommenen Stoff zu fortgesetzten Angriffen gegen die ehemaligen deutschen Offiziere. Diese Anfeindungen nahmen ständig zu, je mehr sich der politische Druck gerade auf die Offiziere immer mehr verstärkte. Eine besondere Rolle spielten hierbei alle die deutschen Führungsorgane in den Lagern, die der Bolschewismus — bewußt oder unbewußt — in den ersten Jahren der Gefangenschaft fast ausschließlich rekrutierte. Entsprechend ihren charakterlichen Qualitäten waren diese Leute natürlich willfährige Werkzeuge in den Händen der Verwaltungsorgane.

Für uns begann in den ersten Tagen in Libau zunächst das Aufnehmen ausführlichster Fragebogen und Vernehmungen durch die MWD. Diese Registrierungsarbeiten wurden von jungen Mädchen, meist Jüdinnen, durchgeführt, die wohl auf Grund ihrer deutschen Sprachkenntnisse zu dieser Arbeit am besten geeignet waren. Sie waren höflich, lehnten unsere mitgebrachten amerikanischen Zigaretten keineswegs ab, hörten sich gerne derbe Landserwitze an und machten ihre Arbeit längst nicht mit der später erfahrenen Gründlichkeit und Hinterhältigkeit.

Im übrigen wurde ziemlich genau die politische und militärische Vergangenheit erfragt, aber auch der Beruf der Eltern, der Geschwister, ja sogar der Großeltern, Auslandsreisen, ob Verwandte im Ausland, besonders in der Sowjetunion, ob Hausbesitzer — alles dies ist anscheinend für die Sowjetunion von großem Interesse, denn alle diese Fragen enthielt der umfangreiche Fragebogen.

Leider begann auch gleich in den ersten Tagen jenes abscheuliche und häßliche Geschehen, das alle Lager zu allen Zeiten der Gefangenschaft wie ein dreckiger Bach mit schmutzigen Abwässern durchzog: Die Denunziationen!

Wankelmütige Charaktere versuchten durch Verrat von Kameraden, oder einfach durch frei erfundene, zur Meldung gebrachte Vergehen von Kameraden, die eigene Lage zu verbessern. Dies ist eines der traurigsten Kapitel der Kriegsgefangenschaft, weil es die Ausnützung der menschlichen Schwäche in so gemeiner Weise zeigt. Aber die russischen

Kommissare verstanden es auch meisterhaft, die charakterlichen Schwächen der Menschen zu diesem gegenseitig ans Messerliefern, in brutalster Weise auszunützen. Ganz offen wurde immer wieder den hungernden und darbenden Gefangenen anhand von Beispielen schon gekaufter Subjekte vor Augen geführt, daß sie wie diese satt werden könnten, wenn sie nur denunzierten. Zermürbt, hungernd, krank und ohne Hoffnung, auf anständige Weise ihre Lage verbessern, ja vielleicht ihr Leben retten zu können, fielen manche bisher anständige Menschen dieser unmenschlichen Spitzelpolitik zum Opfer.

Im übrigen war die Verpflegung und Behandlung im Lager in Libau die korrekteste in meiner bisherigen Gefangenschaft. Dabei muß „korrektest" allerdings relativ gewertet werden, relativ zu der Verwaltungsmethode späterer Lager. Dieses „korrektest" würde auf europäisch übersetzt und auf den Fall Libau objektiv übertragen, korrupt heißen müssen. Aber für korrupt gibt es ja auch noch Komperative und Superlative; diese beiden Steigerungen wurden mir für später vorbehalten.

Offensichtlich bestanden für die ehemaligen Internierten aus Schweden besonders strenge Befehle und Anordnungen zur Einhaltung der offiziellen Bestimmungen für Kriegsgefangene. Die Verpflegung war anfangs wider Erwarten gut, aber nach vier Wochen wurde sie dann bereits um 100 Prozent schlechter. Auch in Libau handelte die Verwaltung bald so, wie in Gesamtrußland die Verwaltungen für alle Bereiche handeln: Rußland ist groß und der Zar ist weit! Die kleinen und ganz winzigen Zaren nehmen und schieben, wo sie nur können. Besonders in diesen Nachkriegsjahren, mitbedingt durch die allgemein schlechten Lebensbedingungen, versucht jeder, der an entsprechender Stelle sitzt, sich hemmungslos zu bereichern.

Es ist einfach undenkbar, sich auch nur ähnliche Korruptionen, wie wir Gefangene sie hier immer wieder erleben müssen, auf die westliche Welt übertragen vorzustellen. Der Mangel an Privatinitiative, hervorgerufen durch die restlose

Verstaatlichung der gesamten Wirtschaft, begünstigt die Korruption in unvorstellbarer Weise.

Unser Weihnachtsfest war zwar recht traurig, aber doch nicht so hoffnungslos, wie man es unserer Lage nach hätte erwarten müssen. Noch waren unsere Körper in brauchbarem Zustand, noch waren wir seelisch ungebrochene Menschen! Ich möchte sogar sagen, daß der Heilige Abend 1945 fast alle von uns zu hoffnungsvollen Gesprächen zusammenführte. Die Gefangenschaft war noch zu kurz, sie hatte noch nicht alles Hoffnungsvermögen abgenützt.

Mit ein paar Kameraden zusammen verbrachte ich den größten Teil der Heiligen Nacht, auf unseren Pritschen hokkend, von vergangener Zeit erzählend, oder über kommende planend. Jeder hatte irgendeine schwedische Kostbarkeit für diesen Tag aufgespart: ein paar Zigaretten, etwas Knäkebrot als Weihnachtsgebäck, etwas Tee, einen Suppenwürfel. Jeder steuerte bei, was er noch besaß, und unsere Erzählungen von schöner verbrachten Weihnachten und die Erinnerung an die Heimat mit den Tannenbäumen unserer Kindheit und Jugend mußten uns den fehlenden Christbaum ersetzen. Als wir spät in der Nacht auseinandergingen, trug jeder einen Funken Hoffnung mit sich fort, den ihm die gute Kameradschaft von Menschen in gleicher Not entzündet hatte.

Anfang Januar traf der dritte Transport aus Schweden ein. Mit Ausnahme der Todeskandidaten, die in Schweden verbleiben durften, brachte er nun endgültig die Allerletzten. Schwerkranke und Schwerverstümmelte mußten genau wie wir den Weg in die russische Gefangenschaft antreten. Ihr Opfer hatte nichts genützt.

Was sich Schweden mit der Auslieferung der nun eintreffenden Menschen geleistet hat, ist ein Verbrechen. Menschen mit zerstörten Füßen und Armen, in Gipsverbänden, unfähig zu gehen; sogar einen Verrückten schickte man nach Rußland zurück! Von seinem Schicksal muß ich berichten, da er als Unteroffizier meiner ehemaligen Einheit angehörte.

Ich stand gerade vor dem Eingang zu meiner Baracke als er, geführt von zwei Kameraden, an mir vorbei ins Krankenrevier geführt wurde. Obwohl ich zwei Jahre fast mit ihm zusammen gelebt hatte, war der an mir vorbeigeführte Mensch für mich nicht als der ehemalige Führer meiner Kraftfahrzeuginstandsetzungsstaffel zu erkennen. Mit flakkernden Augen stierte er, ohne irgendetwas zu erkennen, auf Menschen und Gebäude. Erst als er mir sein Profil zuwandte, erkannte ich ihn. Ich ging auf ihn zu, nannte ihn beim Namen und versuchte ihm die Hand zu geben. Wie auch in allen folgenden Tagen blieb seine einzige Äußerung immer nur: „Zu meiner Mutter in G." Er erkannte mich so wenig wie einen anderen seiner langjährigen Kameraden.

Täglich besuchte ich ihn in seiner Krankenstube und versuchte, sein Erinnerungsvermögen zu wecken. Er war immer ein sensibler Charakter gewesen, und das Auslieferungsdrama in Schweden hatte seinen Geist völlig umnachtet. Kameraden, die mit ihm beim letzten Transport ausgeliefert wurden, berichteten mir, daß er kurz vor der Verladung von einem schwedischen Arzt eine Einspritzung erhalten habe, die es erlaubte, ihn in schlafendem Zustand an Bord des russischen Schiffes zu bringen. Über die Unmenschlichkeit eines solchen Verhaltens erübrigt sich jedes Wort.

Auch ihm schor man den Kopf, was das Grausige seiner anormalen Erscheinung noch um ein Vielfaches steigerte. Er schlang sein Essen wie ein Tier in sich hinein, und wenn er nicht gerade aß, redete er ununterbrochen vor sich hin: „Zu meiner Mutter nach G.!" Seine zahlreichen Photographien, die er bei sich trug, und die ich ihm zur Erweckung seines Erinnerungsvermögens immer wieder zeigte, interessierten ihn nicht, mit einer einzigen Ausnahme: dem Bild seiner Mutter.

Es mochten 14 Tage vergangen sein, seit ich ihn zum ersten Male in diesem Zustand gesehen hatte, als ich wie üblich am Morgen in seine Stube trat. Er schaute nach der Tür, starrte mich an, und als ich auf ihn zukam, packte er mich mit beiden Händen am Handgelenk, fing an zu weinen und rief: „Chef, zu meiner Mutter nach G.!"

Er stand auf und versuchte, mich zur Tür zu zerren, immer wiederholend: „Chef, zu meiner Mutter nach G.!" Ich hoffte, da er mich ja nun erkannt hatte, daß sich sein Zustand weiter bessern würde. Leider war das nicht der Fall. Es blieb bei seinem Erkennen meiner Person und der eines einzigen Kameraden — und seiner dunklen Erinnerung an seine Mutter in seinem Heimatort. —

Der Januar verging, man munkelte im Lager von einem Arbeitstransport mit unbekanntem Ziel, ja, einige wollten sogar gehört haben, daß wir nach Klärung unserer Papiere nach Hause geschickt würden!

Nun, ich glaubte nicht an eine baldige Heimfahrt und suchte mir statt dessen einen Kameraden zur Flucht. Wir fanden uns auch und planten und planten. Noch lagen wir ja in Quarantäne, kamen nicht zum Lager hinaus, auch nicht zur Arbeit, und verfügten daher über sehr viel Zeit und Muße zu solchem und ähnlichem Zweck.

Eine andere Art der Beschäftigungsmöglichkeit fand die russische Sanitätsabteilung unseres Lagers im pausenlosen Säubernlassen der Unterkünfte. Dazu gehörte das mindestens einmalige Aufwaschen des Holzbodens, der bei seiner täglichen Überschwemmung überhaupt nicht mehr austrocknete und eine dauernde feuchte Kälte ausströmte. Das Reinigungswasser wurde aber keineswegs aufgenommen, dazu fehlten die Putztücher, sondern einfach in die zu diesem Zweck in den Fußboden gehackten Löcher geleitet. Unter den Baracken standen so regelrechte Kloaken, die niemals trocken wurden. Die andauernde klamme Kälte empfanden wir als besonders lästig, weil nur ganz selten Holz zum Heizen ausgegeben wurde. Dazu waren die Unterkünfte — ehemalige Arsenalräume der Marine — sehr hoch und besonders schwer zu erwärmen. Wurden wir bei den deutschen Dienststellen vorstellig wegen Brennholz, so bekamen wir zur Antwort, wir hätten uns lange genug in schwedischen Sanatoriumsbetrieben herumgedrückt, und für unsere Faulenzerei gäbe es kein Holz.

Aber mit dem Aufwischen der Böden war der Reinigungs-

dienst noch keineswegs erschöpft. Natürlich mußte abgestaubt werden, selbst in dem 4 Meter hohen Gebälk der Dachkonstruktion! Vor allem gehörte zur Ordnung in den Baracken, daß kein Kleidungsstück herumhing oder überhaupt zu sehen war. Bei den oft mehrstündigen Zählungsappellen im regenreichen Januar waren wir oft völlig durchnäßt, aber nichts durfte zum Trocknen aufgehängt werden. Schränke waren selbstverständlich nicht vorhanden, also mußten wir alles zu einem Ballen zusammendrehen und am Kopfende niederlegen. Ordnung mußte sein, und war sie auch noch so unzweckmäßig und unhygienisch!

Mußte aber mal ein Gefangener die Wachstube oder die Quartiere der Posten reinigen, dann konnte er die paradiesischsten Zustände bei unserem Wachpersonal feststellen, wo in allen hygienischen Hinsichten genau die entgegengesetzten Verhältnisse herrschten, wie die von uns geforderten.

Dann begannen Ende Januar die ersten Transporte zur Arbeit nach Riga, der Hauptstadt der Sowjetrepublik Lettland.

Und nun begannen auch zum ersten Male mit der Gründlichkeit von Kriminalbeamten oder Dieben die Ausplünderungen der Gefangenen, bestens unterstützt von dem deutschen „Antifa-Stab", der sich aus alten Gefangenen, meist Überläufern, Strafgefangenen aus deutschen Militärstrafanstalten und Konjunkturrittern übler Sorte zusammensetzte. Die vollgefressenen Vertreter eines politischen Propagandaapparates, der sich unter dem Namen „Antifa" als antifaschistisch deklarierte, waren nichts anderes als Leichenfledderer und Ausbeuter fremder Notlage.

Als unser Gepäck vom Schiff sehr lückenhaft, aber immerhin mit Resten, endlich im Lager eingetroffen war, plünderten diese Burschen zunächst einmal gründlichst auf eigene Rechnung. Wir hatten ja immerhin für russische Verhältnisse unschätzbare Reichtümer bei uns, wie gute schwedische Uniformen, teilweise sogar Zivilanzüge, Schuhe aus Leder, Mützen, Mäntel, Konserven, Zigaretten, Kaffee, Seife, Rasierklingen, Taschentücher, Nähnadeln, Zwirn und ähnliche Kostbarkeiten.

Als sie selbst genug hatten — für dieses „Genug" schienen diese elenden Banditen dehnbare Vorstellungen zu haben — plünderten sie das Gepäck weiter für ihre russischen Vorgesetzten und Kumpane, oder sie nahmen das Brauchbare den Gefangenen einfach ab. So konnte der Wachoffizier, ein Unterleutnant der MWD., täglich mit einem riesigen Sack, vollgestopft mit Kleidern, Wäsche und Schuhen, nach Libau ziehen, um seine Beute zu verkaufen. Ein Anzug kostete damals mindestens 3000 Rubel, ein Paar Schuhe 600—800 Rubel, und ähnliche Preise erzielten alle anderen Textilien auch. Dieser Unterleutnant mußte damals Tausende von Rubeln „verdient" haben, was sich in der häufigen, sehr alkoholischen Verfassung unserer Wachmannschaften auswirkte. Dagegen hat unser damaliger Lagerkommandant, ein junger Oberleutnant, Kriegsoffizier mit einer größeren Zahl höherer Auszeichnungen, sich in dieser Hinsicht einwandfrei benommen. Leider stellte er eine seltene Ausnahme dar.

Bei einem der ersten Transporte war ich auch dabei. Wir traten zur „Filzung" in einer leeren Baracke an. Aus den unmöglichsten Verstecken am Körper der Gefangenen, aus dem After und unter den Geschlechtsteilen wurden Wertsachen, wie Uhren und Ringe, herausgeholt Alles, bis auf eine Wäsche und eine Bekleidungsgarnitur, wurde abgenommen. Selbstverständlich auch Seife und ähnliche rare Artikel. Die Filzung war gründlich, aber es sollte noch viel besser kommen. Immerhin gelang es noch einem Teil von uns, manches durchzuschmuggeln.

Als ich bei den Kameraden vor mir sah, wie sie ausgeplünder wurden, suchte ich nach einer Möglichkeit, mein geringes Hab und Gut zu retten. Dies gelang mir auch, indem ich mein Gepäck über die Köpfe der sich über das Gepäck der Nachbarn bückenden filzenden Russen hinweg zu den schon durchsuchten Kameraden hinüberwarf. So verlor ich diesesmal noch nichts.

In P e r s o n e n wagen (diese Tatsache, daß wir nicht in Güterwagen befördert wurden, bestätigte erneut die Absicht

der Russen, uns „Schweden" gesondert zu behandeln), fuhren wir nach Riga.

Wir wurden am Hauptbahnhof ausgeladen und marschierten über die vereisten Straßen der kaum zerstörten Stadt zu unserem Bestimmungslager. Die Menschen im Straßenbild waren ärmlich gekleidet, von Offizieren und einigen offensichtlich zur führenden Schicht zählenden Personen abgesehen. Viele, Männer und Frauen, trugen alte deutsche Uniformstücke. Die Schaufenster waren leer, sofern sie nicht mit Brettern verschalt waren.

Aus einer Nebenstraße bog ein Trupp völlig verwahrloster, buchstäblich in Lumpen gehüllter Gestalten, deren Füße mit Lappen umwickelt waren, auf uns zu. Sie trugen mit Draht zusammengehaltene alte russische Militärmäntel, die im eisigen Wind um ihre ausgemergelten Körper flatterten. Ich machte meinen Nachbarn auf den Elendszug aufmerksam und äußerte meine Vermutung, es handle sich um eine Kolonne russischer Strafgefangener.

Als sie aber auf gleiche Höhe mit uns gelangten, riefen sie uns auf Deutsch zu: „Wo kommt ihr denn her, wohl vom Mond?" Wir bildeten in unseren warmen und ganzen schwedischen Uniformen tatsächlich einen extremen Gegensatz zu ihrem elenden Aufzug, dazu waren wir, ein Überrest schwedischer Vergangenheit, noch ganz gut genährt.

Es waren die ersten deutschen Gefangenen, denen wir begegneten, auf ihrem Wege zur Arbeit. Ihr Aussehen erschütterte uns tief. Nun, in wenig mehr als einem Monat sollten die meisten von uns ihnen bis aufs Haar gleichen.

Unser Weg führte an dem Hauptlager im Kaiserwald vorbei. Wir hielten an der Eingangspforte, da man verhandelte, wohin wir gebracht werden sollten.

Es lohnt sich, diesen Eingang näher zu beschreiben. Er sah aus wie ein Zirkuseingang in sehr schlechter Ausführung. Grelle Transparente, die aussagten, wie glücklich wir seien, endlich freie Menschen zu sein, rote Fähnchen, Sowjetsterne und wieder Parolen und Transparente schmückten ihn, wie eine schlechte Reklame, die ein einfallsarmer Dekorateur un-

geschickt gestellt hatte, der zu allem Übel noch einen schlechten Artikel mit möglichst schreiender Aufmachung anbieten mußte.

Aus dem Lager traten bald einige „Deutsche" heraus, Vertreter derselben Kriegsgefangenenklasse, aus der sich auch in Libau unsere Lagerbourgeoisie rekrutierte. Mit begehrlichen Augen streiften sie über Bekleidung und Handschuhe, fragten, ob wir auch noch Uhren, Ringe und Füllfederhalter hätten und ähnliches mehr, aus dem sich eindeutig der Zweck ihres Fragens ergab. Ein junger Leutnant der MWD. machte einen der Burschen auf meine pelzgefütterten Fingerhandschuhe aufmerksam, der sofort bereitwilligst nickte und durch sein Minenspiel bei dem Geflüster verraten ließ, daß er sie schon „besorgen" wolle.

Aber es kam anders. Nach halbstündigem Warten marschierten wir an dem Lager vorbei zur chemischen Fabrik.

Nach einigem Umherirren fanden wir das Lager in der hereinbrechenden Dämmerung. Eine große Fabrik, teilweise zerstört, (in Riga waren, im Gegensatz zu den Wohnbauten, der größte Teil der Fabrikanlagen bei dem Rückzug der deutschen Truppen gesprengt worden), umgab einen lichtlosen, kleinen Innenhof. In diesem trostlos anmutenden Viereck standen wir eine gute Stunde in der knisternden Kälte. Keiner der alten Gefangenen durfte zu uns herantreten, sie riefen uns nur zu, jetzt bekämen wir alles abgenommen. Einige von uns, die meinten, daß sie nichts mehr hätten (wie wenig „nichts" ist nach russischen Begriffen, sollten wir bald erfahren), antworteten, daß sie ja sowieso nichts mehr hätten. Als Antwort erfolgte ein schallendes, höhnisches Gelächter. Natürlich besaßen wir nach ihren Begriffen noch unermeßliche Reichtümer. Trug doch jeder von uns ganze Kleider, ganze Schuhe aus Leder und sogar Handschuhe!

Von russischen Posten wurden wir samt unserem Gepäck in eine ehemalige Fabrikhalle hineingetrieben. Der Schnee lag 10 Zentimeter hoch auf dem Betonboden. Von der Decke hingen nur an den Rändern an krummgebogenen Betoneisen noch ein paar Trümmer. Ein wahrhaft idyllischer Ort zum Filzen!

In eine Ecke drängte sich unser Häuflein von 150 Menschen unter verschneiten Transmissionen zusammen, während vor uns etwa zehn Posten mit dem Filzen begannen.

Immer zu je einem Posten mußte ein Gefangener herantreten. Zuerst wurde das Gepäck durchsucht. Der Rucksack oder Wäschebeutel wurde einfach umgestülpt und nun entschied der Posten, was der Gefangene behalten durfte. Es blieb fast nichts. Kein zweites Hemd, kein Paar Socken, kein Taschentuch, kein Bleistift, kein Papier, ja selbst Kamm, Seife, Handbürste, selbstverständlich auch Rasierzeug mit allem Zubehör „stand nicht zu".

Der Posten filzte zunächst mal in seine eigene Tasche, wohin alle Dinge verschwanden, die er persönlich gern gehabt hätte, und den Rest für seine vorgesetzte Dienststelle. Was der Filzung in Libau entgangen war, lag bald in wüstem Durcheinander zu Haufen zusammengeworfen im Schnee.

Dazwischen schwirrte ein junges Mädchen mit rotlackierten Fingernägeln und kohlschwarzem Trauerrand herum, ließ sich mit „Mary" anreden und sammelte Uhren und Ringe ein, die trotz der Libauer Filzung noch immer aus Zahnpastatuben, Hautkremeschachteln, Schuhen, Mantelnähten oder Mützen ans Licht befördert wurden. Die Bescheinigungen für solche „Sicherstellungen" sollten später ausgegeben werden.

Ungefähr die Hälfte von uns Neulingen hatten die Filzung passiert, da mußte ich mich entschließen, irgend etwas zu unternehmen, wenn ich meine Sachen behalten wollte. Erstens brauchte ich meine Kleider dringend für die geplante Flucht und zweitens alle doppelten Stücke, Seife, Taschentücher, Handschuhe und ähnliches als Zahlungsmittel gegen Lebensmittel.

Zunächst versteckte ich mein zweites Paar Schuhe hinter einem losen Wandbrett einer Verschalung. Leider steckten nachher noch so viele Kameraden ebenfalls etwas dahinter, daß es hervorstand, und unser Versteck gefunden und ausgeplündert werden konnte.

Dann zog ich mich halb aus, drehte alle Taschen nach außen, verbarg so viel wie irgend ging an meinem Körper, den

Rest legte ich über die Arme und ging mit völlig verstörtem Gesicht als augenscheinlich schon Gefilzter durch die Posten. Sie ließen mich auch ungehindert ziehen, und ich hatte mir meine Existenz für das kommende Vierteljahr und meine Fluchtausstattung gerettet.

Nach Beendigung dieser Aktion wurden wir auf die Unterkünfte verteilt. Was wir hier zu sehen bekamen, war erschütternd. Auf engstem Raum lagen möglichst viele Elendsgestalten, die wir schon in der Stadt gesehen hatten, zusammengepfercht. Dreck, wohin man blickte, und Wanzen, Wanzen, Wanzen! Sie liefen ungeniert über die Bretter der Pritschen und die über und über mit Blut verschmierten Wände, die von zahlreichen „Abschüssen" zeugten. Auf der nur zweistöckigen Pritsche hatte jeder nur ungefähr 45 Zentimeter Platz. Strohsäcke, Decken, Tische, Stühle oder Bänke gab es nicht.

Und diese Menschen! Keiner besaß hier ein Paar ganze Schuhe, die sowieso nur aus einer dünnen Holzsohle mit einem dünnen Leinwandüberzug bestanden. Keiner hatte mehr einen Pullover oder ein ähnliches wärmendes Bekleidungsstück. Keiner trug mehr einen auch nur halbwegs ganzen Rock oder Mantel. Viele besaßen nicht mal mehr ein einziges Hemd, oder auch nur ein Paar Fußlappen, um sie sich um die Füße zu wickeln. Sie gingen in ihren Leinwandschuhen mit nackten Füßen zu einer Arbeit, die sie für 8—12 Stunden der eisigen Witterung aussetzte. Damals entsetzten wir uns und konnten nicht begreifen, wie solchermaßen gekleidete, unterernährte Menschen nicht krank wurden — später gewöhnten auch wir uns an solche „unabänderliche" Tatsachen.

Ein ganz junger Gefangener, er war gerade 18 Jahre alt geworden, fiel mir durch seine sichtbare Not besonders auf. Er hielt sich in meiner Nähe, wohl in der Hoffnung, von dem „reichen" Gefangenen etwas geschenkt zu bekommen. Beim Essen schaute er mir so intensiv zu, daß ich ihm meine Suppe gab — ich konnte vor seinen hungrigen Augen einfach nicht mehr weiteressen. Nun versuchte er — weil ich

ihm einen halben Liter dünnste Wassersuppe geschenkt hatte! — mir alles mögliche zu gefallen zu tun. So schleppte er eine Tasse herbei, die er auf seinem Kommando geklaut hatte, und einen großen Bogen Papier, um ihn als Wanzenfänger über meiner Pritsche anzunageln. Dabei versicherte er mir treuherzig, an die Bisse der Wanzen gewöhne man sich rasch, nur, wenn man sie nachts andauernd auf das Gesicht fallen spüre, könnte man schlecht schlafen. Allmählich fing er auch an zu erzählen. Er war Luftwaffenhelfer gewesen und in dem Durcheinander der letzten Kriegswochen als eine Art Soldat zu einer Einheit gestoßen, mit der er in Gefangenschaft geriet. Er besaß keine Socken, keine Fußlappen, nur eine total zerrissene Hose, einen zerfetzten Leinenrock, den er auf dem bloßen Körper trug, und einen abgeschabten, dünnen Russenmantel. Bei der Arbeit weinte er oftmals vor Kälte. Ich schenkte dem armen Kerlchen Socken, ein Hemd und einen Mantel. (Ich hatte zwei übereinander angezogen gehabt.) Daraufhin wußte er nicht mehr, was er mir Gutes tun sollte. Wenn ich nur aufstand, stand er auch auf, um bei der Hand zu sein, wenn er mir vielleicht bei irgendetwas helfen könnte. Zog ich meinen Rock an, versuchte er mir dabei behilflich zu sein. Ich sagte ihm, er solle das lassen, aber er gab nicht nach. Sein junges, verfrorenes, von frühen Runzeln entstelltes Kindergesicht bettelte mich förmlich an, dankbar sein zu dürfen. Ich glaubte, meine selbstverständlichen Geschenke waren für ihn etwa das, was für einen Zehnjährigen Weihnachten bedeutet hätte. Er war ein armer, bettelarmer Kerl, aber sein Wesen war unter seiner grauenvollen Umgebung noch nicht verroht genug, daß er nicht den Willen zur Dankbarkeit gehabt hätte.

Wir waren noch keine sechs Stunden da, als ein Melder der politischen Abteilung des russischen Stabes zu uns kam, mit dem Auftrag für alle Offiziere, sofort ihre Lebensläufe zu schreiben. Wir wunderten uns damals noch, hatten wir doch erst in Libau ausführliche Lebensläufe und Personalbögen ausgefüllt. Später war es uns eine Selbstverständlichkeit, daß wir bei jedem Lagerwechsel, oder auch im

gleichen Lager, in kürzeren Abständen ohne erkennbaren Anlaß, immer neue Lebensläufe schreiben mußten.

Wir setzten uns also hin und schrieben auf schlechtes Papier mit ausgeliehenen Bleistiftresten unsere Lebensläufe — gewissenhaft, lückenlos, ehrlich. Leider! Aber auch dieses „leider" begründet sich erst durch die Lehren, die wir aus unserer dummen Ehrlichkeit sehr bald ziehen konnten.

Als ich die fertigen Lebensläufe zur politischen Abteilung hinübertragen sollte, machte mich der deutsche Kommandant in lächerlicher Wichtigkeit darauf aufmerksam, daß „die Frau Bevollmächtigte", wie die offizielle Anrede der Dolmetscherin bei der M. W. D. lautete, es sehr gerne höre, wenn man sie mit „gnädige Frau" anredete. Meine Eindrücke von dem sozialisierten Gesicht der Sowjetunion wurden immer abwechslungsreicher und bunter! Nun, den Gefallen wollte ich ihr gerne tun.

Wen fand ich aber zu meiner nicht geringen Verwunderung als „Frau Bevollmächtigte", als „gnädige Frau Bevollmächtigte" beim Betreten des Zimmers der politischen Abteilung wieder? Prangend im Schmuck ihrer schwarzroten Fingernägel, in einem Sessel thronend, mit dem hintergründigen Lächeln einer Kleopatra?

„Mary", oder genauer gesagt: „Uhrenmary"!!

Ich grüßte sie höflichst, eingedenk der „gnädigen Frau" und versuchte, während ich das Lachen verbiß, meine besten Seiten hervorzukehren. Ehrlich gesagt, es machte mir sogar Spaß, dieses Affentheater!

Es entspann sich folgender Dialog:

Mary (blasiert): „Was haben Sie da?"

Ich: „Die Lebensläufe der sieben neuangekommenen Offiziere — gnädige Frau."

Mary (sichtlich gehobenen Gefühls): „Sie sind wohl auch einer von denen?!"

Ich: „Jawohl, gnädige Frau, ich bin auch einer von denen!"

Mary (spöttisch): „Russisch sprechen Sie natürlich nicht?"

Ich: „Nein, ich spreche leider kein Russisch — gnädige Frau."

Mary (ironisch): „Sie waren natürlich auch nie in Rußland während des Krieges?!"

Ich: „Doch, ich war während des ganzen Krieges an der Ostfront, mit Ausnahme der Lazarettzeiten und Urlaube."

Mary (zynisch): „Merkwürdig, und da haben Sie kein Russisch gelernt? Mit russischen Mädchen sind Sie auch nie zusammengekommen?"

Ich: „Nein, erstens hatten wir kaum Gelegenheit mit der Zivilbevölkerung zusammenzukommen, da diese aus den Frontgebieten in der Regel evakuiert war, und zweitens hatte ich keine Zeit." (Letzteres stimmte nicht 100prozentig.)

Mary (spöttisch): „Sie mußten natürlich Krieg führen!"

Ich (ebenfalls spöttisch): „Jawohl, gnädige Frau, wir mußten Krieg führen."

(Es wurde immer komischer.)

Mary (lesend): „Sie haben aber sehr schlecht geschrieben!"

Ich: „Ja, entschuldigen Sie tausendmal, gnädige Frau, aber wir hatten nur noch ganz kleine Bleistifte und Tische hatten wir auch nicht zum Schreiben..."

Mary (unterbrechend): „Natürlich, natürlich, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen im Westen ist alles viel besser..."

Ich (ebenfalls unterbrechend, sehr gekränkt): „Aber um Gottes Willen, gnädige Frau! Das wollte ich damit doch nicht sagen!"

So ging es noch eine kurze Weile, bis sie mich „gnädigst" entließ.

Die ganze „gnädige Frau Mary" war übrigens höchstens 20, wahrscheinlich aber nur 18 oder 19 Jahre alt!

Unser Aufenthalt in der „Chemischen", wie das Lager im Gefangenendialekt kurz genannt wurde, sollte von sehr kurzer Dauer sein. Bereits nach 48 Stunden rückten wir wieder ab in das Lager, in welches wir von Anfang an hätten kommen sollen. Ob man uns zum Zwecke der Filzung, auf Grund einer eventuellen Übereinkunft unseres Transportoffiziers mit einem Genossen in der „Chemischen" fehlleitete,

kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, aber denkbar wäre dieser Fall durchaus.

Wir packten also wieder, die allermeisten hatten nun wirklich fast nichts mehr, den Rest unserer Habseligkeiten zusammen und marschierten in Rigas bestberüchtigtes Lager — das E.-Werk-Lager!

Bei der Ankunft vor dem Lagertor wurde uns von dem kugelrund vollgefressenen deutschen Lagerkommandanten (es war ein Deutschlitauer) erklärt, Ringe, Uhren und Füllfederhalter seien zur Sicherstellung auf dem Lagergeschäftszimmer abzugeben.

Im schallenden Chor schrien wir zurück, unsere Uhren seien bereits in der „Chemischen" sichergestellt!

Er tat sehr überrascht und war auch zweifellos sehr traurig, daß wir so gefilzt worden waren. Jedenfalls ersparten unsere an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassenden Berichte offenbar eine erneute Filzung, die ihm nun nicht mehr lohnenswert genug erschien. So konnten wir ungerupft unseren Einzug in das E.-Werk-Lager halten, unter einem in allen Lagern ähnlichen Triumphbogen hindurch, der weithin verkündete: Wir danken der roten Armee, die uns vom Faschismus befreite!

Die Befreiung von Uhren, Eheringen, Socken, Seife, Kamm und Rasierpinsel eignet sich ja auch kaum als Kampfparole für den Bolschewismus!!

Die Baracken, innen wie außen von demselben schmutzigen Grau, bevölkerten genau wie in der „Chemischen" außer Millionen Wanzen unzählige Kriegsgefangene, die womöglich noch elender aussahen als in dem eben erst verlassenen Lager.

In der Waschbaracke konnte ich am selben Abend Studien machen über den Menschen in dem verwunderlichen Zustand, wo er zum Skelett abgemagert, doch noch in der Lage ist, zu gehen, zu sprechen und sogar noch zu arbeiten. Nie in meinem Leben sah ich so verunstaltete Menschenkörper — alle glichen sie den Photographien von Mahatma Gandhi nach einem mehrwöchigen Hungerstreik. Aber in den Lagerstraßen und selbst in den Baracken, zwischen den Blutflecken

Tausender getöteter Wanzen, wurde die humane, gerechte und, ach so menschliche Sowjetunion verherrlicht, der wir so unsagbar dankbar sein müssen für ihre weltweite Güte und Großmut!

Eines dieser Plakate gab mir zum Nachdenken in zweierlei Richtung begründeten Anlaß.

An der Waschbaracke, hinter deren dünnen Holzwänden sich die Skelettmenschen säubern durften, hing ein Bild, das die bösartige Karikatur des Vorganges hinter der Wand hätte sein können.

Es zeigte zu Skeletten abgemagerte Menschen mit hoffnungslosen, hohläugigen Gesichtern. Darüber stand: K Z!

Vielleicht hat die Welt inzwischen die Einsichtsmöglichkeit in die deutschen Verhältnisse wahrgenommen und dabei festgestellt, daß tatsächlich nur ein verschwindender Bruchteil des deutschen Volkes von der Existenz überhaupt, vor allem aber von der Form der nationalsozialistischen Konzentrationslager Kenntnis gehabt hatte. Mich selbst haben die Berichte aus verschiedenen K. Z., die ich in Schweden las, tief erschüttert, und nicht nur mich, sondern ebenso meine Kameraden. Nicht einen habe ich getroffen, der etwa gesagt hätte: „Recht so", oder eine ähnliche Bemerkung gemacht hätte. Wenn solche Verhältnisse in den K.Z. geherrscht haben, wie ich sie hier in Rußland antraf, dann sind sie zu verurteilen, und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen.

Wenn man auf solche Art und Weise eine bestehende Schuld anprangert und vergeht sich selbst genau so, wenn möglich noch potenziert und in noch größerem Umfang an Menschen, die schuldig oder schuldlos, wie jene, Opfer sind, — begeht man dann nicht dasselbe Verbrechen zweifach? Denn man machte es ja nicht nur nicht anders, besser, sondern — und zwar als Richter! — man wiederholt das gleiche Verbrechen und steigert es noch!!

Dieses Bild — ausgerechnet an der Waschbaracke, in der jeder die Gestalten des Plakates so anschaulich mit seinem eigenen Körper vergleichen konnte, offenbarte die Praxis des

bolschewistischen Systems im Hinblick auf seine deutschen Sklaven! —

In der Nacht — keiner von uns Neuangekommenen konnte der Wanzen wegen Schlaf finden — wanderte ich durchs Lager. Und da erlebte ich etwas Merkwürdiges.

An allen Enden und Ecken des Lagers hockten die Elendsgestalten, trotz Kälte und ungenügender Bekleidung, im Freien und stießen mit einer Eisenstange von der Größe einer schweren Brechstange in ein senkrecht aufgestelltes, 30 bis 40 Zentimeter hohes Eisenrohr hinein, in ständig gleichem Kling und Klang. Ich fragte einen der zusammengekauerten Menschen, was er da machte. Erst blickte er mich verständnislos an, dann lachte er über sein ausgemergeltes, verfrorenes Gesicht und meinte verständnisvoll: „Schwede?"

Auf mein Nicken hin zeigte er mir eine Handvoll Roggenkörner, die er in das Rohr warf und mit der Eisenstange auf diese mühevolle Art zerkleinerte. „Gibt ne Suppe", meinte er, und arbeitete weiter. Die Könner wurden auf der Baustelle „organisiert" oder eingehandelt gegen irgendetwas, was auch „organisiert" war.

Tagsüber Arbeit, schwerste körperliche Arbeit; nachts kein Schlaf wegen der Wanzen und weil man sich Mehl „mahlen" mußte für eine Suppe; kein heiles Bekleidungsstück, keine Handschuhe, kein Paar Socken, dabei als Nahrung dünne Wassersuppen und klebriges, klitschnasses Brot, das manchmal für ein paar Tage auch noch ausfiel, weil das Mehl dazu verschoben wurde — das war das Leben des deutschen Kriegsgefangenen in Riga im Winter 1945/46, in der Hauptstadt des Lebensmittelüberschußlandes Lettland!

Am andern Morgen, dem ersten in diesem Lager, in dem ich vier Monate mein Leben fristen sollte, stellte ich mich, zusammen mit den übrigen 1000 Mann, in dem eisigen Morgen vor dem Küchenschalter an. Die Schlange war lang, und als ich endlich meine Morgensuppe im Kochgeschirr hatte und mir die süßlichfad riechende Brühe besah, muß ich wohl sehr dumm ausgesehen haben, denn ein alter Gefangener blieb neben mir stehen, um zu warten, was seinem Instinkt nach erfolgen mußte.

In meinem Kochgeschirr schwamm auf leicht graugetöntem, heißem Wasser ein großes Fischauge, das mich sozusagen kalt anblickte. Am Grunde ruhten etwa zehn kleine Graupen. Das war ein Frühstück!

Der alte Pleni (zu deutsch: Gefangener) fragte mich, ob ich die Suppe nicht möge. Nein, an dem Tage mochte ich sie noch nicht. Die noch nicht allzu lange verlassene Zivilisation und mein noch ordentlicher Ernährungszustand verdarben mir die Lust zu Fischaugensuppe. Einige Wochen später hätte ich das Auge mit dem Löffel entfernt und meine Morgensuppe getrunken.

Die Frage, ob ich meine Suppe nicht wolle, war kaum ausgesprochen, als mich sofort ein ganzer Schwarm alter Plenis umringte. Sie streckten ihre grauen Hände nach mir hin und schrien durcheinander: „Mir! Mir! Mir!"

Irgendeinem gab ich sie. Dabei schämte ich mich, so etwas überhaupt einem Menschen zu schenken. Aber der Empfänger strahlte, daß er nun zwei Suppen essen konnte, und brachte mir dankbar das tadellos gereinigte Kochgeschirr zurück.

Ich schaute mir mit offenen Augen und mit breiter Empfindung das Lager und seine Menschen an — und wußte:

„Du bist am Ziel. Du bist am Bestimmungsort deiner Fahrt „zurück". Du bist angekommen und wirst bald einer von denen sein, genau so ausgemergelt, genau so verkommen, genau so armselig — wenn du dein Schicksal nicht in die eigenen Hände nimmst!"

Und kaum angekommen, beschloß ich, wieder zu verlassen, was mich wie dreckiger Lehmbrei umfloß — zäh und klebrig, mit dem Willen zur menschlichen Erniedrigung.

Ich wußte nun, was unsere Bestimmung sein sollte, zu der man uns aus Schweden hergeholt hatte, damit nicht ein einziger, dessen dieses System habhaft werden konnte, ihr entging:

Hier war sie: die physische und psychische Zermürbung und Zerstörung und tiefste menschliche Erniedrigung.

Das also war das Ziel. —

MENSCHEN OHNE GEGENWART.

Bisweilen konnte man in Zeitungen von Menschen lesen, die ihre Vergangenheit verloren, weil ihr Gedächtnis durch irgendeinen äußeren Anstoß an einem bestimmten Zeitpunkt versiegte und eine Finsternis zurückließ, in der sich keine bestimmten Konturen vergangenen Erlebens abzeichneten.

Es leben auf Erden wohl viele Menschen, die keine Zukunft, oder doch den Glauben an eine solche verloren haben.

Aber es gab und es gibt auch Menschen, die ihre Gegenwart, das Bewußtsein ihres menschlichen Daseins unter die Trostlosigkeit und den Lebensunwert zwangsläufig ertragener Zeitabschnitte versinken sahen — es gab und es gibt Menschen ohne Gegenwart.

Das Dasein der Kriegsgefangenen des E.-Werk-Lagers in Riga im Winter 1945/46 war solch ein Leben ohne Gegenwart — war solch ein Leben, in dem nicht ein einziger armseliger Tag lebenswert erschien, gemessen an dem Maßstab ihres Lebens von einst.

Was war denn dieses Leben noch?

Acht- bis zehnstündige schwerste Arbeit in den Ruinen des Elektrizitätswerkes der Stadt. Arbeit, die mit einem vollkommen unterernährten, ausgemergelten Körper geleistet werden mußte, den vor dem grimmigen Frost kein warmes Bekleidungsstück schützte, dessen Hände ohne Handschuhe, oder doch nur in dünne Leinwandfetzen gehüllt, kaltes Eisen, Steine und Werkzeuge fassen mußten, dessen Füße in Schuhen staken, die, immer zerrissen, nur aus einer Holzsohle mit dünnem Leinwandüberzug bestanden.

Arbeit mit primitivsten Mitteln und schlechten, für europäische Begriffe unbrauchbaren Werkzeugen, darum umso mehr physische Kraft voraussetzend — Arbeit, für die es Normen gab, die erfüllt werden mußten, oder die Fron wurde am Abend und in der Nacht fortgesetzt, bis das Ge-

forderte geleistet war. Normen, die für gesunde, normal ernährte Menschen berechnet waren, und die nun kraftlose und teilnahmslose, zu Arbeitssklaven erniedrigte Menschen erfüllen mußten, die einmal — ach, wie weit lag jene Zeit zurück — Menschen waren mit gesunden Körpern und einem an ihrer Arbeit teilnehmenden Geist und einem Willen zur Leistung.

Man verabreichte diesen Menschen täglich dreimal einen halben Liter Suppe, oder richtiger gesagt, heißes Wasser mit einem Löffel voll Hafer, Graupen oder Hirse, 600 Gramm nasses Brot mit 40 Prozent Wassergehalt, dazu noch einen Kaffeelöffel voll Zucker, der längst nicht alle Tage zur Ausgabe gelangte.

Zur Lagerstatt, auf der sie sich von ihrer erschöpfenden Arbeit erholen und für die des kommenden Tages ausruhen sollten, bot man ihnen harte Bretter, zu Pritschen von zwei Etagen zusammengefügt, auf denen jeder ganze 50 cm Platz hatte. Kein Stroh oder Heu milderte die Härte solchen Lagers. Dafür lebte aber das ganze Holz, die Pritsche, die Decken und die Wände förmlich von Wanzen, die den notwendigen, ersehnten Schlaf aus den erschöpften Körpern trieben.

Zur geistigen Erbauung reichte man ihnen marxistische Propaganda, man bewarf alles Gewesene, unterschiedslos und kritiklos, mit Kot, auch die Menschen selbst, die in dieser verzweiflungsvollen Lage vegetierten — und pries ein System, das ihre Lage nicht nur duldete, sondern täglich mit neuen Leiden überhäufte.

Das Bild der geistigen Erbauungsmöglichkeiten wäre unvollkommen und auch ungerecht, würde ich nicht der Arbeit des damals schon bestehenden „Kulturaktivs" gedenken. Es bot für Interessenten an Sonntagen Dichtermatinees — oder Abende, die mich beim ersten Besuch vor allem deswegen erschütterten, weil dort beigeisterungsfähige Menschen, die, ebenso unterernährt wie das gesamte Lager, doch noch die geistige Kraft aufbrachten, den eintönigen, grauen Tag mit dem Atem ewiggültiger Schönheit zu durchbrechen. Die „bunten Abende", die ab und zu ebenfalls veranstaltet

wurden, waren Karikaturen eines Versuchs, die trostlose Lage des Gefangenen durch sogenannte geistige Leichtigkeiten vergessen zu lassen. Aber trotz der mißlungenen Versuche muß den Menschen gedankt werden, die, zusätzlich zu ihren körperlichen Belastungen, den Versuch unternahmen, ihren Mitgefangenen Freude zu bereiten. Übrigens verschwanden die unpolitischen Darbietungen sehr bald von den Programmen. Unpolitische Kunst wurde von seiten der „Antifa" als „geistige Onanie", weil fruchtlos für die Entwicklung zu einem politisch bewußten Menschen — sprich Marxisten — abgelehnt. Die Kunst hatte Zweck zu sein zu einem politischen Ziel — sonst war sie unbrauchbare Kunst.

Die „Dystrophiebaracke" barg jene 200 bis 300 elenden, unterernährten Menschen, die vom russischen Arzt offiziell als „Dystrophiker", also als unterernährte Kranke, eingestuft worden waren. Nach Aussage der deutschen Ärzte war die Zahl der wirklichen Dystrophiker aber dreimal größer, bei einer Lagerbelegschaft von rund 1300 Mann! Es kam öfters vor, daß Leute am Morgen einfach nicht mehr erwachten. Es war eben wieder einer verhungert.

Diese Baracke konnte man betreten, wann man wollte, um die Mittagszeit, um Mitternacht oder morgens um 4 Uhr, stets bot sie das gleiche traurige Bild. Menschenwracks lagen in ihre Lumpen gehüllt, schlafend oder in völliger Apathie, auf ihren Brettern, oder — das war zu jeder Stunde mehr als die Hälfte — sie hockten umher und rauchten den elenden Machorka und erzählten — vom Essen. Sie gaben sich anhaltende Berichte über das Was und Wie ihrer einstmals konsumierten Genüsse, sie spielten mit den Vorstellungen guter Speisen, mit Kochrezepten und heißhungrigen Wünschen, wie Kinder mit einem bunten Ball. Mancher mag mit der Traumvorstellung eines reichgedeckten Tisches eingeschlafen sein, um am nächsten Morgen von der geträumten Mahlzeit sich nie mehr zu erheben. Der Hunger hatte ihn ausgelöscht.

Die Sonntage, wenn an ihnen nicht sowieso auf dem E.-Werk gearbeitet wurde, verbrachten wir bei schwerster Arbeit bis zu 14 Stunden auf dem nahegelegenen Holzverladebahn-

hof, auf private Rechnung unseres Lagerkommandanten, eines russischen Majors der MWD.

Ich lebte zu dieser Zeit in erster Linie vom Verkauf aus Schweden mitgebrachter Sachen, wie Hemden (man lernte sehr bald mit einem einzigen auszukommen), Socken, Seife und ähnlichen Dingen, die hier selten und darum kostbar waren. Natürlich reichte der Erlös aus diesen Verkäufen keineswegs zum Einkauf hochwertiger Nahrungsmittel, wie Butter, Fleisch oder Käse. Aber für eine ungefähre Sättigung mit Schwarzbrot genügte der Erlös doch immerhin.

Bei unserer Ankunft wurden wir Offiziere gefragt, ob wir arbeiten wollten, da zu diesem Zeitpunkt noch keine allgemeine Arbeitspflicht für Offiziere bestand. Diese wurde erst im April 1946 befohlen, mit Ausnahme der Stabsoffiziere.

Es gab für uns aber auch damals schon keine Wahl. Meldeten wir uns nicht zur Arbeit, waren wir von vornherein als arbeitsverweigernde Faschisten deklariert und wanderten ab ins Offizierslager Salaspils, dessen Verhältnisse uns aus Erzählungen von Kameraden bekannt waren, die dort eine Zeitlang gehaust hatten. Dieses Lager hatte nicht einmal Licht, was sich umso schlimmer auswirken mußte, da ja kein Mensch das Lager verlassen konnte, und alle in der dunklen Enge der Baracken Tag für Tag hausen mußten. Etwas zusätzlich zu der minimalen Verpflegung zu „organisieren" war natürlich unmöglich, da keiner der Gefangenen das Lager verlassen konnte. Die physischen und seelischen Folgen bei solchen auf engstem Raum zusammengepferchten, hungernden Menschen, die keinerlei Bewegungsmöglichkeit außerhalb ihrer Gefangenenställe hatten, kann man sich unschwer vorstellen. Dieses Lager hätte unsere Zukunft bedeutet, wenn wir die Arbeit verweigert hätten.

Meldeten wir uns zur Arbeit, dann bestand immerhin die Möglichkeit — wenn man allerdings sehr großes Glück hatte — ein paar Rubel zu verdienen, auf der Baustelle vielleicht etwas Zusätzliches zu „organisieren", oder durch kleinere Diebstähle und Verkäufe sich über Wasser zu halten, wenn man geschickt genug war, sich nicht erwischen zu lassen und das Risiko, sich ein paar Jahre Zwangsarbeit aufzuhalsen, in

Kauf nahm. Für mich war der entscheidende Punkt der, daß ich von einer Baustelle aus auf alle Fälle leichter fliehen konnte als aus einem Offizierslager.

Darum meldete ich mich zusammen mit allen Offizieren, die mit mir aus Schweden gekommen waren, zur Arbeit und wurde wie diese als Gruppenführer für das Arbeitskommando im E.-Werk eingeteilt. Als solcher hatte man zwar weniger körperliche Arbeit zu leisten, aber wenn man seine Aufgabe im Hinblick auf die anvertrauten Kameraden verantwortungsbewußt machen wollte, dafür umso mehr Organisationsaufgaben, Laufereien und Scherereien mit den Natschalniks (russiche Vorgesetzte), Ingenieuren, Normierern und ähnlichen vorgesetzten Stellen im Arbeitsprozeß. Konnte der Brigadier, das ist die Bezeichnung für den Gruppenführer, gut betrügen, konnte er den Natschalnik davon überzeugen, daß statt der tatsächlich geleisteten vielleicht 40 Prozent der Norm 140 Prozent geleistet worden waren, dann hatte die Brigade Aussicht Geld zu verdienen.

Nun, ich nahm meine dahingehende Aufgabe ernst. Wir wurden in der ersten Zeit mehrfach bei dem russischen Lagerkommandanten vorstellig und forderten Bekleidung, Schuhe, bessere Verpflegung, Strohsäcke, Nadeln und Zwirn zum Ausbessern der Uniformen, kurz alles, was so dringend nach Besserung und Änderung der bestehenden Verhältnisse schrie. Noch waren wir nicht lange genug Pleni, um die Aussichtslosigkeit solcher Bemühungen zu kennen. Der einzige Erfolg dieser Unternehmungen war der, daß wir Neuangekommenen uns bei den russischen Dienststellen unbeliebt machten, und wer in Rußland unbeliebt ist, ist eben ein Faschist. Die „schwedischen Offiziere" waren zu „faschistischen schwedischen Offizieren" geworden.

Selbstverständlich übertrug sich diese Ansicht der russischen Stellen umgehend auf die deutsche Lagerführung und „Antifa". Um ein Beispiel von den Machtbefugnissen eines „deutschen Lagerführers" zu geben, möchte ich die andauernd sich wiederholenden Diebstähle an Kameradengut durch den damals im E.-Werk-Lager herrschenden Kommandanten festhalten. Es war dies jener Deutsch-Litauer, der uns

bei der Ankunft Uhren und Ringe zwecks „Sicherstellung" abnehmen wollte. Diese skrupellose und zweifellos kriminelle Erscheinung nahm aus den Baracken, während die Gefangenen bei der Arbeit weilten, einfach einige Decken weg, oder auch sonstige Bekleidung, die ihm zum Verkauf geeignet erschien. Dafür kamen nur die „Schweden" in Frage, denn von den alten Gefangenen besaß längst keiner mehr etwas Brauchbares. Kehrten wir dann von der Arbeit zurück, tobte der Kerl im Lager herum, da er sich von dem Erlös seiner Verkäufe mal wieder toll und voll gesoffen hatte. Beschwerden beim russischen Kommandanten fruchteten überhaupt nichts, da der Bursche sein willigstes und bestes Werkzeug zum Zwecke seiner eigenen Bereicherung war. Er schlug natürlich auch und nahm grundsätzlich alles, was ihm brauchbar oder verkäuflich erschien ohne Erklärung den Gefangenen ab. Im Lager waren alle, die vielleicht Bemühungen machten, die Lage der Gefangenen zu heben, vollkommen machtlos.

Auf der Baustelle hatte ich mehr Erfolg. Mein Natschalnik, ein Fliegerhauptmann der Roten Luftwaffe, auf Grund seiner Dienststellung jetzt Ingenieur und Abteilungsleiter, selbstverständlich von keiner Sachkenntnis getrübt, war ziemlich großzügig und darum verhältnismäßig leicht zu behandeln. Er überließ mir fast völlig die Organisation der Arbeit und diese selbst natürlich auch.

Damals räumten wir Schutt, der von der Sprengung her sich zu Bergen türmte, gemischt mit Maschinenteilen und Eisenkonstruktionen der hohen Hallen. Das Räumen dieser Tausende von Kubikmetern Schutt geschah fast ausschließlich mit Menschenkraft. Die aus Deutschland deportierten Förderbänder waren auf Grund schlechter Wartung selten betriebsfähig. Das Hauptarbeitsgerät bildete das sogenannte „Wiedergutmachungsgerät", eine Trage von der Größe eines Schubkarrens, die von zwei Mann getragen wurde. Fragte mich nun mein Natschalnik nach der Dauer eines bestimmten Räumungsprojektes, dann gab ich ihm von vornherein längere Termine an, als ich mir für die Beendigung errechnen konnte. Waren wir dann fertig, machten wir zunächst einmal „große

Pause" und dann wurde dem Natschalnik die freudige Botschaft zuteil: vorfristig erfüllt! Durch solche und ähnliche Manipulationen brachte ich ihn dann auch dahin, daß er mir widerspruchslos meine Arbeitsnachweiszettel mit meinen darauf angegebenen Prozentangaben unterschrieb. War er auf solche Art und Weise befriedigt worden, besorgte er uns auch ab und zu Coupons für zusätzliches Essen auf der Baustelle. Davon gab es täglich 50 Portionen für die über 1000 dort beschäftigten Menschen! Das verausgabte Essen bestand aus einem halben Liter Erbsensuppe. Im Innern jeder Erbse saß ein kleiner schwarzer Käfer, irgendein Schädling, der auch bei stundenlangem Kochen nicht weich wurde. Jeder, der das Glück hatte, mal mit solch einer zusätzlichen Mahlzeit bedacht zu werden, verspeiste ihn eben — leicht krachend — mit, und war froh, daß er überhaupt etwas bekam. Manchmal besorgte er auch für die „Bestarbeiter" (diese Bezeichnung ließen wir grundsätzlich reihum gehen) Handschuhe. Sie waren aus alten Sommeruniformen, also aus Leinwand verfertigt und hielten höchstens zwei Arbeitstage der Beanspruchung stand. Aber es waren doch zwei Tage!

Damals begann ich auch Russisch zu lernen, um bei meiner späteren Flucht wenigstens etwas sprechen zu können. Aus einem Mantelfutter nähte ich mir einen Zivilrock und eine sogenannte „Schlägermütze", die übliche Kopfbedeckung der Russen. Während ich diese Arbeiten verrichtete mit dem Ziel, bis zum Frühjahr mit allen Vorbereitungen fertig zu sein und zu fliehen, stellte ich bei einem Kameraden ähnliche Vorbereitungen fest. Ich sprach ihn daraufhin an. Im allgemeinen behielt man solche Absichten besser für sich, denn jeder geringste Verdacht bei deutschen oder russischen Stellen des Lagers hätte vorzeitiges Scheitern und schwere Bestrafung zur Folge gehabt. Außerdem mußte man damit rechnen, daß jeder Nachbar ein Spitzel sein konnte. Aber die Vorbereitungen meines Kameraden waren offenkundig. Wir kamen überein, gemeinsam zu fliehen, sobald es die Witterung erlaubte. In den nun folgenden Nächten zeichneten wir Karten, nähten an unserer Ausrüstung und konstruierten einen Kompaß. Ferner verkauften wir in dieser Zeit unsere letzten brauchbaren Sachen, eben alles, was wir

bei unserer Flucht nicht gebrauchen konnten. Wir machten uns bereit.

Es war März geworden. Die Sonne taute erstmals den schmutzigen Schnee auf der Baustelle etwas auf. Aus den braungrauen Gesichtern der Gefangenen streichelte die erste wärmende Sonne etwas von ihrer Verkniffenheit. Die Kälte ließ rasch nach, und mit der immer höher steigenden Sonne stieg auch neuer Lebensmut in die Herzen der im hoffnungslosen Winter verhärteten Menschen. Man versprach seit Monaten Verbesserung der Lebensverhältnisse, ja man versprach sogar die Heimfahrt! Alles wurde aus trüber Erfahrung nicht mehr geglaubt — aber jetzt hatte jeder mit einem Male wieder Hoffnung. Das aufsteigende Jahr machte uns zuversichtlicher.

Als Antwort der russischen Dienststellen auf unseren neugeschöpften Lebensmut blieb zunächst mal für zwei Wochen jegliches Brot aus. Als Ersatz gab es Hirsebrei. Wir entschlossen uns, unsere Mäntel zu verkaufen, um Brot einhandeln zu können, damit wir bei Kräften blieben. Schwedenmäntel waren in Riga sehr gesucht; sie ließen sich gut zu Damenmänteln umarbeiten und brachten immerhin 100 bis 200 Rubel ein. Das waren 2 bis 4 Laib Brot! So überstanden wir wieder eine Zeit.

Inzwischen waren die „Schweden" im Lager zu zwei geschlossenen Kompanien zusammengefaßt worden. Die zwei ältesten aus Schweden mitgekommenen Offiziere wurden als Kompanieführer eingeteilt. Einer davon war ich. Dieser Umstand kam mir zu den Fluchtvorbereitungen sehr gelegen, denn ich konnte nun verschiedene Arbeitsplätze aufsuchen, auf denen Leute meiner Kompanie arbeiteten. Natürlich war dies nur unter Bewachung möglich, aber ich konnte doch die verschiedenen Möglichkeiten für einen Start erkunden.

Eine dieser Arbeitsstellen war eine Möbelfabrik. Von der dortigen Brigade gesellten sich noch zwei Mann zu uns.

Zuerst hatten wir die Absicht, einen Gang aus dem Lager unter dem Zaun hindurch zu graben. Diese Versuche mußten wir bald aufgeben, da der Grundwasserspiegel zu hoch lag

Der nächste Plan war, bei Nacht einen Kurzschluß im La-

ger hervorzurufen, um unter dem Schutz der Dunkelheit in den Stacheldraht eine Gasse zu schneiden, und so über der Erde unter dem Zaun hindurch auszubrechen. Dieser nicht schlechte Plan mußte dann aber auch verworfen werden, da die Nacht für einen Fluchtbeginn ungünstig war, weil die lettische Bevölkerung damals noch Ausgangsbeschränkung ab 10 Uhr abends hatte und wir auf den leeren Straßen zu leicht hätten auffallen und gefaßt werden können. Bei der Bewerkstelligung einiger Probekurzschlüsse hatte ich mir umsonst ein paar kräftige elektrische Schläge geholt.

Aus dem E.-Werk zu fliehen war kaum möglich, da dort die Bewachung zu lückenlos war. Das gesamte Baugelände war umzäunt und alle 50 bis 100 Meter mit einem Wachturm gespickt. Außerdem verfügte die Wachmannschaft über Hunde, die sehr leicht unsere Spuren hätten aufnehmen können.

Also entschlossen wir uns, von der Möbelfabrik aus zu starten, wo die beiden „Neuen" eine Möglichkeit gefunden hatten.

Unsere Vorbereitungen zur Flucht waren abgeschlossen. Jeder verfügte über ein „Räuberzivil", Verpflegungsreserven für eine Woche und etwas Geld. Außerdem besaß ich noch meine Uhr, die ich bei allen Filzungen unter den Socken ums Fußgelenk getragen hatte.

Es war Ende Mai. Wir mußten so lange warten, da wir über die Ostsee nach Schweden wollten und deswegen eine stabile Wetterlage benötigten. Der Weg nach Schweden war der kürzeste, wenn man an der Küste eine Fahrtgelegenheit fand, und ein zweitesmal wären wir natürlich nicht als Soldaten in Schweden angekommen, um uns nicht der Gefahr eines nochmaligen Auslieferns auszusetzen.

Die erste Hälfte des Mais war vorüber, da gelangte die Nachricht ins Lager, zwei ehemalige „Schwedenoffiziere" seien aus einer Textilfabrik in Riga geflohen. War das ein Theater! Die „Antifa" hielt lange Vorträge über die Schimpflichkeit einer Flucht im allgemeinen, besonders aber in der Sowjetunion, wo wir das „Bollwerk des Friedens und der Menschlichkeit" mit unserer Arbeit zu stärken hätten!

Daß der normale Mensch so etwas wie einen Freiheitsdrang besitzt, ja, daß eine erfolgreiche Flucht in der Aussichtslosigkeit unserer Lage eine Lebensrettung bedeuten konnte, davon sprach von den gekauften Sprachrohren der russischen Lagerführer keiner. Um ihrer eigenen Existenz willen traten sie alle normalen Begriffe von Anständigkeit mit Füßen und spuckten noch auf die, welche noch nicht abgestumpft und gleichgültig genug waren gegen die Vergewaltigung ihres Körpers und Geistes.

Für uns mußte sich die Flucht der beiden Vorgänger auswirken. Wir waren nun nicht mehr die ersten, die Miliz (Polizei) mußte nun überall unterwegs sein, um die beiden zu suchen. Damit erschwerte sie natürlich auch uns den Fluchtweg. Wir beschleunigten unsere letzten Vorbereitungen, damit wir wenigstens die zweite Marschgruppe blieben.

Am 28. Mai waren wir soweit. Am Abend verkauften wir noch unseren allerletzten Besitz, sofern das möglich war, ohne aufzufallen. Von der Absicht unserer Flucht wußten nur drei unbedingt zuverlässige Kameraden etwas. Sie sollten im Falle eines völligen Verschwindens von uns unsere Angehörigen benachrichtigen. Drei Wochen vor unserem Fluchttermin hatten wir die Unterkunft gewechselt, um jeden Verdacht der Mitwisserschaft von den drei Eingeweihten zu nehmen. Daß eine Flut von Vernehmungen, vielleicht sogar Repressalien auf unsere „schwedischen" Kameraden herabstürzen würde, wußten wir wie sie. Aber auch für die Zurückbleibenden war dies kein Grund, uns etwa zurückhalten zu wollen.

Am Morgen des 28. Mai nahmen die beiden von uns, die in der Möbelfabrik arbeiteten, unseren Proviant und die Zivilkleider mit raus zur Arbeit. Der 29. Mai war endgültiger Termin für unseren Fluchtbeginn.

Beim Raustreten zur Arbeit, am Morgen des 29. Mai nahm ich den vierten Kameraden unserer Fluchtmannschaft einfach mit zur Möbelfabrik, wo er angeblich helfen sollte, Bilderrahmen für unsere Baracke anzufertigen. Es lief zu dieser Zeit gerade ein Wettbewerb für Barackenausgestaltung, zu welcher alles, der letzte Nagel und das letzte Stückchen

Sperrholz bei den verschiedenen Firmen, die Gefangene beschäftigten, gestohlen werden mußte. Dazu wurden wir vom politischen Instruktor des Lagers offiziell aufgefordert, unter seiner gleichzeitigen Versicherung, daß er im Falle des Geschnapptwerdens natürlich nicht helfen könne. Aber nur auf diese Art war es den Gefangenen möglich, mit der Zeit aus den Ställen bewohnbare Unterkünfte zu machen.

Alles klappte. Ich hatte mir eine Aktentasche geliehen, die mit auf die Reise gehen sollte. Ich wußte, daß der Besitzer der Tasche mir nicht zürnen würde, wenn er merkte, zu welchem Zweck ich diese benötigte. Auch er war von unserer Fluchtabsicht nicht orientiert, obwohl wir uns von Schweden her gut kannten.

Den ganzen Vormittag arbeiteten wir noch, machten tatsächlich unsere Bilderrahmen, die wir sogar noch einem Kameraden übergaben, damit er sie mit ins Lager nähme. Sie waren sozusagen unser Abschiedsgeschenk.

Das gesamte Gelände der Möbelfabrik umgab ein Bretterzaun, der an seinen Ecken von Wachtürmen überragt wurde, — das übliche Bild einer Fabrik in der Sowjetunion, da die Ausbildung des Menschen zu einem solchen mit Gewissen für sozialistisches Eigentum anscheinend noch in Ausbildung begriffen ist. Wird in der Sowjetunion irgendwo gebaut, dann ist das erste, was errichtet wird, ein Zaun um die gedachte Baustelle und mindestens ein Wachturm. Sind diese ersten Voraussetzungen erfüllt, dann setzt man eine gut verschließbare Bude für das Werkzeug hinein, über dem den ganzen Tag ein Verwalter hockt, wie die Henne über ihren Eiern. Nach solchen Vorsichtsmaßnahmen gegen Leute, die sich den Begriff des gemeinsamen Eigentums etwas zu wörtlich ausgelegt haben, kann man nun mit den ersten Arbeiten beginnen.

Jede Fabrik, die produziert, ist von einem Zaun, Wachtürmen und Posten umgeben, und so war es natürlich auch im Falle unserer Möbelfabrik. Wollten wir von den Posten unbemerkt das Fabrikgelände verlassen, dann mußten wir durch das Fabrikgelände selbst, das die eine Seite des Terrains zur Hauptstraße abschloß. Das einzige im Gebrauch befind-

liche Tor war die Eingangspforte für die Zivilarbeiter. Selbstverständlich kam diese für uns nicht in Betracht, da sie natürlich unter dauernder Bewachung stand und jeder Passant seinen Ausweis und die Zulassung für das Betreten der Fabrik vorzeigen mußte.

Aber in einem Flügel des Hauptgebäudes lag zu ebener Erde eine alte, lange nicht mehr benutzte Färberei. Dahinein hatten wir eine Tür aufgebrochen. Aus der Färberei führte ein Tor auf die Straße, das mit Eisenbändern fest verschlossen war. Diese hatten wir so gelockert, daß sie mit ein paar Handgriffen vollends entfernt werden konnten.

Um 12 Uhr mittags kam der „Wasserwagen", das Fahrzeug mit dem Essen, das die Plenis wegen der Konsistenz seiner Fracht mit diesem Namen belegt hatten. Wir empfingen als erste unsere Suppe, verzogen uns hinter einen Holzstapel und gossen sie weg. Zum Essen hatten wir keine Zeit. Wir mußten uns beeilen, denn nach dem Ende der einstündigen Mittagspause würde man unser Fehlen feststellen. Von den 60 Mitarbeitern wußte keiner etwas von unserem Unternehmen. Einmal wollten wir uns nicht der Gefahr eines Verrats aussetzen, und zum anderenmal niemand mit der Mitwisserschaft belasten.

Einzeln drangen wir in die Färberei ein. Als der vierte Mann zwischen den riesigen Holzbottichen stand, verrammelten wir von innen die Tür. In drei Minuten zogen wir uns um, packten unsere Bündel zusammen und standen in angespannter Stille, bereit zum Weg durch die letzte trennende Tür in die Freiheit. Wir lauschten auf die Geräusche und Bewegungen der Straße. Als für einen Moment Ruhe eintrat, brachen wir die restlichen Riegel auf.

Nach kurzer Bearbeitung mit dem Stemmeisen gab das Tor nach, und zweimannweise, mit 100 Meter Abstand, verließen wir die Fabrik und mit ihr Stacheldraht und Bewachung.

Wir fanden uns auf einer mäßig belebten Straße im prallen Sonnenlicht mitten in der Stadt Riga wieder.

Alle Bedenken glitten ab an dem Wunsch und dem Willen zur Freiheit, zum Leben, zur Heimkehr.

FLUCHT.

Wir kannten die Richtung, die wir zu gehen hatten, um zu der großen Dünabrücke zu gelangen. Der freien Bewegungsmöglichkeit ungewohnt, und noch unter dem Eindruck des immer Bewachtwerdens stehend, vermuteten wir natürlich in jedem Zivilisten, vor allem aber in jedem der uns ununterbrochen begegnenden Soldaten und Offiziere, Aufpasser und Spitzel. Die Stadt belebte sich um diese Mittagsstunde zu regem Verkehr. In ihren Straßen strömten die Menschen von der Arbeit zum Essen. Einer Militärstreife, die durch Armbinde gekennzeichnet war, wichen wir aus. Mein Kamerad, der nicht rauchte, kaute ununterbrochen geröstete Sojabohnen, die einen wesentlichen Bestandteil unserer Marschverpflegung ausmachten, und spuckte die Reste in die Gegend, wie es die Russen mit ihren ausgekauten Sonnenblumenkernen tun. Ich selbst rauchte eine Paypros nach der andern, kaute auf dem Papiermundstück herum, spuckte häufig aus und bemühte mich, in jeder Weise russisch zu erscheinen.

Die Hitze brütete drückend zwischen den Steinwänden der Häuser, wir trugen Pullover und unsere selbstgeschneiderten Tuchröcke aus warmem, schwedischem Stoff, die unseren einzigen Wetter- und Kälteschutz bildeten. Sie auszuziehen und zu tragen verwehrten uns unsere ohnehin genügend schweren Bündel mit der Verpflegung. Wir schwitzten jämmerlich.

Endlich stießen wir aus dem Gewühl der Stadt heraus zur Düna vor. Wir hatten schon vorher in Erfahrung gebracht, daß auf beiden Seiten der Brücke Militärposten standen, die Stichproben bei auffälligen Passanten durchführten. Frech, aber doch mit klopfendem Herzen, schritten wir auf die Brücke zu.

Der Posten glotzte uns an — und ließ uns ungefragt passieren. Wir waren auf der Brücke, die in mehreren weiten Bogen die Verbindung über die träge Düna schlug. Aber auf der anderen Seite erwartete uns wieder ein Posten!

Wenige hundert Meter rechts von uns erkannten wir bis in die kleinsten Details unsere Baustelle, das E-Werk. Wir sahen unsere Kameraden roboten und nannten uns, bei aller Unsicherheit unserer Lage und des Kommenden, glücklich, den Absprung gefunden zu haben. Wir hatten wieder eine Gegenwart! Sie hieß: zielbewußt handeln, marschieren, aufpassen und wieder marschieren — aber alles unter dem starken Gefühl, endlich wieder selbst Akteur des eigenen Schicksals zu sein!

Auf der anderen Seite der Brücke ließ uns der Posten ungehindert durch. Wir atmeten auf. Eine Etappe, die erste kleine Etappe, war geschafft, Riga und die Brücke über die Düna lagen hinter uns.

Am Flußufer lehnte ein rotblondes Lettenmädelchen an einem Telegraphenmast. Ich konnte es mir nicht verkneifen, dem kleinen Menschlein über die Haare zu streicheln, aus Freude, wieder frei und unter Menschen sein zu dürfen.

In der Vorstadt auf dem Westufer verloren wir die bisher in Blickverbindung gefolgten zwei anderen Kameraden aus den Augen. Aber wir hatten in ungefähr zwanzig Kilometer Entfernung, kurz vor der großen Brücke über die kurländische Aar, einen ersten Treffpunkt vereinbart. Unser Plan hieß uns, getrennt zu marschieren und nur an markanten Punkten zusammenzutreffen.

Noch begleiteten die letzten Häuser der Rigaer Vorstadt die breite Ausfallstraße nach Rigastrand, als wir merkten, daß uns plötzlich zwei Uniformierte folgten. Rasch bogen wir zwischen die Gärten ein, und sobald wir außer Sichtweite waren, ging es im schärfsten Lauf quer durch Vorgärten, über Zäune und Äcker und durch Waldstücke, bis wir nach einigen Kilometern sicher waren, unsere Verfolger abgeschüttelt zu haben. Dann erst verschnauften wir und hielten erste Rast.

Hitze und Anstrengung hatten unsere Kehlen ausgedörrt,

der Durst quälte uns, den zu stillen wir nichts mit uns führten. So mußte mir eine Zigarette und H. seine gerösteten Sojabohnen genügen.

Nach einer halben Stunde machten wir uns wieder auf den Weg. Teilweise hielten wir uns wieder auf der Straße, teilweise, wenn dieser vorhanden, im Waldrand verborgen neben ihr. So gelangten wir an eine große freie Fläche, bei deren Betreten wir uns überlegten, ob wir sie nicht besser umgehen sollten, es dann aber doch ließen, da es einen Umweg von mehreren Kilometern bedeutet hätte. Als wir gerade etwa die Mitte des freien Feldes erreicht hatten, kam ein Pferd in gestrecktem Galopp auf uns zu, dem ein fluchender russischer Korporal hinterherrannte.

Was tun? Das Pferd vorbeilassen und den Korporal auch? Aber vielleicht fing er dann mit uns Krach an, weil wir seinen Gaul nicht aufgehalten hatten?

So stellte ich mich mit ausgebreiteten Armen auf die Straße, um den Ausreißer anzuhalten. Der hielt auch. Der Russe kam heran, schaute uns kaum an, und ohne ein Wort zu sagen, auch keines des Dankes, saß er auf und ritt davon.

Erleichtert zogen wir weiter. Am späten Nachmittag erreichten wir die verabredete Stelle, wo der zuerst angekommene Trupp zwei Stunden zu warten hatte. Dieser Punkt liegt an dem Anfang jener schmalen Landzunge, die sich zwischen dem Babite-See und der kurländischen Aar etwa 25 Kilometer nach Westen erstreckt.

Von den anderen beiden keine Spur. Wir hatten ausgemacht, an der Stelle der Straße, wo wir uns im nahen Unterholz versteckten, einen Fetzen Papier zu deponieren. Da wir von ihnen keinen fanden, legten wir einen aus und ließen uns im nahen Gebüsch nieder. Hitze und Marsch hatten uns ziemlich erschöpft, da wir in der für dieses frühe Datum selten heißen Sonnenglut mit erheblichem Tempo gut fünfundzwanzig Kilometer zurückgelegt hatten. Außerdem waren wir an solche Märsche ja nicht mehr gewöhnt. Vor allem quälte uns der Durst. Unsere nicht sehr gute Karte gab uns nur ungenaue Auskunft, wie nahe wir der Aar waren, und da sonst kein Wasser zu sehen oder zu hören war, mußten

wir eben weiter dursten. Jeder aß eine Scheibe Brot, und dann warteten wir.

Die ersten sieben Tage hatten wir beabsichtigt, jeden Verkehr und Umgang mit Menschen zu vermeiden, obwohl wir wußten, daß die Letten, mit geringen Ausnahmen, außerordentlich deutschfreundlich sind. Aber wer sagte uns, wer diese Ausnahmen seien? Für eine Woche trugen wir Verpflegung mit uns, bestehend aus einem Laib Brot, dreihundert Gramm Schmalz, einem Kilo geröstete Sojabohnen, etwas Mehl, und als eiserne Reserve 500 Gramm Fischkonserven. Das mußte reichen bis zur Küste. Solange wollten wir uns bewegen, als wären wir in Feindesland. Später stellte es sich dann heraus, daß diese Enthaltsamkeit wohl kaum notwendig gewesen wäre, aber wir hatten ja noch keinerlei Erfahrung in dieser Hinsicht.

Die zwei Stunden verstrichen. Unsere beiden Kameraden trafen nicht ein. Waren sie geschnappt worden? In diesem Falle ergab sich für uns die Notwendigkeit, sofort weiterzumarschieren. In den Gefangenenlagern in Riga und auf den Polizeistationen mußte allerlei los sein. Sicher waren längst Suchkommandos und Streifen unterwegs, und es wäre unklug noch in solcher Nähe des Ausgangspunktes länger zu verweilen. Unser gemeinsames Ziel wies uns südlich Windau an die Ostseeküste; vielleicht trafen wir sie da wieder?

Also weiter. Die Nacht brach herein, es wurde empfindlich kalt. Die Nähe der See bedingte den Temperatursturz von der Hitze des Tages zur Kälte der Nacht. Der Mond kam hoch und warf gutes Licht für unseren Weg durch die schwarzverzweigten Wipfel der Föhren.

Wir hatten vielleicht sechs Kilometer auf der Landzunge nach Westen zurückgelegt, da kam uns jemand entgegen. Wir hatten die dunkle Gestalt nicht rechtzeitig genug erkannt, um ungesehen im Unterholz verschwinden zu können. Ein Mann auf der Straße um diese Nachtstunde konnte gut ein Milizer auf Streife sein. Tatsächlich folgte er unserem Ausweichen nach Süden in das dichte Gestrüpp. Blieben wir stehen, hörten wir zuerst seine verfolgenden Schritte — dann verhielt auch er. Durch Rennen wollten wir ihn abschütteln.

Dummerweise liefen wir in der Finsternis in die Drahthindernisse alter Infanteriestellungen hinein und saßen beinahe fest. Unsere Hosen hakten sich fest, wir rissen uns los, es war jetzt gleichgültig, ob sie zum Teufel gingen. Endlich gelang es uns dicht am Babite-Seeufer entlang den Burschen zu umgehen und weiter in unserer Richtung zu marschieren. Jetzt hielten wir uns aber im Schutz des Waldes. Mehr aus Versehen kamen wir dabei ans Ufer der Aar. So nahe begleitete uns das heißersehnte Wasser, ohne daß wir es wußten. Endlich etwas zu trinken! Bei der überstandenen Verfolgung dachten wir nicht mehr an unseren Durst, aber jetzt im Anblick eines ganzen Flusses verspürten wir ihn doppelt. Jeder von uns schüttete sich ein Kochgeschirr voll in den ausgedörrten, ausgeschwitzten Körper! Wie gut Flußwasser schmecken kann! Eine kleine Rast gab mir Zeit für eine Zigarette.

Über den Mond wischten ein paar milchige Schleier. Die Nacht war so unwirklich, und ohne Begrenzung schien mir diese halbe Stunde zu sein, hingegeben an das schwer zu begreifende Glück des Augenblicks.

Wir zogen weiter. Je schneller wir Abstand von Riga gewannen, um so sicherer erschien uns der weitere Weg.

Gegen Morgen des zweiten Tages erreichten wir den Durchstich, jenen mäßig breiten Kanal, der die Aar mit dem Babite-See verbindet. Die Reste einer zerstörten Brücke lagen an beiden Ufern. Wie da hinüberkommen? Zwei Kähne, halb aus dem Wasser gezogen, schwammen mit ihrem Heck im Wasser. Wir konnten uns nicht sofort entschließen, einen davon zu "leihen", denn der Fischer mußte schon auf sein, und sein Haus stand kaum zwanzig Meter seitab.

Nach einigem Zaudern kletterten wir dann doch in einen der Kähne und legten ab. Ich ruderte, H. schöpfte Wasser. Als wir gerade zwanzig Meter vom Ufer entfernt im Wasser schwammen, erschien schreiend der Fischer auf der Bildfläche. Nun gab es nur eines: Tempo und ab!

Auf des Fischers Geschrei erschienen aber auch auf dem anderen Ufer ein paar Leute, die schrien kräftig mit, und somit konnten wir auf der anderen Seite ebenfalls nicht

landen! Blieb nur ein Ausweg: hinaus auf die Aar und hinüber nach Rigastrand, das als Sammelbegriff für ein rundes Dutzend Ortschaften und Badeorte sich auf den Dünen zwischen Aar und Rigaer Meerbusen 25 Kilometer hinzieht.

Zu allem Überfluß folgte uns der Fischer im zweiten Kahn, während die Leute, ein paar Männer und Frauen, am Ufer schreiend unserer Fahrt folgten. Noch nie in meinem Leben habe ich so gerudert, und trotz allem war ich froh, daß ich nicht davon l a u f e n mußte, denn die vierzig Kilometer Marsch ohne Schlaf saßen mir in den Beinen, während die Arme ja noch ungebraucht waren. Der Fischer mit seinem Kahn verfolgte uns, aber wir ruderten schneller. Und weil es im Wasser so schön vorwärts ging, ohne die müden Beine gebrauchen zu müssen, und die Aar zwar entgegengesetzt, aber fast ohne Strömung in unserer Marschrichtung verlief — beschlossen wir für einige Kilometer auf dem Wasser zu bleiben. Der Fischer sollte uns nicht kriegen, und die Leute am Ufer erst recht nicht. Im übrigen konnten wir ja jederzeit am rechten Ufer landen.

Wir ruderten abwechselnd. Die Sonne kam höher, wir erreichten Sloka, ein 5000 Einwohner zählendes Städtchen an der Biegung der Aar nach Süden. Am Ufer eines großen Fabrikkomplexes stand ein Kriegsgefangener und schaute zu uns herüber. Eine graue Gestalt in Lumpen, die voller Interesse und vielleicht voller Sehnsucht den beiden „glücklichen", freien Menschen nachblickte.

Unser Fischer ließ nicht locker, er blieb treu und beständig hinter uns, und da wir jetzt sowieso andere Marschrichtung hatten als unser nasser Untersatz, gingen wir an Land. Für zehn Kilometer hatten wir jedenfalls unsere Füße geschont.

Am sumpfigen Ufer warteten wir unseren Verfolger natürlich nicht ab, sondern "zogen zu Holze". Der Wald begann nicht weit von unserer Landestelle, wir erreichten ihn ohne Zwischenfall und ließen uns ziemlich erschöpft im Unterholz nieder. Wir wollten drei Stunden rasten, um dann weiterzumarschieren. Schlaf war in den ersten drei Tagen nicht vorgesehen.

Der Himmel bezog sich düster, es fing leider an zu regnen. Mit dem Wettersturz kam eine Plage über uns, die uns in den nun folgenden Tagen und Nächten wie eine tausendschwänzige Geißel alle Ruhe nahm: die Stechmücken. Der wenig beforstete, wild wuchernde Wald Lettlands ist über große Landstriche hinweg versumpft und bildet so ideale Brutstätten für Milliarden und aber Milliarden von Mücken.

Aber unsere Rast sollte auch ohne Mückenplage bald ein frühzeitiges Ende nehmen. Plötzlich ging in nächster Nähe — die Entfernung betrug höchstens ein bis zwei Kilometer — eine wüste Schießerei los. Gewehr- und Maschinenpistolenfeuer. Die Frauen bei der Feldarbeiten auf den am Waldrand gelegenen Äckern liefen schreiend davon, oder warfen sich flach in die Furchen.

Das konnte übel für uns werden. Natürlich wußten wir, daß es in Lettland viele Partisanen gibt. Anscheinend waren diese mit russischen Truppen oder Suchkommandos zusammengestoßen. Für uns hieß es jetzt so schnell wie möglich zu verschwinden! Denn fand man uns hier, dann hielt man uns natürlich für Partisanen, und unser Schicksal wäre sehr bald besiegelt gewesen.

Wir wandten uns also wieder nach Osten — ein Jammer für die vergeudeten Kilometer! — und erreichten im großen Bogen die Chaussee Riga—Tukum—Windau, die wir als Hauptwegweiser benutzen wollten, da sie in unserer allgemeinen Marschrichtung verlief.

Wir folgten ihr erst wenige hundert Meter, als uns ein Sanitätskraftwagen, vollbeladen mit Verwundeten, begegnete, dicht gefolgt von einem Wagen mit russischen Soldaten. Wir konnten nicht mehr unauffällig verschwinden, mußten sie auf der Straße vorbeilassen. Sie beglotzten uns argwöhnisch, hielten aber nicht an. Anscheinend hatten sie Wichtigeres zu tun, oder sie wollten die Verwundeten nicht allein lassen. Wir verließen auf alle Fälle die Straße und wechselten zur Bahnlinie hinüber, die parallel zu ihr in gleicher Richtung verläuft.

Jetzt spürten wir sehr unsere Müdigkeit und marschierten langsam von Schwelle zu Schwelle. Ein ekelhaftes Gehen,

dieses verkürzte Tappen oder halbe Springen auf den Schwellen, deren Abstand nur selten mit der Schrittlänge übereinstimmt.

Der Himmel bezog sich nun vollends, tönte sich vom hellsten Blau bis zum tiefsten Schwarz. Die Randböen eines nahenden Gewitters rissen in unseren Haaren. Wir hielten unter einem jungen, kleinkronigen Baum an, dem einzigen Schutz weit und breit. Das Gewitter brach über uns herein wie mit hundert Duschen. Fast eine Stunde hockten wir im strömenden Regen. Als es nachließ, zogen wir frierend weiter, völlig durchnäßt und mit schmerzenden Füßen.

Am frühen Mittag erblickten wir vor uns eine große Holzrampe. Darauf stand ein Posten mit Gewehr. Also wieder runter vom Bahndamm und rüber zur Straße! Rein zufällig blickte ich mich noch einmal um und sah mit Erschrecken zwei russische Soldaten mit Karabinern im Laufschritt hinter uns herspringen.

Nun wurde es aber Zeit! Wir liefen so schnell uns die Beine trugen, Schmerzen und Müdigkeit waren wie weggeblasen. Wir überquerten die Straße und erreichten über lehmige, vom Regen aufgeweichte Äcker den Waldrand. Wir jagten weiter, bis eine Lichtung uns Halt gebot. Zwischen Himbeersträuchern warfen wir uns in das quitschnasse Moos. Nur für einige Minuten, dann brachen wir wieder auf. Der Abstand von der Stelle der begonnenen Verfolgung erschien uns noch nicht groß genug.

Vor uns zog eine Straße vorbei, die auf einige Baracken mit den üblichen Wachtürmen zu führte. Gerade noch konnte ich bremsen, als ich schon angesetzt hatte, über die Straße zu springen, da von rechts eine Kolonne Menschen gezogen kam. Wieder warfen wir uns nieder und lauschten.

Sie sprachen deutsch!

Vorsichtig lugte ich durch das dünne, trennende Gestrüpp.

Was für ein Bild! Zerlumpte, todmüde Gestalten, naß, mit verschmierten Gesichtern. Gefangene!

Die gutgenährten Posten folgten diesem Elendszug lachend und zotend, ab und zu mit wüsten Flüchen zur Eile treibend. Also auch hier, im entlegendsten Moor und Busch, Gefan-

gene! Wie mag es denen gehen, wenn in der Stadt die Verhältnisse schon so trostlos waren?

Wir ließen den traurigen Zug vorbei und überquerten dann die Straße. Immer nach Kompass in Richtung Nord-West marschierend, drangen wir in eine grüne Wildnis ein. Das niedrige Gestrüpp bildete den Übergang zu einem ausgedehnten Moor, das sich quer vor unsere Marschrichtung legte. Wir beschlossen es zu durchqueren, da uns dieser Weg vor Menschen bestimmt gesichert schien, und weil einige verkümmerte Bäume, die auf ihm in weiten Abständen wuchsen, es uns für eine Überquerung genügend fest erscheinen ließen.

Der träge Boden schwappte unter unseren Füßen, die oft bis zur halben Wade einsanken. Myriaden von Mücken umtanzten uns, und wo ein Stück Fleisch unbedeckt war, da saßen sie in schwarzer Masse und saugten sich voll. Wir hatten die Handtücher um den Kopf gewickelt, daß nur noch die Augen herausschauten. Die Hände hielten wir tief in den Taschen vergraben. Unsere Bündel baumelten an einem Strick von der Schulter. Es war ein beschwerlicher Weg, aber er führte uns vorwärts, jeder Schritt brachte uns der Küste und damit der Überfahrt näher!

Stockdunkle Regennacht brach herein. Das Moor lag hinter uns. Wir tappten im Wald weiter, stießen uns an Bäumen wund, verloren die Richtung. Es ging nicht mehr, wir mußten anhalten.

Wohin? Nirgendwohin, bleiben wo man war! Wir tranken Moorwasser, das wie Jauche stank, aßen etwas Brot und Sojabohnen. Beim Essen und Zigarettendrehen hockten die Hände sofort schwarz voll Mücken, und bald zeigten diese ihre vom Blut rot und prall gefüllten Leiber. Vom Totdrücken der Quälgeister sahen unsere Hände aus, als hätten wir eben ein Huhn geschlachtet.

Trotz Nässe, Regen und Mücken, verlangte unser erschöpfter Körper nach Schlaf. Und wo wir gerade standen, hauten wir uns ins quietschende Moos, die Hände in den Taschen, die Handtücher um Kopf und Hals, und darübergezogen noch die Aktentasche. Eine Weile hörte ich noch das tausend-

fache Singen der Insektenflügel, daß mich umbrauste, als stecke mein Kopf in einem Bienenkorb — dann schlief ich ein.

Beim Morgengrauen zum dritten Tag froren wir uns wach. Zitternd erhoben wir uns. Es regnete noch immer, aber es war jetzt sehr kalt geworden. Der Regen, die nahe See, die frühe Jahreszeit bedingten diese Kälte, die unter unsere nassen Kleider gekrochen war, und gegen die wir uns nicht zu schützen vermochten.

Ohne etwas zu essen, zogen wir weiter. Zunächst mußten wir uns warmlaufen. Auf den ersten 500 Metern schmerzten uns die Füße erbärmlich, dann ging es wieder. Der Wald wurde zum Urwald, immer undurchdringlicher. Oft mußten wir Umwege machen, dann wieder schreckte uns aufgejagtes Wild und vor allem das Bellen junger Hirsche, das wie Hundegebell klingt. Gegen Mittag stießen wir auf vollkommen erhaltene deutsche und russische Feldstellungen. Teilweise lag noch das Stroh auf den Pritschen der Unterstände, als seien sie erst gestern geräumt worden. Für eine kurze Rast zogen wir in einen ein, um etwas zu essen. Aber auch im Bunker Mücken, Mücken, Mücken!

Wir mußten uns jetzt wieder der Straße nach Tukum nähern. Um 15 Uhr erreichten wir sie. Am Waldrand verborgen, folgten wir ihr einige Kilometer, als wir vor uns bei einer Häusergruppe eine Streife erkannten, die Autos und Passanten kontrollierte. Wieder wurde eine lange Umgehung notwendig, wieder mußten wir mit müden Füßen durch versumpften Wald waten und durch Dickicht hindurchkriechen.

Zwei kleinere Flüsse durchquerten wir, indem wir sie nackt durchwateten, die Kleider über dem Kopf tragend. Mancher Zeuge des eben erst beendeten Krieges stand an unserem Weg. Panzer, Fahrzeuge, Kanonen — und Kreuze, halb verfallen schon. Sie werden die ersten Zeugen sein, die verschwinden werden; nur das Eisen überdauert.

Die folgende Nacht verbrachten wir unter einer dichten Tanne mit tiefhängenden Ästen. Zum ersten Male bereiteten wir uns ein Lager, und wenn es auch nur aus abgerissenen Ästen bestand, so erschien es uns doch weich wie eine

Schlaraffia-Matratze. Die Röcke zogen wir aus und breiteten sie über uns aus. Das erwärmte besser, weil so die Körperwärme von zwei Menschen sich unter dem Tuch fing. Ganz eng lagen wir beieinander, jedes Körperglied suchte Berührung zur gegenseitigen Erwärmung.

Am Morgen des vierten Tages froren wir uns wieder zitternd vor Kälte in den anbrechenden Tag. Rasch eine Zigarette gedreht, dann ging es weiter. Wir blieben im Wald, fern aller menschlichen Siedlungen, und lebten wie das Wild, dessen Ruhe wir oft störten.

Täglich vierzig bis fünfzig Kilometer Marsch, nachts ein paar Stunden Schlaf, bis die Morgenkälte uns hochtrieb, wenig Essen, ab und zu Regen, der uns durchnäßte, immer begleitet von unzähligen Mücken — so vergingen der vierte, fünfte und sechste Tag unserer Flucht.

Am siebenten Tag, wir wanderten eine Landstraße entlang, holte uns ein lettischer Bauer auf seinem Fuhrwerk ein. H. hatte eine, ein Markstück große, offene Scheuerstelle an der Ferse und ich eine Sehnenscheidenentzündung, die meine linke Achillessehne um das Dreifache hatte anschwellen lassen. Wir konnten an diesem Tage noch die Küste erreichen, wenn wir unsere vierzig Kilometer planmäßig zurücklegten. Ich fragte den Bauern auf russisch, ob er uns mitnehmen wolle. Er bejahte es, und so fuhren wir ein paar Kilometer mit ihm. Eine herrliche Sache, so zu sitzen, zu sehen, wie die Straße unter den rollenden Rädern zurückbleibt, und man Kilometer macht, ohne die wunden Füße zu gebrauchen! Auf seine Frage erklärte ich ihm, wir seien russische Ingenieure, die zum Straßenbau hier in die Gegend kämen. Da er schlecht russisch sprach, konnte ich es wagen, als Russe aufzutreten, und unser für die hiesigen Verhältnisse doch ganz gutes Zivil wäre für einen gewöhnlichen Russen auffallend gewesen. Als Deutsche gaben wir uns diesmal noch nicht zu erkennen.

Am Nachmittag erreichten wir ein großes Moor, das von einer einzigen Straße durchzogen, im Westen von bewaldeten Hügeln begrenzt war. Das mußten die Dünen sein! Dahinter lag die Küste, die See und, 120 Kilometer westlich,

Gotland, unser Ziel; so greifbar nahe — und doch so fern wie ein Stern am unermeßlichen Himmel unserer Nächte.

Müde schleppten wir uns weiter. Wir wollten am siebenten Tag die Küste erreicht haben — also auf die Zähne gebissen und weitermarschiert. Endlos zog sich das baumlose Moor. Menschen auf Wagen und zu Fuß begegneten uns. Ausweichen war unmöglich, wir mußten auf der Straße an ihnen vorbei. Ich glaube, daß wir an jenem Tage auch gleichgültiger waren vor lauter Erschöpfung, als an den Tagen davor. Doch es ging gut. Es dämmerte schon etwas, als wir die bewachsenen Dünen erreichten. Knöcheltief versanken unsere Füße im Sande. Kein Moorboden mehr, kein Waldboden, keine Wiese mehr, sondern Sand! Und wo Sand ist, kann das Meer nicht mehr weit sein!

Immer weiter westwärts drangen wir vor. Längst hörten wir das Rauschen des Meeres, hinter jeder Dünenwelle glaubten wir es erreicht zu haben — bis wir endlich, endlich aus den Föhren heraustretend die See vor uns liegen hatten!

Es war wie eine Offenbarung für uns. Das Meer! Nach der Jagd quer durch Lettland, durch Sümpfe und Wälder — durch sieben Tage und sieben Nächte — das erste Ziel — das Meer!

Als wir uns etwas an die Freude seiner Anblicks und seines beglückenden Rauschens gewöhnt hatten, blickten wir die Küste entlang. Links und rechts wurde unser Blickwinkel von hohen Wachtürmen begrenzt, die wie feinste Filigranarbeit schlank und spitz in den abendblauen Himmel ragten. Das hatten wir nicht erwartet! Aber noch trug uns voller Hoffnung die feste Zuversicht, ein Boot zu finden. Mit einem einfachen Ruderboot wollten wir es wagen. Nun hatten wir das Meer, jetzt wollten wir ein Boot! Und wie uns die sieben langen Tage und Nächte der Wunsch nach dem Meer vorwärtsgetrieben hatte — trieb uns jetzt der Wunsch nach dem Boot weiter.

Nach einer kalten Nacht in den Dünen begannen wir in dem Morgengrauen mit unserer Suche. Zunächst wandten wir uns nach Norden. Windau mußte fünfzehn Kilometer nördlich liegen. Die Verpflegung war zu Ende, wir besaßen

nicht eine einzige Schnitte Brot mehr. Die Notwendigkeit der Lebensmittelbeschaffung stand drohend vor uns auf. Aber an diesem Tage sollte es noch einmal so gehen. Das Erreichen des Meeres gab uns neue Kraft.

Vorsichtig bewegten wir uns im Dünengestrüpp nordwärts, immer Durchblick zur Küste suchend, ob nicht ein Boot am Strand läge. Aber Küste wie See blieben leer.

In Abständen von drei bis fünf Kilometern erhoben sich etwa dreißig Meter hohe Wachtürme. An ihrem Fuße stand eine Holzbaracke für die Wachmannschaften. Sie waren besetzt. Zu allem Überfluß kläffte noch ein Hund davor. Wir machten natürlich respektvolle Bogen um diese russischen Grenzaugen.

Am Mittag stellten wir mit einem Male fest, daß wir in eine militärische Anlage hineingeraten waren. Überall standen Schilder, daß das Betreten verboten sei, und jetzt erkannten wir auch vor uns eine kleine Kaserne mit russischen Matrosen. Nun aber kehrt! An der Küste drunten mußte ein Marinehafen sein, denn jetzt hörten wir Motorengedröhne und Hafengeräusche. Aber es war nicht so leicht, wieder aus dem Gelände herauszukommen. Die Dünen belebten sich. Matrosen gingen und kamen vom Strand. Auf der Straße begann ein lebhafter Autoverkehr. Lange lagen wir in einem Graben, dann wieder in einem Erdloch. Ganz vorsichtig, immer wieder Deckung suchend, gelangten wir endlich unangefochten heraus.

Die unmittelbare Umgebung von Windau erschien uns zu gefährlich, und wir beschlossen, uns nach Süden zu wenden. Da aber das Marschieren direkt an der Küste am gefährlichsten sein mußte, hielten wir uns etwas landeinwärts, zumal wir diesen Küstenstrich ja schon kannten.

Unser Weg führte durch ein kleines Dorf. In den ersten Tagen der Flucht hätten wir es umgangen, aber nun war man schon gleichgültiger geworden, auch unverschämter, außerdem mußten wir daran denken, uns etwas zum Essen zu besorgen. In der Mitte des Dorfes arbeitete ein älterer Lette auf seinem Acker; er pflügte. Wir blieben bei ihm stehen, um mal die Lage zu peilen. Sein ruhiges, festes

Gesicht flößte uns Vertrauen ein, und es stellte sich alsbald heraus, daß er uns als Deutsche erkannt hatte. Nach nachhaltigen Versicherungen, daß die Russen allesamt Banditen und Ausplünderer Lettlands seien, und die Deutschen ihm hundertmal lieber wären, fragte er uns, ob wir nach Schweden wollten. Das verblüffte uns zunächst nicht wenig, aber es war ja nicht sonderlich schwer für ihn, Deutsche in Zivil an der lettischen Westküste richtig einzuschätzen.

Wir fragten vorsichtig an, ob denn so etwas möglich wäre. Daraufhin sagte er uns, daß es möglich war, aber jetzt seien zwei Fischerfamilien mit Kind und Kegel nach Sibirien verschickt worden, weil sie Deutsche weggebracht hatten. Die MWD untersuche jedes auslaufende Fischerboot, und nun traue sich keiner mehr, einen Deutschen zu fahren. Alle Boote lägen zusammengezogen unter schärfster Bewachung, und er hielte es für unmöglich, unbemerkt eines zu nehmen. Man könne nicht mehr mit einem Boot wegkommen.

Das waren betrübliche Nachrichten. Aber wir gaben noch lange nicht auf. Als ich ihn gerade nach etwas Eßbarem fragen wollte, erschien aus einem Nachbarhaus ein russischer Hauptmann. Der Lette drehte sich sofort um, murmelte noch zwischen den Zähnen „Natschalnik" und pflügte weiter. Der Kapitän (Hauptmann) musterte uns äußerst mißtrauisch, ging aber vorbei. Es war klar, daß alle militärischen Dienststellen über die geflohenen Gefangenen unterrichtet waren. Da unser Weg aus dem Dorf über drei Kilometer freies Gelände führte, dachten wir uns, daß es wohl besser wäre, sich erst mal hier in der Nähe zu verstecken. Wir wollten abwarten, ob der Russe etwas unternehmen würde. Wir krochen also in eine Scheune, die zu dem Hause gehörte, aus dem der russische Offizier herausgetreten war, und hielten die Straße durch eine Ritze in der Wand im Auge.

Es waren gerade ein paar Minuten verstrichen, als ein mit einer Maschinenpistole bewaffneter Leutnant auf einem Pferdewagen wie verrückt in unsere Marschrichtung jagte, sichtlich Ausschau haltend nach jemandem, der vor ihm sein mußte.

Er hatte Pech gehabt; wir saßen ganz gut in der Scheune seines Natschalniks. Erst als der Leutnant zurückgekehrt war, setzten wir unter dem Schutze der Dunkelheit unseren Weg fort. Unsere Mägen knurrten vor Leere, aber es ergab sich keine Möglichkeit mehr, etwas Eßbares aufzutreiben.

Die Nacht zum neunten Tage verbrachten wir wieder in den Dünen. Das Morgengrauen fand uns wieder auf dem Marsch. Auf der Straße zu gehen, wie wir anfangs taten, bekam uns beinahe schlecht.

Ein Pferdewagen mit einem russischen Offizier und zwei Soldaten kam von hinten im Trab an uns heran. Die Pferde fielen in Schritt. Wir erwarteten den Anruf, bereit beim ersten Laut in den Wald zu jagen. Doch nichts geschah! Der Wagen folgte uns im gleichen Tempo, immer dicht aufgeschlossen, scheußliche drei Kilometer lang! Ein ekelhaftes Gefühl, so zu marschieren, nicht von der Straße runter zu können, ohne sofort aufzufallen, und dabei immer die Augen des Feindes im Nacken, von dem man nicht wußte, ob er uns erkennen und anrufen würde!

Endlich, endlich eine Straßengabel! Wir wählten den Nebenweg, in der Hoffnung, das Fuhrwerk bliebe auf der Hauptstraße. Ohne umzuschauen folgten wir dem vergrasten Weg. Nur kein Anruf! Rief er jetzt? Nein. Der Wagen blieb auf der Straße, nichts geschah.

Die darauffolgende Zigarette hat trotz des leeren Magens besonders geschmeckt!

Ab und zu machten wir einen vorsichtigen Abstecher zum Meeresstrand. Nichts, gar nichts! Wasser und Sand, Sand und Wasser, kein Boot, kein Segler, nichts!

Weiter südwärts! Wir waren den zweiten Tag ohne Nahrung, der Hunger wurde immer empfindlicher und wirkte sich vor allem in Form rascher Erschöpfung aus. Es mußte etwas zum Essen beschafft werden! Das nächste, günstig gelegene Haus wollte ich anlaufen.

Ein solches war bald gefunden. Mit gemischten Gefühlen ging ich hinein und fragte auf russisch, ob ich etwas Brot haben könnte, ich wäre auf dem Wege zur Arbeit, hätte

aber noch zwölf Kilometer zu gehen und hätte eben Hunger. Eine alte Frau war allein zu Hause. Sie fürchtete sich augenscheinlich sehr und sagte immer nur auf russisch: „Nein, nein, nein!"

Herrgott, und auf dem Tisch standen gekochte Kartoffeln und Brot!

War nichts zu machen. Sie gab nichts, nehmen wollte ich nichts, so schob ich wieder ab. Der erste Versuch, etwas zu besorgen, der erste Bettelversuch meines Lebens — denn ein solcher war es — war vergebens. So etwas schmeckt verdammt bitter! Erstens das Betteln allein schon, und dann nicht einmal etwas zu bekommen!

Weiter zogen wir. Es wurde heiß. Wir blieben jetzt auf der Küstenstraße. Das Gehen im Gelände ermüdete uns zu sehr. Der Hunger machte uns wohl auch gleichgültiger.

Vor uns lag wieder ein Dorf. In seiner Mitte das Sowjethaus, erkenntlich an seinem Schmuck aus roten Fahnen und Transparenten. Wir hatten erspäht, daß wir hundert Meter davor in eine Seitenstraße abbiegen konnten. Beim Weiterschreiten entdeckten wir zu unserem nicht geringen Schreck wenige Meter vor uns im Grase des Straßenrandes einen russischen Posten mit dem Gewehr im Arm — schlafend ausgestreckt. Wir mußten an ihm vorbei! Wenn der Kerl nur nicht aufwachte! So leise als nur möglich zogen wir an ihm vorüber. Die Mittagshitze hatte ihn eingeschläfert. Er schlief fest und ruhig weiter.

Zwanzig Meter weiter bogen wir in ein Gehöft ein. Von dieser Straße wollten wir so schnell wie möglich runter! Als ich das Gatter des Grasgartens öffnete, um am Gehöft vorbei diesen zu durchqueren, kam uns ein kleines Mädchen entgegen. Sein eines Händchen hielt eine Puppe ohne Haare, die andere Hand ein riesiges Marmeladebrot. Kaum unser ansichtig geworden, fing es zu brüllen an, als ob es in einen Waschkessel voll heißer Lauge gefallen wäre. Das hatte gerade noch gefehlt!

Prompt erschien auf das Geschrei hin der Bauer mit einer Axt in der Hand! Wir hatten vorher jemand Holz hacken hören, dies war der Jemand. Bevor er aber noch zum Fragen

kam, setzten wir über den Zaun, und quer durch Gärten und zwischen Häusern durch jagten wir dem Walde zu. Jetzt hätte noch der Posten mit der Flinte gefehlt!

Aber glücklicherweise spürten wir von ihm nichts und brachen keuchend und völlig erschöpft am Waldesrand zusammen. Eine halbe Stunde Rast, dann ging es wieder weiter. Jetzt blieben wir aber im Walde.

Gegen 16 Uhr erreichten wir ein Doppelgehöft, ganz einsam gelegen. Hier war die richtige Stelle nach Brot zu fragen. Länger ging es ohne Essen einfach nicht mehr! Wir betraten den einen Hof, der Hund, ein richtiger Mistköter, bellte wie besessen. Eine alte Frau trat aus der Tür. Ich hielt ihr die leere Feldflasche hin, ohne ein Wort zu sagen. Wir waren beide fertig und hatten kaum den Mut zu fragen, aus Angst, sie könnte „Nein" sagen. Mißtrauisch musterte sie uns und sagte auf deutsch zu mir, aber nicht boshaft: „Du Bandit?"

Ich verneinte lächelnd und sagte: „Kriegsgefangener". Mein Gefühl sagte mir, daß ich hier ehrlich sein durfte. Zwar hielt sie mich immer noch für einen Partisanen, brachte aber Milch, ein halbes Brot und einen Batzen Butter.

Diese Mahlzeit schmeckte! Meine Erinnerung hatte keine Vergleiche! Trotzdem aßen wir wenig. Den Rest steckten wir in die Taschen; wir hatten keine Ruhe. Aber glücklich waren wir über das Brot und mehr noch vielleicht über die Tatsache, daß diesmal das Betteln geglückt war.

Als wir aufbrechen wollten, ging draußen ein russischer Zivilist mit einer Maschinenpistole auf dem Rücken am Hof vorbei. Wir traten schnell hinter die Hausecke. „Miliz", flüsterte die Frau und hielt uns noch einige Minuten fest. Dann machten wir, daß wir weiterkamen.

Als wir auf einem Waldweg am Ufer eines kleinen Baches entlang, an dessen Mündung wir Kähne anzutreffen hofften, einige hundert Meter gegangen waren, sahen wir uns hinter einer Wegbiegung auf zwanzig Metern einem russischen Offizier gegenüber! Er kam direkt auf uns zu!

Alles was nun kam, spielte sich in Bruchteilen von Sekunden ab: das Erstarren, gebannte Blicken, Fliehen.

Er war allein. Seine Daumen hatte er über dem Doppelglas, das ihm um den Hals hing, eingehakt. Er blickte vor sich auf den sandigen Weg, als hätte er etwas verloren.

Wir standen wie versteinert. Dann faßte ich H. bei der Hand, und mit ein paar lautlosen Sprüngen gelangten wir ins Unterholz und verhielten hinter einem dichten Busch.

Jagende Pulse! Lauschen! Fluchtbereite Beinstellung!

Hatte er uns gesehen oder gehört?

Sein Schritt knirschte an uns vorbei — und verlor sich in der Ferne. Tiefes Atemholen, gegenseitiges Anschauen, kein Wort. Wir hatten mal wieder Glück gehabt!

Begreiflicherweise war uns das für diesen Tag genug. Wir suchten noch eine geschützte Stelle und legten uns lang. Ein kleines Stück Brot verzehrten wir noch, bevor wir einschliefen, den Rest hoben wir uns auf für den nächsten Tag.

Am Morgen, wie immer mit frühestem Morgengrauen, setzten wir unseren Marsch fort. Wir hatten festgestellt, daß die beste Zeit zwischen 3 und 7 Uhr morgens war; man traf da kaum einen Menschen, schon gar keinen Russen.

Wir hielten uns an der Küste, umgingen einen Wachturm und suchten weiter nach einem Boot. Tatsächlich fanden wir an diesem Tag eine Ansammlung von Fischerkähnen — aber wie?! Eine Wachbude stand an der Anlegestelle, zwei Posten hielten Wache an der jeweiligen Begrenzung der Boote, und ein Schäferhund bellte vor der Hütte.

Endlich Boote, aber es war unmöglich ranzukommen. Es blieb uns nichts weiteres übrig, als in respektvoller Entfernung zu passieren.

Alle zwei Kilometer sahen wir zur Küste hinunter, an die bis dicht heran die Strandföhren wuchsen. Nichts. Kein einzelnes Boot; und wo mehrere lagen, Posten und Hunde.

Weiter nach Süden. Es wurde drückend heiß. Wie wir nachts froren, so schwitzten wir am Tage. Mittags gelangten wir zu einem Einzelgehöft. Wir baten um Brot und bekamen es auch. Brot und Speck! Seit Monaten hatten wir kein annähernd so großes Stück Fleisch gesehen, wie dieses Pfund Speck, das uns die Bäuerin auf den Tisch legte. Was auf dem Tisch stand, und das war nicht wenig, verschwand hinter

unseren Zähnen. Wir waren todmüde, als wir aufstanden, so hatten wir uns vollgegessen. Nach einer Siesta im nahen Walde quälten wir uns auf wunden Fußen weiter.

Und noch einmal war uns das Glück zugetan. Wir mußten den Garten eines Gehöftes durchqueren. Als wir die Umzäunung überstiegen hatten, sahen wir uns zwei Reitern gegenüber — aber sie lagen im Grase, alle Viere von sich gestreckt, die Maschinenpistolen im Arm, die Pferde grasend daneben — schlafend. Ein Glück, daß die russischen Posten und Streifen an der Küste anscheinend nicht ohne Mittagsschlaf auskommen konnten!

Auf leisen Sohlen stahlen wir uns weg, und auch diesmal schlief das Auge des Gesetzes weiter und erwischte uns nicht.

Vier Kilometer südlich fanden wir endlich das, was wir seit unserem Eintreffen an der Küste gesucht hatten, wegen dem wir von Riga hierher aufgebrochen waren — fanden wir das Ziel unserer Wünsche und Hoffnungen!

Ein kleiner Bach mündete in die See, und an seiner kaum eingeschnittenen Mündung lagen vier Ruderboote — unbewacht! Ein paar Häuser standen in der Nähe, Letten arbeiteten in den Gärten,— aber kein russischer Posten weit und breit!

Überhöht auf einem Hügel stand eine uralte, unbenutzte Scheune. Dorthinein verkrochen wir uns zunächst. Wir hatten endlich, endlich die ersehnte Chance gefunden! Einer von uns bezog in den Dachsparren seinen Beobachtungsposten, der andere zog los, um Proviant für die Fahrt zu besorgen. In der folgen Nacht wollten wir uns ein Boot „klauen" und die Fahrt übers Wasser beginnen.

An den Booten blieb es still. Es stand zwar eine der üblichen Wachbuden auch hier, aber sie war offensichtlich unbesetzt. Nach den Drähten zu schließen, die in die Holzhütte hineinführten, mußte Telephonanschluß vorhanden sein. Aber es zeigte sich den ganzen Tag über keine Menschenseele.

Proviant war besorgt. Ein halbes Brot, ein halber Kuchen und unsere zwei Büchsen Fischkonserven mußten reichen. Wasser gab der Bach. Nach Gotland brauchten wir, wenn

das Wetter beständig blieb, knapp drei Tage. Wir wollten uns satt trinken, und die gefüllten Kochgeschirre und Feldflaschen mitnehmen. Es war nicht viel, was wir für die Überfahrt an Verpflegung besaßen, aber hatten wir es ausgehalten, die vielen Kilometer zu Fuß mit sehr, sehr wenig Essen bis hierher zu kommen, dann mußte es jetzt die letzten hundert Kilometer eben auch noch gehen!

Wir hockten im Dach der Scheune und liebkosten mit unseren Augen den Kahn, den wir uns ausgesucht hatten: ein festes Ruderboot ohne Mast und Segel.

Der Mittag verrann nur zäh in unserem Warten. Wir waren ja so voller Hoffnung!

Um 17 Uhr etwa, geschah dann das, was uns aus all unserer Hoffnung riß: sechs russische Reiter, wie üblich mit ihren Maschinenpistolen auf der Schulter, ritten vor die Wachbude. Einer trieb die Pferde auf die Weide, zwei standen Posten, die übrigen verschwanden in der Wachbude.

Wir beratschlagten, was zu tun sei. Auf Grund unserer Erfahrungen war es sinnlos geworden, weiter an der gut bewachten Küste nach Booten zu schauen, die ja doch nie ohne Wächter waren. Es war sinnlos geworden, nach Schweden zu wollen — weil es unmöglich war, die lächerlichen hundert Kilometer Wasser zu überwinden.

Eine sehr bittere Erkenntnis für uns, die wir mit dem Gedanken an den verhältnismäßig kurzen Wasserweg all die Strapazen der bisherigen Flucht überwunden hatten! Es blieb nur noch der Landweg. Wir beschlossen in Richtung Tilsit—Königsberg weiterzumarschieren, um von Königsberg aus mit Hilfe des deutschen Bahnpersonals, das wir von dort ab im Bahnverkehr vermuteten, per Achse Berlin zu erreichen.

Noch in der Nacht setzten wir uns in Höhe von Pavilosta von der Küste ab und marschierten durch Busch, Wald und Moor nach Süd-Süd-Ost.

Die kommenden Tage bis zum 17. Juni ähnelten sich alle im wesentlichen. Wir marschierten unsere vierzig Kilometer am Tage, meist von 3 Uhr in der Frühe an, verpflegten uns durch Anlaufen von Einzelhöfen und waren ruhelos, gönnten

uns keinen Rasttag — hätten die Kilometer am liebsten gefressen!

Es war an einem Sonntagmorgen, so gegen 10 Uhr. Wir hatten unser halbes Tagespensum hinter uns, als es Zeit war, ans Essen zu denken. Wir trugen Bärte wie die Affen, eigentlich war am Tage zuvor Rasiertag gewesen, aber aus irgendwelchen Gründen waren wir nicht dazu gekommen. In einer Fichtenschonung in der Nähe eines hübschen Hofes hatten wir uns gelagert. Ich machte mich auf den Weg dahin, nahm Kochgeschirr und Feldflasche mit, verjagte den Hund am Hoftor und trat in das Haus ein.

Ich muß noch einflechten, daß wir uns sehr selten sofort als deutsche Kriegsgefangene zu erkennen gaben. Bei Russen stellten wir uns als Letten vor, da diese kein Lettisch sprechen. Bei Letten, wenn wir merkten, daß sie schlecht russisch sprachen, traten wir als Russen auf; sprachen sie aber gut russisch, als Polen oder Rumänen. Oft natürlich, wenn wir merkten, daß es ungefährlich war mit offenen Karten zu spielen, gaben wir zu, daß wir „Plenis" auf der „Heimreise" seien. War das der Fall, so konnten wir sicher sein, daß wir reich bewirtet und beschenkt weiterziehen konnten.

In diesem Falle trat ich als Pole ein. Ich erzählte in meinem schlechten Russisch, wir seien polnische Telegraphenarbeiter und hätten noch zwanzig Kilometer zu unserem Arbeitsplatz zurückzulegen, seien hungrig, man könne aber nirgends etwas kaufen, und außerdem brauchten wir etwas warmes Wasser zum Rasieren. Dies alles erzählte ich in der Küche mit dem typischen offenen Herd einem jungen und einem sehr alten Paar. Kaum hatte ich ausgesprochen, ich sei Pole, da redete die junge Frau in einer rapiden, mir völlig unverständlichen Sprache auf mich ein. Ich konnte nicht umhin, anzunehmen, daß dieses rasende Kauderwelsch Polnisch sei, und daß ich Pech gehabt hatte, nun einmal auf jemanden zu stoßen, der meine „Muttersprache" beherrschte! Hätte ich mich doch als Rumäne vorgestellt, dann wäre mein schlechtes Russisch auch begreiflich gewesen! Aber es war nun mal geschehen.

Als ich nicht gleich antwortete, sondern wohl ein ziemlich dämliches Gesicht machte, fing sie von neuem an, in zweifellos „unserer" Landessprache auf mich einzureden. Es half nichts, ich mußte halbwegs Farbe bekennen.

So fragte ich einfach, ob sie auch deutsch spräche. Sie bejahte das mit sichtlichem Befremden. Ich erzählte ihr daraufhin in meiner wirklichen Muttersprache, daß ich zwar in Lodz geboren, aber schon als Kind nach Westdeutschland zu Verwandten gekommen sei, und dadurch meine Heimatsprache verlernt hätte. Sie glaubte mir auch — aber ich war und blieb der Landsmann! Ich mußte mich an den Tisch setzen, man nötigte mich zu Kaffee und Kuchen, sie erzählte mir von Pommern, wo sie ihren Mann, der als Lette mit ihr auf dem gleichen Gut gearbeitet hatte, kennengelernt hatte — alle freuten sich, und ich nicht minder. In mein Kochgeschirr kam statt Rasierwasser frische Milch. Brot, Kuchen, Speck und Butter bekam ich obendrein noch eingepackt. Unter wortreichem Abschied verließ ich das wirklich gastfreundliche Haus und begab mich zu H., der mich längst erwartete.

Eine unserer Nächte verbrachten wir auf einem deutschen Soldatenfriedhof. Wir nahmen mit Recht an, daß wir da wohl ungestört schlafen konnten. In dieser Erwartung wurden wir tatsächlich nicht enttäuscht; aber w i e sah dieser Friedhof aus! Die Grabkreuze lagen, achtlos herausgerissen, bis auf die Straße, das Vieh einer nahen Kolchose weidete ungehindert zwischen den Gräbern und hatte die Kreuze, die noch standen, umgedrückt. Der ganze Garten des Todes bot ein Bild böswilliger und achtloser Zerstörung.

Es war mir natürlich bekannt, daß die Sowjets alle deutschen Friedhöfe einebneten. Bei ihren Rückzügen während des Krieges besorgten sie dieses Geschäft mit den Raupenketten ihrer Panzer. Aber dieses Bild der Verwahrlosung, der so offensichtlichen Mißachtung von Toten, hat mich doch erschüttert. Wenn sie wenigstens den Friedhof beseitigt, völlig eingeebnet hätten! Unwillkürlich mußte ich dabei an die russischen Soldatengräber aus dem ersten Weltkrieg in Ostpreußen denken und an den krassen Gegensatz ihrer

Gepflegtheit zu solchem Zerfall. Noch während des vor einem Jahr abgeschlossenen Krieges konnte ich mich bei meinen Fahrten durch Ostpreußen davon überzeugen, daß sie noch immer gepflegt wurden, selbst während des Krieges, und das bedeutet ja auch nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit! Zwar pflegten die Letten Einzelgräber, die im Lande verstreut lagen, aber hier Hand anzulegen, durften sie natürlich nicht wagen. Auch noch der Umgang mit toten „Faschisten" hätte sie selbst unweigerlich zu solchen gestempelt, mit allen Folgen einer solch gefährlichen Diffamierung.

Es war der der Friedhofsnacht folgende Tag, als wir um die Mittagszeit ein Dorf erreichten, das sich in vollkommener Ruhe unter den heißen Strahlen der Sonne in sein einsames Tal schmiegte. Keine Menschenseele war zu sehen oder zu hören. Am Ortseingang betraten wir ein Gehöft. Auf unser mehrfaches Klopfen öffnete niemand. Begehrlich schielten wir nach den schönen Enten, die auf dem Hof herumgackerten, ließen sie aber ungerupft, als wir erkannten, daß dieser Hof die Postagentur des Dorfes beherbergte. Es führten uns zu viele Telephondrähte in das Haus. Beim Weitergehen fanden wir ein angeschlagenes Plakat, das uns die Menschenleere erklärte: In der Nähe fand ein Konzert und irgendeine Feierlichkeit statt.

Aus einem Gehöft am jenseitigen Dorfende klang Singen von Männerstimmen, denen genossener Alkohol die typische Unsicherheit von Angetrunkenen gab.

Hier waren wir richtig! Der Lette liebt den Schnaps, und wenn er Schnaps hat, ist er ein herzensguter Kerl. In der russischen Zeit wurde in Lettland mehr getrunken, wie mir alle Letten versicherten. Sie charakterisieren die Zeit des freien Lettlands als die Zeit des guten Essens — die Zeit der deutschen Besetzung als Zeit des Liebens — die Zeit der russischen Besetzung als Zeit des Schnapses. Wie in allen Sprichwörtern, liegt auch in diesem ein gutes Korn Wahrheit.

Wir klopften also an und hatten die Tür noch nicht ganz geöffnet, als ein Lette mittleren Alters auf uns zustürzte und, ein Wasserglas voll Schnaps schwenkend, uns zurief: „Prost Kameraden!"

Er hatte uns sofort als Deutsche erkannt und es gab ein Riesenhallo. Wir wurden an den Tisch genötigt, bekamen Schnaps wasserglasweise, und da so etwas trotz langer Entwöhnung trotzdem schmeckt, tranken wir auch ganz tüchtig. Ganz besorgt brachte dann seine Frau Brot, Butter und Speck und nötigte uns zuerst einmal zum Essen, was wir auch gründlichst besorgten.

Ich glaube, ich hätte mich ganz gemächlich vollgetrunken, aber H. war vernünftiger und mahnte zum Aufbruch. Die Letten redeten sich ihren ganzen Kummer vom Herzen. Die hohen Abgaben, die bevorstehende Kolchosierung, der Russe als Beherrscher Lettlands überhaupt! Sie prophezeiten, wie übrigens fast alle, die wir bisher sprachen, den baldigen Krieg. Englische und amerikanische Kriegsschiffe seien bereits einmal in der Rigaer Bucht gesehen worden, und die Westmächte würden sie sicherlich bald befreien. Das bolschewistische System könne sich nur noch Tage halten, wir sollten bei ihnen bleiben, bis der ganze Schwindel vorbei wäre. In solchen und ähnlichen Gesprächen machten sie ihrem Herzen Luft.

Es ist ja wohl nirgends in der Welt ein Geheimnis, wie sehr sich die baltischen Staaten seit der Sowjetherrschaft wirtschaftlich zu ihrem Nachteil entwickelt haben, und wie sehr das lettische, das estische und das litauische Volk in seinem Bestand gefährdet ist.

Nach einem letzten Schluck, noch versehen mit Proviant, zogen wir zu Holze, um einen tiefen Schlaf zu finden, zu welchem der volle Magen und der leicht narkotisierte Geist in gleicher Weise beitrugen.

In diesen Tagen trafen wir auch einige Zunftgenossen. Einer von ihnen, ein Einzelgänger, bot ein köstliches Bild völliger Unbeschwertheit, wie er auf einer sonnigen Nebenstraße uns pfeifend entgegenkam. Sein Ausgangspunkt war wohl Windau gewesen, und sein Ziel, durch Polen nach Hause zu tippeln. Er trug einen sehr ordentlichen Zivilrock, einen weichen Filzhut im Genick und an einem Spazierstock eine Tasche über der Schulter. Mit einem völlig unbekümmerten Gesicht zog er durch das strahlend sommerliche Land,

als sei er nicht auf der Flucht, sondern auf einem Sonntagsausflug. Er sah ganz so aus, als habe ihn ein Lettenmädchen liebevoll eingekleidet und zum Abschied noch einen „Viel-Glück-Kuß" mit auf den Weg gegeben! Hoffentlich hat er es geschafft, mit seinem „Hans-im-Glück"-Gesicht und seinen „lieben-Augustín"-Manieren!

Bevor wir die litauische Grenze erreichten, mußten wir das Kampfgebiet von Prekulen, einen der Hauptbrennpunkte mehrerer Kurland-Schlachten, durchqueren.

Das Land sah noch vollkommen so aus, als sei die Schlacht erst vor einigen Wochen entstellend durch sein Antlitz gerast. Die Wälder starrten zerfetzt und zersplittert wie Spieße in den Himmel, über die brachliegenden Äcker führten die Fahrzeugspuren unzähliger Fahrzeuge zu noch gut erhaltenen Bunkern und Stellungen und den Holzbohlenbahnen für den Nachschub. Wir übernachteten fünfzehn Kilometer nördlich Prekulen in einem alten Russenbunker an einem völlig zerfetzten Waldrand.

Die Gegend war sehr menschenarm. Wo früher blühende lettische Höfe standen, hatten die Sowjets nunmehr Russen angesiedelt, die mitten in Lettland ihre armseligen Wohnkaten errichteten, genau wie im Innern Rußlands. Eine lettische Bauersfrau hatte uns gewarnt, vor Prekulen keine Höfe mehr anzulaufen, da die Russen alle bewaffnet wären und Kriegsgefangene natürlich auslieferten. Aus diesem Grunde hatten wir an diesem Abend auch nichts mehr zu essen und kochten uns in der Nacht aus dem letzten Restchen Mehl und einigen Kräutern, wie Löwenzahn, Sauerampfer, Melde und ähnlichem eine jämmerliche Suppe. Weis der Teufel, von was sie so bitter schmeckte, wahrscheinlich vom Löwenzahn, aber runtergeschluckt haben wir sie doch.

Am anderen Morgen, auf dem Weg durch den zerhackten Wald nach Prekulen, begegneten wir einem russischen Sergeanten mit seiner Maschinenpistole auf dem Buckel. Zum Ausweichen war es wieder zu spät.

Er hielt uns an. Was geschieht, wenn es nach unseren Papieren fragt?

Zunächst fragte er, wohin wir wollten. Ich antwortete

ihm: „Zur Arbeit!" Seine nächste Frage galt der Art unserer Arbeit. Die Telegraphenarbeiter mußten mal wieder herhalten. Wo wir denn arbeiten würden, wollte er wissen. „In Prekulen", erwiderte ich ihm. Er überlegte ein wenig, und ehe noch die Frage nach den Papieren kam, fragte nun ich ihn, wieviele Kilometer es denn noch nach Prekulen seien. „Zehn Kilometer", sagte er, und bevor noch die Frage kommen konnte, die unser Ende bedeuten mußte, sagte ich: „Auf Widersehen!", und ohne uns noch einmal umzublicken, gingen wir weiter.

Es war frech gespielt, aber es hatte nochmal — zum wievielten Male?— geklappt.

Prekulen durchquerten wir am hellen Mittag. Das hatten wir garnicht beabsichtigt, aber wir gelangten von einem Feldweg in die so stark zerstörte Stadt, daß wir schon mitten drin waren, ehe wir sie als solche erkannt hatten. Nur der Bahnhof und das Schloß ließen noch auf eine Stadt schließen, sonst sah Prekulen aus wie ein Dorf. Das beherrschende Schloß beherbergte eine Kolchose, in der es von Russen nur so wimmelte. Hier wie in ganz Lettland: die Zahl der Russen ist jetzt genau so groß wie die der Letten! Eine sehr Erfolg versprechende Maßnahme, ein Land in Besitz zu nehmen — nur dürfte man eigentlich nicht gleichzeitig auf diese Methoden schimpfen, wenn man sie selber anwendet!

Kurz vor der litauischen Grenze hamsterten wir noch soviel Proviant als möglich. Wir nahmen an, die Litauer seien nicht so deutschfreundlich gesinnt wie die Letten. Weit gefehlt! Auch in Litauen hatte es der Russe in kürzester Zeit erreicht, sich so unbeliebt zu machen, daß wir Deutsche, die wir in Litauen nie allzu gern gesehen waren, der litauischen Bevölkerung nunmehr, eingedenk unserer Besatzungszeit, wie Freunde erschienen. Außerdem: Die gemeinsame gleiche Not ist ein guter Kitt! Genau so wie in Lettland unterstützte uns jeder Bauer wenn er hörte, wir seien geflohene deutsche Kriegsgefangene. Und genau so wie in Lettland hörten wir über die Sowjets nur Verwünschungen, Verachtung und Haß.

Wir tippelten Bahnlinie. Von Schwelle zu Schwelle. Es war zum Verrücktwerden, immer den Blick auf den Schwellen, immer in ungleichmäßig langen Schritten, Kilometer um Kilometer!

Jetzt begann auch erstmals auf unserer Flucht jene verrückte, geistige Verfassung, von der ich, immer wenn ich darüber etwas las, geglaubt hatte, sowas gäbe es überhaupt nicht: Jener von einem Partner zeitweilig völlig besitznehmende, unerklärliche Haß gegen den anderen. So ertappte ich mich dabei, daß ich, hinter H. hergehend und nur auf die Schwellen oder in sein Genick starrend, auf einmal wütend auf ihn wurde. Und zwar völlig unbegründet! Ich bildete mir ein, er ginge zu schnell oder zu langsam, oder es fiel mir irgendeine Belanglosigkeit ein, die nach meiner Ansicht eine falsche Handlungsweise von ihm zeigte und die ich nun direkt dazu ausnützte, mich in eine Wut gegen H. hineinzusteigern.

Wir spürten beide, wie gereizt wir waren, schoben es aber auf den ekelhaften Schwellenmarsch, den wir trotz allem beibehielten, da er der geradeste und darum der beste war.

Krottingn, ehemalige deutsch-litauische Grenzstadt, durchquerten wir am frühen Morgen. Ein Litauer in der Stadt wies uns den Weg am Milizgebäude vorbei. Wir wandten uns nun in südöstliche Richtung, um vor Tilsit die Memel zu erreichen, sie zu überschreiten und Königsberg anzulaufen.

Täglich marschierten wir vierzig bis fünfzig Kilometer, verköstigten uns bei Bauern und schliefen im Freien, unter Bäumen oder auch im Gestrüpp längs des Bahndammes. So kam uns mit Marschieren und abermals Marschieren Deutschland von Tag zu Tag näher. Nun lag unter unseren ruhelosen Füßen bereits ehemalig deutscher Boden — das Memelland.

Ein anstrengender Tag lag hinter uns. Der tiefhängende Himmel drohte mit Regen, und wir beschlossen, einmal nicht im Freien zu nächtigen. Trotz der damit verbundenen Gefahr beschlossen wir, uns eine Scheune als Nachtquartier zu suchen. Wir wollten endlich einmal wieder unsere müden

Knochen in warmes, weiches Stroh oder Heu zur Ruhe legen, nach all den nassen und kalten Nächten.

Ein solches Quartier zu finden, war nicht leicht, denn in Litauen stehen die Scheunen zumeist dicht beim Wohnhaus. Nach längerem Suchen fanden wir aber doch eine geeignete Scheune, die zwar ebenfalls direkt beim Wohnhaus stand, an die aber dicht heran eine Tannenschonung führte.

Unbemerkt gelangten wir hinein, vergruben uns ganz dicht unterm Gebälk ins warme, weiche Stroh, hörten nebenan im Hause den Bauern schimpfen, auf dem Hof die Hühner gackern, den Hund mit der Kette klirren — dann versanken wir in einen tiefen, erholsamen Schlaf.

Morgens weckte uns die Gewohnheit an die frühe Stunde bei Morgengrauen. Der Regen klopfte aufs Schindeldach unserer schützenden Behausung und es war so herrlich, mal wieder warm und trocken zu liegen, daß wir nicht den Entschluß fanden, wie üblich um diese Zeit aufzustehen. Wir schliefen wieder ein und es war schon 8 Uhr, als wir uns endlich entschlossen, das einmal gute Nachtasyl zu verlassen.

Der Bauer kam uns mit einem gewaltigen Reisigbündel im Nacken entgegen, als wir gerade ein paar Meter von der Scheune weg waren. Aber das Gewicht des Holzes hatte seinen Kopf so vor sich niedergedrückt, daß wir nur zwei Meter zur Seite treten brauchten, um ihn vorbeizulassen. Er konnte uns nicht sehen.

Unser Weg schlängelt sich durch die leicht hügelige, bewaldete Landschaft des schönen Memellandes. Die Sonne leuchtete ab und zu zwischen dem aufbrechenden Gewölk auf, es war trockener geworden, und wir hatten endlich einmal ausgeschlafen. Da wir Hunger verspürten, wandten wir uns einem abseits der Straße liegenden Gehöft zu. Auf unser Klopfen öffnete ein etwa dreißigjähriger Litauer mit verdorbenen und abstoßenden Gesichtszügen. Er gefiel mir nicht. Da wir aber nun schon einmal dastanden, fragte ich ihn auf russisch, ob wir etwas zu essen bekommen könnten. Er sagte in sehr mißtrauischem Ton, er sei selbst nur Angestellter, sein Wirt aber nicht zu Hause, doch wolle er uns

ein Gehöft zeigen, in dem wir etwas zu essen bekommen würden.

Wir gingen mit ihm. Er war ja allein, viel passieren konnte zunächst nicht. Er führte uns in ein Bauernhaus, in dem wir tatsächlich mit Milch, Brot und Käse ausgiebig bewirtet wurden. Da uns aber alles nicht ganz geheuer schien, sahen wir zu, daß wir bald wieder weiterkamen.

Die schmale Landstraße zog sich durch Hecken und Wald. Wir waren vielleicht zwei Kilometer marschiert, da holte uns auf einem Pferdewägelchen der Litauer mit dem Gaunergesicht ein. Bei ihm auf dem Bock saß noch ein zweiter im gleichen Alter. Wäre uns so etwas noch in den ersten Tagen unserer Flucht passiert, dann hätten wir uns im nahen Wald verdrückt und schleunigst anderen Kurs eingeschlagen. Die Strapazen und die Gewohnheit an die immer glücklich überstandenen brenzlichen Situationen hatten uns aber schon abgestumpft und leider auch unvorsichtig gemacht.

So ließen wir die beiden herankommen. Als sie an uns vorbeikutschieren wollten, rief ich sie an, ob wir mitfahren könnten. Ich wollte ihnen wenigstens keinen Vorsprung geben, daß sie nicht eventuell irgendwo Leute auftrieben, um uns eine Falle zu stellen, oder uns zu Umwegen zu zwingen.

Sie hielten auch an und ließen uns, ohne viel zu reden, aufsitzen. Es fuhr sich ganz gemütlich, der Tag versprach allerhand Gutes. Ausgeschlafen, satt, und nun noch gefahren!

Leider waren in dieser Gegend unsere guten Karten zu Ende. Auf der selbstgemalten, im Maßstab 1:500 000, die wir jetzt benutzen mußten, war das kleine Städtchen, in das wir nach wenigen Kilometern einfuhren, nicht eingezeichnet. Als wir merkten, daß unsere Kutsche in eine kleine Stadt hineinrollte, erschraken wir nicht schlecht, aber ohne aufzufallen, war es nicht mehr möglich sich zu verdrücken.

Vor dem wie immer zirkusmäßig aufgemachten Sowjethaus hielt der Wagen. Auf mein Fragen erklärte mir der Gaunergesichtige, daß der andere Litauer hier wohne. Es begann mulmig zu werden!

Wir kletterten vom Wagen und setzten zu Fuß den Weg in unserer alten Richtung wort. Der Bursche blieb uns auf den Fersen. Ich band meinen Schuh, um festzustellen, wie er sich verhalten würde. Sofort blieb auch er hinter mir stehen. Nun fragte ich ihn, was er wollte. „Nitschewo", meinte er, wir sollten nur weitergehen.

Wir schauten nach links und rechts unauffällig nach Deckung aus, denn daß hier etwas nicht stimmte, war zu offensichtlich. Aber diese Gegend war mehr als übel! Eine breite gepflasterte Straße, rechts und links an sie herangebaut Häuser mit Gärten drum herum, viele Menschen auf der Straße und bei den Häusern, und dahinter, drei Kilometer nach beiden Seiten, nichts als Weide, ein bißchen welliges, aber völlig offenes Gelände ohne Bewuchs. Zum ersten Male in solcher Situation kein schützender Wald in unserer Nähe!

Wir legten etwas Tempo an. Zu unserem Verfolger hatte sich inzwischen ein zweiter gesellt. Sie blieben dicht hinter uns. Noch unternahmen die beiden auf unserer Spur nichts, um uns anzuhalten.

Auf der anderen Straßenseite kam uns jetzt ein großer Kerl in einer Lederkombination entgegen, nach Gesichtsschnitt einwandfrei ein Russe. Und wirklich riefen die zwei hinter uns auf russisch zu jenem hinüber, er solle doch mal herkommen. Er kam auch schräg auf uns zu, die Litauer wechselten ein paar Worte mit ihm, dann rief er uns an.

Verflucht! Mitten in der Stadt, und kein Wald!

Wir blieben stehen. Er kam ran. Auf russisch fing er an, uns auszufragen.

Der Russe: „Wohin?"

Ich: „Auf Arbeit!"

Der Russe: „Als was arbeitest du?"

Ich: „Als Telegraphenarbeiter."

Der Russe: „Papiere hast du?"

Ich: „Natürlich!"

Dabei griff ich in meine selbstverständlich völlig leere Brusttasche, blinzelte H. zu—wir machten kehrt und rannten,

was uns die Beine tragen wollten, der nächsten schützenden Hauswand zu!

Wir waren noch nicht zehn Meter weit weggekommen, da schoß der Bursche mit einer Pistole nach, traf nicht, wir erreichten das nächstbeste Haus und sausten um die Ecke.

Einen Mann, der sich in unseren Weg stellte, rannte ich um, er schlug mir noch mit einem Stock übers Kreuz, vermochte es aber nicht, uns aufzuhalten.

Was tun? Es gab nur eines: Versuchen über drei Kilometer freies Gelände den Wald zu erreichen!

Wir liefen los. Das Gras war kniehoch und tropfte vor Nässe. Wir trugen Bergschuhe an den Füßen, die durch die Benagelung sehr schwer waren, aber wir liefen wie die Hasen vor dem Hund.

Die Litauer und der Russe hatten uns sicher nicht für Gefangene, sondern für Partisanen gehalten, von denen, die „grüne Armee" genannt, es im Memelland genug gab. Deshalb zögerten sie wohl auch, uns sofort zu folgen, weil sie damit rechnen mußten, daß wir nun unsererseits die Pistolen freibekämen.

So hatten wir vielleicht achtzig Meter Vorsprung, als sie uns folgten. Es war jetzt eine Gruppe von fünf oder sechs Mann. Einer war mit einer Maschinenpistole, ein anderer mit einem Gewehr, der Rest mit Pistolen ausgerüstet. Sie schrien wie die Besessenen: „Halt! Halt!", dann schossen sie und rannten hinter uns her.

Wir warfen unsere Bündel in einen Graben und liefen um unser Leben!

Der Abstand verringerte sich langsam. In der Luft zwitscherte es wie in Kriegszeiten, wenn die Geschosse über uns wegpfiffen. Daß sie nicht getroffen haben lag nur daran, daß keiner sich Zeit nahm, ruhig in Anschlag zu gehen. Sie schossen im Stehen, zitternd natürlich von der Anstrengung ihres Laufes, und jagten weiter hinter uns her.

Über die Wiesen verteilt, lagen ein paar vereinzelte, russische Siedlungshöfe. Von denen gesellten sich auch noch ein

paar Russen zu unseren Verfolgern. Es waren jetzt mindestens ein Dutzend Leute, die hinter uns herjagten.

Die halbe Strecke zum Waldrand lag hinter uns. Unsere Hosen klatschten naß vom Gras schwer um die stampfenden Beine. Die Schuhe zogen immer schwerer. Der Abstand zu unseren Verfolgern betrug noch höchstens fünfzig Meter!

Sie schrien, hielten kurz an um zu schießen und rannten weiter hinter uns her. Wir schauten nicht um, bissen auf die Zähne, wenn es knallte und pfiff — und liefen, liefen, liefen!

Jetzt hatten wir gut zwei Kilometer hinter uns gebracht. In der Richtung unseres Laufes lag ein Hof. Eine Frau kam aus dem Hause gerannt. Ich hielt genau auf sie zu in der Hoffnung, unsere Verfolger würden dann wenigstens das Schießen einstellen, um die Frau nicht zu gefährden. Nitschewo! Sie schossen ruhig weiter!

Die Frau schrie auf und stürzte ins Haus. Wir rannten weiter, setzten über zwei Zäune. Es waren noch fünf- bis sechshundert Meter bis zum Waldrand! Schaffen wir es noch?

H. ließ plötzlich stark im Tempo nach und rief mir zu, er könne nicht mehr.

Ich überholte ihn und schrie zurück, er solle laufen, es sei das letzte Stück, oder sowas Ähnliches.

Wir liefen, wenn auch etwas langsamer, immer noch in Richtung Wald. Da rückte ein junger Russe mit einer Pistole in der Faust, barfüßig und frisch, denn er war aus dem Haus uns gefolgt, aus dem die Frau gekommen war, immer näher auf. Er schrie wie wild, schoß und verfolgte uns weiter.

Vielleicht dreißig Meter trennten uns noch von ihm. Ein anderer hatte sich beritten gemacht und mußte uns bald eingeholt haben!

Noch drei- bis vierhundert Meter zum rettenden Wald!

Da versagten H. die Kräfte. Er stürzte zusammen. Wie ich meinen Kameraden liegen sah, war es auch mit mir vorbei. Ich sackte ein paar Schritte neben ihm zusammen.

Mit schwer atmenden Lungen lagen wir im tiefen, nassen Gras.

Die Verfolger kamen heran. Einer riß mich hoch — um mich zu Boden schlagen zu können. Es bedurfte nicht viel dazu. Dann wurde ich wieder hochgerissen, mußte die Hände über den Kopf nehmen, und während sie mir mit ihren verschiedenen Waffen vor den Augen herumfuchtelten und fürchterliche Flüche ausstießen, durchsuchten sie mich. H. mußte neben mir die gleiche Prozedur über sich ergehen lassen.

Mich fragte einer, wo ich meine Tasche gelassen hätte. Ich verstand das russische Wort für Tasche nicht sofort — dafür einen Faustschlag ins Gesicht! Als es mir einfiel, erklärte ich es dann.

Wo unsere Waffen wären, fragten sie dann.

„Wir haben keine Waffen", sagte ich.

„Du lügst, Bandit! Du wirst erschossen!"

Unter ähnlichen aussichtsreichen Versprechungen mußten wir den Weg unserer Jagd zurückgehen.

Meine Tasche und der Beutel von H. wurden gefunden und mitgenommen. Im Triumphzug, wir immer noch mit hochgehobenen Händen, dahinter ein Dutzend bewaffneter Russen und Litauer, zogen wir durch das Städtchen zum Quartier der Miliz. Die Frauen in den Gärten blickten uns mitleidig nach, und auch unsere eigenen Gefühle waren alles andere als erfreuliche.

Ich konnte es einfach nicht fassen, daß wir geschnappt sein sollten, es ging noch nicht in meinen von der Überanstrengung wie ausgeleerten Schädel. Statt eines Kopfes hatte ich das Gefühl, einen leeren Eimer auf meinem Hals zu tragen.

Unter dem Johlen unserer Jäger gelangten wir endlich ans Ziel.

Im Gebäude der Miliz bot sich uns ein Bild wie in einem schlechten Wildwest-Film: Unrasierte Burschen, Schlägermütze im Genick, Zigaretten schief im Mundwinkel, über

den Zivilrock Koppel und Pistole übergeschnallt, lungerten auf Stühlen und Bänken herum. Der Stubenboden war besät mit Zigarettenkippen und den Pappmundstücken der Papyrossi. Sie gaben sich einen kriegerischen und proletarischen Anstrich zugleich.

Man durchsuchte uns erneut, schlug uns ein bißchen, es war aber noch nicht sehr schlimm, drohte viel und beschimpfte uns als Banditen, Schweine und mit ähnlichen sympathischen Bezeichnungen aus Menschen- und Tierwelt.

Zum Pech fand man bei meinem Kameraden das Soldbuch. Wir hatten die Soldbücher mitgenommen, um uns überhaupt ausweisen zu können, sei es bei Freund oder Feind. Aus diesem konnten sie entnehmen, daß er Offizier war. Gab das einen Spektakel!

„Jub twoiju mat, starchileitnant!" (Üblicher Fluch und Oberleutnant) wiederholten sie immer wieder und glotzten ihn an wie ein Wundertier. Wir hatten beabsichtigt, wenn man uns ergreifen würde, ein falsches Ausgangslager anzugeben. Das war nun nicht mehr möglich, da sie die genauen Personalien hatten. Nun konnte auch ich mein eingenähtes Soldbuch auf den Tisch legen. Jetzt wußten sie, daß sie zwei Offiziere geschnappt hatten. Diese Freude!

Sofort erschien der Chef der Milizstation, ein Oberleutnant. Er baute sich in folgendem prächtigen Anzug vor uns auf: Unten Wachstuchstiefel, darin eine russische Sommerhose. Oben ein Russenhemd, darüber — und das ist der Clou — einen Smoking mit einem Spiegelschnitt, der etwa um die Jahrhundertwende in Mode war. Wahrscheinlich hatte er ihn aus einem seiner deutschen Quartiere einmal mitgenommen. Sein nichtssagendes Gesicht überschattete der Schirm der unvermeidlichen Schlägermütze.

Er vernahm uns. Immer wieder dieselben blödsinnigen Fragen: Wo unsere Waffen wären? Wo die anderen Partisanen seien?

Erst als er sah, daß bei uns in dieser Hinsicht nichts zu holen war, begann er uns auszufragen, wo wir herkämen, wie lange wir schon in dieser Gegend seien, und ähnliche

Fragen mehr. Aber zu seiner Ehre sei's gesagt, geschlagen hat er uns nicht, das besorgten seine Genossen.

Wir mußten unsere Vernehmung unterschreiben, natürlich ohne sie gelesen zu haben, und wurden abgeführt.

Der Posten brachte uns in den Keller des Hauses. Eine Tür öffnete sich. Wir betraten unser Gefängnis.

Ein Kellerraum, beschmiert mit unzähligen litauischen Inschriften von unseren Vorgängern, ein unter der Decke befindliches, mit daumenstarken Eisenstäben vergittertes Fenster, eine Pritsche für zwei Mann, darauf ein verfilzter Schafspelz, ein Eimer voll einer stinkenden Jauche, und in einer Ecke, halb mannshoch aufgehäuft, Dreck und Kot.

Der Schlüssel drehte sich zweimal hinter uns im Schloß.

Wir setzten uns ohne ein Wort auf die Pritsche.

Wir waren wieder gefangen.

WIEDER GEFANGEN

Während ich auf meiner Pritsche im Strafzug des Torflagers Sloka sitze, ab und zu eine Wanze töte oder einem Floh nachkratze, der längst eine andere Stelle meines Körpers zu neuer Peinigung heimsuchte, muß ich daran denken, welcher erste Gedanke mir, damals in dem Gefängniskeller, durch den Sinn ging. Ich hatte die Empfindung:

„Jetzt beginnt deine Gefangenschaft, jetzt stehst du erst am eigentlichen Anfang. Was bisher war, war nichts als Vorbereitung zur Flucht und die Flucht selbst. Bis zu diesem Zeitpunkt hast du noch selbst gehandelt, zumindest lebtest du in der Spannung zu vollbringender Aktionen — aber jetzt bist du Gefangener im Sinne des Wortes — jenes zweibeinige Säugetier ohne Willen, ohne Handlungsfreiheit, mit jener Lebensgier im Primitivsten — der Gier nach Fraß, nach der Stillung des ewigen, quälenden Hungers!"

Wir saßen eine ganze Weile — wortlos. Das aufkommende Gespräch war lückenhaft, stetig zerrissen durch das Unverstehen des Geschehenen: Wie konnte es nur dazu kommen?

Es dauerte eine Zeit, bis dann wieder der Wille zum Handeln, zur Freiheit, jener Beweger unserer Flucht, in uns erwachte. Er war uns schon so selbstverständlich geworden, wie unser Atem und der Schlag des Herzens.

Wir sahen uns um, prüften unser Gefängnis. Die Eisenstäbe im Fenster waren daumendick und oben fest einbetoniert, unten in einen schweren Vierkantbalken eingelassen. Die Tür bestand aus stabilen Bohlen und war von außen verschlossen. Die Wände unseres Verlieses waren Beton. Hier war nichts zu machen. Bitter!

In unser hoffnungsarmes Schweigen klirrte das Schloß, die zweimalige Drehbewegung eines Schlüssels. Die Tür ging

auf. Ein Posten zeigte sich, grinste und ließ eine schwankende Gestalt eintreten, aus deren Augen der gemeine Rausch eines Viehes glotzte. Sie torkelte auf uns zu. Wir saßen regungslos auf der Pritsche.

„Schweine! Schweine!" gurgelte der Kerl und tappte mit schweren Füßen näher.

Sein nach Fusel stinkender Atem schlug mir ins Gesicht. Er nahm meine Nase zwischen seine dreckigen Finger und rülpste: „Du Bandit! Bandit! Schweine! Schweine! Ich litauischer Leutnant! Verstehen? Schweine! Schweine!"

Dabei drehte er meine Nase wie einen Korkenzieher, daß mir das Wasser in die Augen schoß.

Der Posten blieb lachend im Hintergrund. Endlich hatte der Besoffene genug. Rückwärts taumelnd versicherte er uns immer wieder, wir seien Schweine und Banditen, er dagegen ein litauischer Leutnant.

Die Tür schloß sich hinter ihm, wir atmeten auf. Es dämmerte draußen. Wir froren. Unsere Kleider waren vom Schweiß durchnäßt. Schuhe und Strümpfe waren vollgesogen von der Nässe der verregneten Wiesen, über die wir vor den Mündungen der Miliz geflohen waren. Wir legten uns nieder, krochen aneinander wie in all den Nächten zuvor, und zogen den verfilzten Schafspelz über die erschöpften Leiber.

Aber Schlaf fanden wir keinen. Unsere aufgepeitschten Nerven gaben nicht nach, und die Frage: „Was wird?", riß jeden flüchtigen Vorhang hereinfallenden Schlafes in blendende Fetzen.

Es war wohl Mitternacht, als der Schlüssel zum zweitenmal im Schloß knirschte. Wer würde uns jetzt quälen kommen?

Ein Posten trat ein, den wir noch nicht gesehen hatten.

„Komm, Kamerad, essen", sagte er leise und stellte einen Krug mit Milch und zwei große Scheiben Brot neben uns auf die Bretter der Pritsche.

„Ich auch Gefangener war, du jetzt essen", sagte er und schaute uns dann ohne ein Wort zu sagen zu, wie wir aßen und tranken.

„Kamerad rauchen, nix denken, denken schlecht, rauchen, Kamerad, rauchen", meinte er tröstend und gab uns, nachdem wir alles aufgegessen hatten, eine handvoll Tabak und ein Blatt Zeitungspapier.

Ich drehte mir eine Zigarette. Er reichte mir Feuer. Im Lichtkreis des aufflammenden Streichholzes betrachtete ich sein Gesicht. Ein junger Litauer, tiefliegende, anständige Augen, ein heller Haarschopf unter der Schlägermütze hervor, die nach dem Erlöschen des Zündholzes als vorgewölbter Schatten über dem blassen Matt seines Gesichtes hing.

Er blieb noch einige Minuten und erzählte uns in seinem gebrochenen Deutsch, er sei in Memel Gefangener gewesen, aber jetzt sei er entlassen worden und mache Dienst bei der Miliz.

Er hatte seine Rolle getauscht, vom Bewachten zum Wächter.

Als er Anstalten machte zu gehen, bat ich ihn um einige Streichhölzer, die er mir mit dem Bemerken schenkte, ich solle sie nur nicht sehen lassen. Wir dankten ihm. Von der ganzen Milizbande war er der einzige anständige Kerl, der ein paar menschliche Gefühle zeigte.

Der Morgen griff durch die Stäbe unseres Käfigs, als wir endlich in einen traumzerrissenen Schlaf verfielen. Nur unwillig duckten sich unsere wachen Nerven unter die Forderungen der entkräfteten Körper.

Zitternd vor Kälte und Feuchtigkeit erwachten wir nach wenigen Stunden flachen Schlafes.

Ein neuer Tag begann.

Mit zunehmender Erwärmung wurde der Wille zur Tat, zur Änderung unserer Lage, wieder mächtiger in uns. Wir unterzogen die Eisenstäbe am Fenster einer neuerlichen Untersuchung. Sie waren verdammt fest. Man hätte einen Hebel haben müssen, den man, zwischen zwei Stäbe eingesetzt, so drehen könnte, daß sich die Eisenstäbe bogen, um einen Männerkörper durchzulassen. Aber woher einen solchen Hebel nehmen? Ein starker Balken wäre dazu nötig.

Unsere Pritsche! Richtig, der Längsbalken, der die Belag-

bretter trug, mußte dazu taugen! Vorbei Müdigkeit, Frösteln und Hunger. Wir hatten einen Plan, wieder ein Ziel!

In der kommenden Nacht wollten wir ausbrechen. Wir zerrissen den Schafspelz in Streifen, um diese um die Füße zu wickeln, damit wir nach gelungenem Ausbruch ungehört verschwinden konnten.

Langsam und zäh zerrieb der Tag die Stunden unseres Wartens. Gegen Mittag kam ein Posten und befahl uns zu folgen. Abtransport? Unser schöner Plan!

Aber wir mußten nur für den Milizchef Holz sägen, unter schärfster Bewachung natürlich. Es hatte aber sein Gutes, denn eine Frau, die im Hause wohnte, brachte uns einen Topf Suppe. Wir aßen mit Heißhunger und verschwanden wieder im Keller.

Endlich brach die so heißersehnte Dunkelheit herein. Die Leuchtzeiger meiner Uhr (diese hatte ich sofort nach dem Einfangen auf den Unterarm hinaufgeschoben und so entging sie den filzenden Posten) krochen träge ihre Runden.

Um 0.30 Uhr begannen wir.

Die Pritsche wurde lautlos zerlegt. Der starke Vierkantbalken paßte gut zwischen die Stäbe.

Wir drückten mit der Wucht unserer Körper gegen den langen Hebelarm. Der Balken ächzte — aber die Eisenstäbe gaben langsam nach, Millimeter um Millimeter.

Endlich waren sie so rund gebogen, daß wir glaubten, uns durchzwängen zu können. H. hielt seine Hände zum Steigbügel. Ich versuchte durchzukriechen. Die Weite genügte noch nicht.

Nochmals den Balken rein und gedrückt. Leise quietschend rieben sich die Eisenstäbe immer mehr aus dem Holzbalken heraus, in dem sie unten eingelassen waren.

Jetzt mußte es genügen.

Wieder hoch. Dumm, daß das Fenster so hoch unter der Decke war! Aber es ging!

Mein Kopf war durch, der rechte Arm folgte, jetzt die rechte Brusthälfte bis zur Brustwarze. H. mußte nachschieben.

Wie ich die linke Hand hochnahm, schaute ich auch nach links — vor Schreck erstarrte jede Bewegung!

Ein Meter neben mir stand ein Posten mit seiner Maschinenpistole und drehte sich gerade zu mir hin!

Zurück durch die zwängenden Stäbe, herunterspringen und Pritsche aufbauen war das Werk weniger Sekunden.

Wir legten uns hin und stellten uns schlafend.

Kaum waren wir fertig, als Schritte die Kellertreppe herunterpolterten. Die Tür wurde aufgestoßen, und herein stürzte der Oberleutnant und ein Posten.

Sie leuchteten uns an.

„He! Was ist los mit euch?!", brüllte uns der Natschalnik an.

Keine Antwort.

Er ging auf uns zu. Rüttelte mich.

„Was macht ihr?"

So verschlafen ich konnte: „Schlafen".

„Jub twoiju mat!", fluchte er mir ins Gesicht und nahm das Fenster in Augenschein.

Da blieb ihm so ungefähr der Verstand stehen, zumindest setzte sein Verstehungsvermögen aus.

„Jub twoiju mat!" brummte er ein über das anderemal, „wie habt ihr das gemacht??"

Er stand völlig perplex vor den krummen Eisenstäben, denn er konnte sich durchaus nicht erklären, wie die verdammten Deutschen diese dicken Dinger verbiegen konnten.

Wir stellten uns dumm, und er war entweder wirklich so anständig, daß er aus Grundsätzen nicht prügelte, oder er fühlte sich in dem nächtlichen Keller bei uns nicht ganz wohl — jedenfalls verließ er fluchend unsere Wohnstatt und stellte nur einen zweiten Posten direkt vors Fenster.

Wieder vergeblich! Aus der Plan, und die Eisenstäbe waren schon so schön krumm!

Aber wir hatten trotz der Enttäuschung wieder Mut geschöpft, wir verschoben unseren Fluchttermin nur auf später bei einer neuen Gelegenheit.

Nachdem ich den Posten vor den O-beinigen Stäben um Tabak angehauen und auch welchen bekommen hatte, rauchte ich noch eine Zigarette zum Einschlafen, und dann schliefen wir tatsächlich ein — und nicht einmal schlecht.

Am folgenden Tage wurden wir abtransportiert. Auf einem Lastwagen, bewacht von drei Mann mit Maschinenpistolen, ging es unseren mühsamen Fluchtweg zurück nach Krottingen, jener ehemaligen deutsch-litauischen Grenzstation, die wir an einem hellen Morgen durchquert hatten.

Man fuhr uns zunächst zum Quartier der M.W.D. zur Vernehmung.

Eine Stunde saßen wir mit dem Gesicht zur Wand auf einer Bank, die so nahe an der Mauer stand, daß unsere Knie kaum Platz dazwischen hatten. Dann wurde ich als erster in ein Zimmer gerufen. Ein junger Offizier mit offenen Gesichtszügen und ein litauischer Dolmetscher nahmen mich in Empfang. Die Vernehmung konnte beginnen.

Der Litauer hielt mein Soldbuch in den Händen und machte zu dem Offizier einige Bemerkungen über Dienstgrad und Waffengattung. Als er auf die Seite stieß, auf welcher die Verwundungen eingetragen waren, stutze er kurz und fragte mich, wie oft ich verwundet gewesen sei. Ich sagte ihm die Wahrheit — nämlich neun mal. Jetzt wurde der Leutnant interessierter. Aus den Eintragungen der Orden entnahm er, daß ich auch hier ein nicht ganz alltäglicher Fall war.

Nun, ich beantwortete alle Fragen, und dieser Leutnant war der erste und auch späterhin einzige Offizier, der in einem Soldaten des ehemaligen Gegners nicht ein Objekt der Rache, sondern eben einen Gegner von ehedem sah, den er achtete. Eine seltene, erfreuliche Ausnahme!

Unser Gespräch drehte sich bald um allgemeine politische Fragen. Er selbst war Student und wollte möglichst bald die Armee verlassen. Auf seine Frage, warum ich gegen Rußland gekämpft hätte, fragte ich ihn, was er in meinem Falle getan hätte, wenn sein Land im Krieg stand. Er bestätigte, daß er auch nicht anders hätte handeln können.

Nachdem ich ihm noch seine deutsche Pistole zerlegt und erklärt hatte, aus der er vorher die Munition sorgfältig entfernt hatte, gab er mir den Rat, alle Sachen, die von Wert waren, bei ihm zu lassen. Er wies mich darauf hin, daß die Wachen im Gefängnis allesamt Banditen wären und mir alles stehlen würden. Was ich ihm gab, nahm er sogar auf eine Liste auf und legte alles in meine Aktentasche.

Nun, ich kannte das russische System doch schon gut genug, daß ich meine Uhr und Geld nicht abgab. Denn selbst wenn er ehrlich war, davon war ich fest überzeugt, dann war der nächste, dem ich weitergereicht wurde, totsicher ein Spitzbube. Und diese Annahme sollte sich bitter bewahrheiten!

Zunächst führte mich der Dolmetscher in das Gefängnis der örtlichen Miliz.

Es war das übliche. Herumlungernde, finstere Typen in Zivil oder Halbuniformen, mit Maschinenpistolen und Pistolen bewaffnet, vor einem Haus mit vergitterten Fenstern.

Durch eine stinkende, mit Schmutz bedeckte Wachtstube gelangten wir auf einen dunklen Gang; an dessen Ende schloß der Posten eine Tür auf und ließ mich eintreten.

Ein einprägsames Bild, dieser Eintritt! Ein Raum von vielleicht 6 × 8 Meter beherbergte rund sechzig Gefangene jeden Alters, vom siebzehnjährigen Milchgesicht bis zum weißbärtigen Greis von 70 Jahren.

Während ich das bunte Völkchen noch musterte, rief es aus einer Ecke im rheinländischen Dialekt:

„Halloh, Kumpel, wo kommst denn du her?"

Ich schaute mir den Rufer näher an. Ein Kriegsgefangener wie ich, ohne Zweifel, und die sechs Gesellen, die bei ihm auf dem Lehmboden hockten, waren augenscheinlich von derselben Branche.

Auf meine Antwort hin, daß ich von Riga käme, erfuhr ich dann, daß sie auch abgehauen seien, und daß man sie hier geschnappt hätte. Sie waren alle guter Dinge, redeten vom nächstenmal und daß es da klappen werde.

Allmählich bekam ich auch mit den Litauern Konnex. Sie warteten alle auf ihren Abtransport zur Zwangsarbeit, zu

der sie von zwei bis zu fünfundzwanzig Jahren verurteilt waren. Meistens waren es Bauern, die ihr Ablieferungssoll nicht erfüllt hatten. Am meisten leid tat mir der alte, fast siebzigjährige Greis, der den Bauern ihr nicht zu erfüllendes Soll bei der Butterablieferung als Sammelstellenleiter auch so angeschrieben hatte und nun zu 15 Jahren verurteilt worden war.

Die Haltung und Stimmung all dieser Menschen, die in ein so furchtbares Schicksal gingen, war bewundernswert sicher — ich möchte sagen, fast heiter. Leider bildete die Grundlage ihrer Sicherheit eine Utopie. Sie glaubten nämlich alle felsenfest, daß sie ihre Strafe sowieso nicht absitzen müßten, da das russische System sich höchstens noch ein halbes Jahr halten könne!

Sie lachten viel, aßen gut, denn ihre Angehörigen brachten ihnen durch Postenbestechung alles ins Gefängnis, was sie brauchten, und machten überhaupt einen vollkommen unbeschwerten Eindruck. Sie beschenkten uns und waren in allem gute, hilfsbereite Kameraden.

Um 6 Uhr abends fegten sie den Raum sauber, dann knieten sie nieder zum gemeinsamen Gebet. Es war eine ernste halbe Stunde: die betenden Männer in ihrem Verließ mit ihrer dunklen, hoffnungslosen Zukunft.

Die Welt wußte nichts von ihnen. Oder weiß sie es und lebt an solchen Schicksalen, das ein Millionenschicksal ist, gefühl- und interesselos vorbei?!

Am folgenden Tag wurden wir Deutsche herausgeholt. Man brachte uns in die üble Wachbude. Zwei Posten der M.W.D.-Truppen nahmen uns in Empfang. Ich hörte noch, wie der Dolmetscher vom Tage zuvor ihnen sagte, der Natschalnik habe befohlen, uns nicht zu schlagen und auch nicht auszuplündern. Ihre einzige Antwort war ein Fluch, der ihren Galgenvogelgesichtern angemessen war.

Einer der beiden fragte mich: „Du Offizier?"

Ich antwortete mit ja.

„Du wirst erschossen — jup twoiju mat!"

Zur Antwort lächelte ich und erwiderte, daß ich das nicht glaube.

Mit dreckigem Grinsen bedeutete er mir, ich solle nur abwarten.

Ein völlig leerer Lastwagen ohne Verdeck nahm uns auf. Ein Leutnant mit meiner Aktentasche in der Hand, augenscheinlich der Transportleiter, fuhr vorne beim Fahrer in der Kabine mit. Die Posten saßen hinten auf.

Kaum lagen die letzten Häuser der Stadt hinter uns, fragten die beiden Posten, jeden der Reihe nach, nach seinem Dienstgrad. Ein Feldwebel bekam eins mit dem Gewehrkolben übergezogen. Die Soldaten ließen sie nach ein paar Fußtritten und Püffen in Ruhe.

Dann riefen sie mich zu sich nach vorn hinter das Führerhaus.

Ich stand auf und stellte mich vor sie hin.

Sie schrien mich an, ich solle mich vor sie hinsetzen.

Und es begann.

Zunächst rissen sie mir alle Kleider auf, die Taschen gingen in Fetzen, die Knöpfe sprangen ab, und alles was ich in den Taschen hatte, — einen Kamm, ein Stückchen Seife und etwas Tabak, wurde in eine Ecke der Plattform geschleudert.

Als das solchermaßen erledigt war, und ich mit aufgerissenen Kleidern vor ihnen hockte, zog der eine seine Pistole und hielt sie mir an die Schläfe. Der andere nahm seine Maschinenpistole und begann mit dem Kolben auf mir herumzudreschen.

Meinen Kopf deckte ich, so gut es ging, mit den Armen ab.

Er schlug unbarmherzig. Sie traten mir mit den Stiefeln in den Leib, in die Geschlechtsteile, ins Gesicht.

Ich begann zu bluten.

Sie schrien bei ihrer Arbeit unflätige Flüche und droschen und traten auf meinem vor ihnen bald hockenden, bald liegenden wehrlosen Körper herum.

Die Arme hielt ich über dem Kopf, die Oberschenkel fest an den Leib gezogen, um die Schamgegend, das wich-

tigste Ziel ihrer Fußtritte wenigstens etwas zu schützen.

Ich biß mir auf die Lippen, um nicht vor Schmerzen loszubrüllen. Nur nicht schreien und diesen Tieren noch meine Not zeigen!

Erst als mir die Sinne anfingen zu schwinden und ich ihre Tritte und Schläge wie durch eine dicke Matratze hindurch empfand, beförderten sie mich mit Fußtritten in eine Ecke des Lastwagens, wo ich gefühllos liegen blieb.

Zunächst bewegte ich mich überhaupt nicht, konnte es auch nicht.

Auch meine Gedanken blieben starr. Ich glaubte nur fest, daß dies das Vorspiel einer endgültigen Liquidierung wäre.

Nun kam H. an die Reihe.

Die gleiche Methode, dasselbe viehische Dreschen, bis er genau so fertig am Boden lag wie ich.

Meine Hoffnung, daß sie uns jetzt wenigstens in Ruhe ließen, erwies sich als irrig.

Dasselbe noch einmal.

Kolbenschläge, Fußtritte, Blut, Schmerzen, Besinnungslosigkeit.

Als sie mich wieder bewegungsunfähig und besinnungslos geprügelt hatten, kam erneut H. an die Reihe.

Auch er schrie nicht und stöhnte nicht.

Die Pistole an der Schläfe verbot jegliche Gegenwehr.

Die Maschine rollte weiter in Richtung Memel.

Beim Vorkriechen zur dritten Peinigung las ich die Kilometerzahl auf einem Straßenschild.

27 Kilometer.

Ob wir es lebend erreichten?

Der rote Kavalier, dieser „Leutnant" der M.W.D. im Führerhaus, der zweifellos diese Folterung befohlen hatte, rührte sich nicht!

Im Wechsel wurde H. und ich geprügelt, wie ich im Leben nie geglaubt hatte, daß ein Mensch ein Tier, oder gar einen Menschen schlagen könnte!

Es war ein Glück für uns, daß unsere Peiniger das Bedürfnis hatten, zu rauchen. Sie hatte sie wohl auch angestrengt

— ihre „Arbeit"! Lachend und zotend rauchten sie — von meinem Tabak natürlich.

Meine Verfassung war erbärmlich. Aus verquollenen Augen suchte ich nach den, ach so langsam vorbeiziehenden Kilometersteinen. Es war mir gleichgültig, ob sie mich jetzt erschießen würden oder nicht. Nur dieses fürchterliche Schlagen, diese Tritte in meinen schmerzenden Körper — nur das nicht mehr!

Wenn ich die Glaubensfähigkeit zu einem Gebet besessen hätte — ich glaube, ich hätte gebetet. Aber ich vermochte es nicht.

So versuchte ich nur eines: mich nicht erbärmlich zu zeigen, nicht zu schreien oder um Gnade zu winseln, sondern die Haltung zu bewahren, die mir notwendig und richtig erschien.

Nach der Zigarette fühlten die beiden sich wieder kräftig genug zur nächsten Tortur.

Was soll ich noch weiter beschreiben, was sie machten?

Wer dies liest, kann es doch nicht nachfühlen, und das Wort „furchtbar" ist ein toter, abgegriffener Begriff.

Während des Restes der Fahrt verlor ich bisweilen das Bewußtsein — glücklicherweise. Als wir endlich — nach anscheinend endloser Fahrt — vor dem Kriegsgefangenenlager in Memel hielten, mußte man mich vom Wagen heben. Mein rechter Schenkel war ein einziger Bluterguß. Auf Kameraden gestützt wankten wir in die Wachbude.

Der Leutnant, unser „Transportleiter" gab nun — solch großzügiger Gentleman war er! — die Löffel zurück und einzelne Fotos! Das andere, was er von uns allen in Krottingen mit Liste von seinem dortigen Kollegen erhalten hatte, war sein „rechtmäßiger" Besitz geworden!

Die Bude war geheizt. Ich merkte, wie meine Widerstandskraft und mein Körper nachgaben. H. flüsterte ich noch zu, er solle meine Fotos annehmen — dann sackte ich zusammen. In meine auslöschenden Sinneswahrnehmungen hörte ich noch das obligatorische „Jub twoiju mat" des Transportleiters — dann versank ich in eine bodenlose Leere, die mich gütig und auslöschend aufnahm.

Als ich wieder aufwachte, lag ich in einem Krankensaal. Ein deutscher Arzt kam zu mir ans Bett. Er fragte mancherlei. Von ihm erfuhr ich, daß ich eineinhalb Tage ohne Bewußtsein gelegen hatte und eine schwere Gehirnprellung davongetragen hatte.

Man gab mir zu essen, aber ich erbrach alles wieder.

Es lagen noch einige Schicksalsgenossen bei mir im Zimmer. — Einer hatte einen Oberschenkelschußbruch und lag im Streckverband. Gleich am ersten Tag erlebte ich eine üble Szene, die ihn zum Mittelpunkt machte. Er war von Libau aus geflohen und so erschien sein Lagerkommandant, jener Oberleutnant, der auch unser Kommandant gewesen war, als wir von Schweden kamen, und sich verhältnismäßig anständig aufgeführt hatte.

Derselbe trat an sein Bett und schrie ihn an, er solle aufstehen und mit ihm kommen.

Der arme Kerl lag gelb und kraftlos in seinem Streckverband und konnte sich nicht rühren. Er antwortete schwach und voller Angst, er könne nicht aufstehen, sein Bein sei kaputt.

Sein Kommandant fluchte eine ganze Litanei von Flüchen herunter, deutete auf den Kopf und brüllte, warum sie ihn nicht dahinein geschossen hätten! Mit allem Nachdruck verlangte er immer wieder, der Mann müsse aufstehen und mitkommen.

Nur dem Eingreifen der russischen Ärztin gelang es nach langer Debatte, daß er in seinem Streckverband liegen bleiben durfte und noch nicht nach Libau zurücktransportiert wurde.

Ein anderer mit einem Bauchschuß lag im Nebenzimmer. Ein russischer Posten hatte ihm nach seinem Ergreifen, als er wehrlos, in ähnlicher Situation wie ich auf dem Auto, vor ihm lag, eine Kugel durch den Leib gejagt. Er war dem Tode verfallen und nichts erweckte mehr sein Interesse.

Am Mittag des folgenden Tages erschien bei mir ein junger Unterleutnant der M. W. D.

In perfektem Deutsch fragte er mich, wie es mir ging. Auf meine Antwort, es ginge mir schlecht, fragte er weiter,

was ich denn hätte. „Gehirnerschütterung", war meine Erwiderung.

„Nitschewo (er gebrauchte ein viel gemeineres Wort, ähnlicher Bedeutung), mach dich fertig! Du kommst nach Riga zurück!"

Eine Stunde später führten mich die Sanitäter zum wartenden Auto. Meine Kameraden von der Prügelfahrt waren schon aufgesessen, H. auch. Ihm war „nur" eine Rippe eingetreten worden, und dafür konnte er nicht im Lazarett aufgenommen werden!

Wie sah er jetzt aus!

Im Gefängnis der M. W. D. hatte man ihn restlos ausgeplündert! Seine Hose, Hemd, Unterhose, Jacke, Pullover, Strümpfe, Schuhe, Mütze, alles, alles hatte man ihm abgenommen und verlauste, total zerrissene Sachen dafür hingeworfen. Seine nackten Füße steckten in einem Paar Holzpantinen.

Die Fahrt begann.

Mein Kopf schmerzte, mein linker Oberschenkel war fast völlig bewegungsunfähig. Der alte Russenford hüpfte durch die Schlaglöcher der ungepflegten Straßen.

Unterwegs nahmen wir soviele Zivilisten mit, daß uns Gefangenen kaum mehr Platz zum Sitzen blieb. Der Unterleutnant und sein Sergeant verdienten dadurch ganz schön, was sich in der Qualität ihrer Zigaretten und in ihrem Wodkagenuß deutlich bemerkbar machte. Mal hatte ich einen Hühnerkorb, mal ein Fahrrad auf dem Schoß. Es wurde viel gehalten.

Wir fuhren über Tilsit. Wieder unser Fluchtweg! Und immer unser schmähliches Ende vor Augen!

Kurz vor Tilsit, in einem größeren Dorf, hielten wir an. Man befahl uns abzusteigen. Wir wurden in das Gefängnis der örtlichen Miliz gebracht. Ich mußte wieder geführt werden, mein Zustand war durch die Fahrt womöglich noch schlechter geworden.

Bevor ich in den Bunker eintreten durfte, hielt mich der Unterleutnant an.

„Was haben Sie in Ihren Taschen, H e r r Offizier?!" fragte er mich mit betontem Hohn und Zynismus. Statt einer Antwort zeigte ich ihm einen Leinenlappen, den mir ein Sanitäter in Memel als Taschentuch geschenkt hatte.

„Sonst haben Sie nichts, H e r r Offizier?!"

Auf mein Kopfschütteln hin ließ er mich gnädig passieren.

Ich schlief nicht. Im Liegen glaubte ich, daß beim Sitzen die Schmerzen nachließen, und im Sitzen nahm ich das gleiche von der liegenden Stellung an. Aber es klopfte und es pochte in meinem Schädel, als arbeite einer mit Hammer und Meißel daran, ihn zu öffnen.

Der neue Tag sah uns wieder auf der Maschine. (Die übliche Bezeichnung für einen Lastwagen.) Am Mittag gaben sie uns etwas Brot. Verpflegung für uns hatten unsere Wächter in Memel mitbekommen, diesen Vorgang konnten wir selbst beobachten. Aber wir erhielten natürlich nur einen Bruchteil des Brotes und von allen andern Produkten sahen wir überhaupt nichts. Mir machte es weniger aus, ich konnte sowieso kaum etwas essen, aber die andern litten erheblich unter dem Hunger, zumal sie im Gefängnis in Memel kaum etwas erhalten hatten.

Im Hause einer Litauerin, die wir einige Kilometer mitgenommen hatten, und der man ihr öffentliches Gewerbe auf zehn Meter ansah, verbrachten wir die zweite Nacht.

Man hieß uns in der Küche auf den Boden legen, der Posten kam vor die Tür, während der Unterleutnant und der Sergeant im anschließenden Zimmer, zu dem selten die Türe geschlossen wurde, soffen und sich mit der bewußten Litauerin und einer anderen in den Betten vergnügten. So wenig wurden wir als Menschen eingeschätzt, daß man sogar darauf verzichtete, während des Geschlechtsaktes im Nebenzimmer die Tür zu schließen!

Am nächsten Tage gegen 12 Uhr erreichten wir Riga. Die Sonne schien von einem durchsichtigen, baltischen Sommerhimmel. Die vieltürmige Stadt lag in ihrer ganzen Schönheit sommerlich ruhend zu beiden Ufern der trägen Düna.

Meine Gedanken waren bei unserem Auszug, dem ein ähnlich schöner Tag seinen hoffnungsvollen Beginn bereitete.

Dieselbe Stadt, dieselbe Sonne, dieselbe Brücke, die wir eben überfuhren — wie ein paar Wochen zuvor, als wir voller Hoffnung und Zuversicht in entgegengesetzter Richtung in eine ungewisse, aber herrliche — weil freie — Zukunft hineinflohen!

Auch jetzt, während ich zusammengeschlagen und mit rasenden Kopfschmerzen auf der Maschine hockte, bereute ich nichts! Fliehen, in die Freiheit fliehen — dazu war ich genau so bereit wie bei meinen ersten Schritten zur Vorbereitung meiner Flucht!

Quietschend stoppte der alte Kasten vor dem Hauptlager im Kaiserwald. Man ließ uns absteigen und antreten.

„Offiziere am rechten Flügel!" höhnte der Unterleutnant.

Als erster mußte ich in die Wachbude am Lagereingang eintreten. In ihrem Innern warteten zwei russische Leutnante, fünf Posten und ein affektierter Jüngling, der deutsche Lagerführer, auf mich.

Eine kurze Personalaufnahme erfolgte. Dann trat der eine Leutnant vor mich hin und bellte mich von unten an, wie ein Köter, dem sämtliche Hunderassen eine jämmerliche Mischung verliehen hatten.

„Du Offizier?"

Eine Antwort wartete er nicht ab, sondern schlug mir mit der geballten Faust mitten ins Gesicht.

Es begann von neuem, was ich in Memel für abgeschlossen gehalten hatte .

Die beiden Offiziere rissen mich zunächst einmal zu Boden. Ein liegender Mann bietet ja bedeutend mehr Angriffsfläche für Stiefelabsätze, und wehrloser ist er so auch! Dann schlugen und traten sie zu siebent auf mir herum wie auf einem Sack alter Lumpen!

Die gleiche Methode! Die gleichen Ziele ihrer Mißhandlungen: Kopf und Unterleib!

Die gleichen ungenügenden Abwehrmethoden von mir: Die Arme über dem Kopf und die Oberschenkel vor die Geschlechtsteile!

Dem kleinen Leutnant hielt ich meinen genagelten Bergschuh vor einen mit Wucht getretenen Fußtritt gegen meinen

Leib. Es muß ihm ziemlich weh getan haben, denn er schrie auf und trat mir brutal ins Gesicht, ehe ich hätte abdecken können.

Das Blut schoß mir aus Mund und Nase. Das schien ihnen zu genügen.

Mit ein paar weiteren Fußtritten beförderten sie mich ins Lager.

Eine Weile lag ich im Dreck des Lagerplatzes. Vor mir waren die Gefangenen des Lagers zusammengeströmt. Hinter mir brummte die Wachbude wie ein Bienenhaus. Jetzt war H. an der Reihe.

Ein paar Männer meiner ehemaligen Batterie, die zu dem Lager gehörten, hoben mich auf und brachten mich unter Führung eines Polizisten zum Lagergefängnis. Sie wischten mir das Blut ab, steckten mir Brot und ein paar Zigaretten zu und bemühten sich so sorgend um mich, daß mir das Heulen der Rührung über soviel helfenwollende Menschlichkeit näher war als das des Schmerzes.

Ich verbiß mir jede Gefühlsäußerung. Im Bunker weigerte ich mich, eine Zelle zu betreten. Ich forderte, zu einem Arzt geführt zu werden. Aber erst nach Stunden — ich lehnte im Gang gegen die Wand und hatte Mühe, mich aufrecht zu halten — erschien der Wachoffizier.

Fluchend befahl er mir, sofort in die Zelle zu gehen. Ich weigerte mich erneut. Er drohte, aber es half nichts. Es war mir vollkommen gleichgültig geworden, ob er mich noch einmal prügelte.

Schließlich befahl er mir doch, ins Lazarett zu gehen. Daraufhin erklärte ich ihm, es sei mir unmöglich zu gehen. Das entsprach auch völlig den Tatsachen; ich konnte meinen Oberschenkel keinen Millimeter mehr abbiegen.

Brüllend befahl er erneut, ich solle unverzüglich hinlaufen.

Der deutsche Bunkerwärter beendete endlich diese üble Szene, indem er mich auf die Schulter nahm und zum Lagerlazarett hinschleifte.

Ein deutscher Arzt untersuchte mich.

Mein Puls war schwach und unregelmäßig. Die Nervenreflexe der rechten Bauchdeckenhälfte und des rechten Beines

und Fußes fehlten völlig. Diagnose wie in Memel: Gehirnprellung.

Aber der Arzt durfte mich nun keineswegs ohne weiteres ins Lazarett aufnehmen. Dazu bedurfte es der Genehmigung des russischen Chefarztes, eines Majors.

Nach einer weiteren Stunde Wartens kam dann die großzügige Genehmigung, allerdings mit der Einschränkung, daß mir keine Medikamente verabreicht werden dürften! Dieser gleiche Befehl bestand auch für einen deutschen Unterarzt, der im ähnlichen Zustand wie ich, auch aus denselben Gründen, im Lazarett eingeliefert worden war. Er wurde noch mit einer zusätzlichen Schikane belastet: Der Chef hatte befohlen, daß er in der zweiten Etage der zweistöckigen Betten zu liegen habe!

Der Arzt ist ein Helfer der Menschheit!!

Mir war gleichgültig, was im Augenblick mit mir geschah. Ich wurde ausgezogen, gewaschen und in ein Bett gelegt. Es wies sogar einen Strohsack und eine Decke auf. Der deutsche Unterarzt gab mir trotz Verbot zwei Morphiumtabletten. Mein Körper erlosch langsam unter der Wirkung des Narkotikums, meine Schmerzen gingen unter in der Erlösung völliger Bewußtlosigkeit.

Die nun folgenden acht Wochen verliefen in eintöniger Gleichmäßigkeit, die mir wohltat und mich trotz mangelnder Medikamente (die russische Abteilungsärztin ließ mir erst mit der Zeit welche zukommen) und trotz schlechter Verpflegung einigermaßen wieder auf die Beine brachte.

In den ersten sechs Wochen durfte ich nicht aufstehen, meine starken Gleichgewichtsstörungen erlaubten dies auch nicht. Diese Tatsache bewahrte mich vor sämtlichen Verhören und Vernehmungen.

Das bedeutete ein großes Glück für mich, denn meine anderen Fluchtkameraden, ebenfalls ehemalige schwedische Internierte, wurden fast täglich zu Verhören geholt. Man legte ihnen die absurdesten Vergehen zur Last. Die beliebteste Anschuldigung war, sie stünden in schwedischen Spionagediensten und wären nur geflohen, um zu spionieren. Da sie diesen Unsinn natürlich leugneten, wurden sie ge-

schlagen, und zwar von dem dortigen Leiter der politischen Abteilung, einem Major, höchst persönlich mit einem starken Gummiknüppel. So lange schlug er auf sie ein, bis sie niederbrachen und dadurch vernehmungsunfähig wurden.

Es war allen Gefangenen des Lagers bei strenger Strafandrohung untersagt, mit einem Kranken im Lazarett in Verbindung zu treten. Aber trotzdem besuchten mich jeden Abend einige meiner ehemaligen Soldaten am Zimmerfenster und erzählten mir diese und ähnliche Vorgänge. Obwohl sie selbst schwerste Not litten, brachten sie immer kleine Geschenke mit, sei es eine Scheibe Brot, eine Zigarette, eine Gurke oder sonst irgend etwas was sie sich vom Munde absparten oder auf ihren Arbeitsplätzen stehlen konnten. Diese Art menschlicher Anteilnahme und Hilfe tat mir nach all den erlebten Unmenschlichkeiten besonders wohl. Die Verpflegung im Lazarett war außerdem derartig minimal, daß selbst ein Gesunder niemals davon hätte existieren können. Zu solchen Zuständen führten dieselben Gründe wie in allen Arbeitslagern auch, nämlich die skrupellosen Verschiebungen der Verwaltungsstellen.

Von meinen zwei Kameraden, die ich in Riga aus den Augen verloren hatte, ist zu berichten, daß sie in der Gegend von Windau an der Küste geschnappt wurden.

Einer von ihnen wurde ins E.-Werklager zurückgebracht zwecks propagandistischer Ausstellung seiner Person und zum Beweis, daß wir wirklich wieder eingefangen wären, womit die Gefangenen des Lagers schon längst nicht mehr gerechnet hatten. Eigentlich sollten wir alle vier im E.-Werklager vorgeführt werden, aber man begnügte sich dann doch mit der Beweisführung anhand eines einzigen. Für unsere Ausstellung hatte man pro Mann ein Schild gemalt, das wir um den Hals hängen sollten, um solchermaßen geschmückt durch das Lager zu gehen. Diese Schilder besagten: „Ich Feigling wollte mich vor der Wiedergutmachung drücken!" oder „Früher habe ich mich feige gedrückt, heute will ich es wieder tun!" und ähnliche Gemeinheiten mehr.

Man stellte den Kameraden neben dem Küchenschalter

aus, als die Gefangenen zum Essen gingen, damit ihn ja jeder gut in Augenschein nehmen könne.

Was war aber die sehr unbeabsichtigte Folge?

Die selbst unter dem Hunger leidenden Kameraden schenkten ihm ihre Brotportionen, und zwar soviele, daß er sie bald nicht mehr alleine tragen konnte! Daraufhin schickte ihn die „Antifa" schleunigst von seinem Ausstellungsplatz in den Bunker zurück.

Eine bezeichnende Maßnahme der russischen Lagerführung nach unserer Flucht war die folgende: Alle unsere Kameraden im Lager, die ehemalige Offiziere und schwedische Internierte waren, wurden in ein Straflager verschickt!

Sie nannten dieses Vorgehen: „Eine Sühnemaßnahme!"

In jenen Tagen tauchten auch die Gerüchte auf, die ehemaligen Internierten aus Schweden sollten dahin zurückgeführt werden. Was daran Wahrheit war, kann ich nicht beurteilen. Tatsache war jedenfalls, daß die politische Abteilung unter den ehemaligen Internierten eine rege Tätigkeit entwickelte, und zwar im Hinblick auf die schwedischen Verhältnisse. Eine Reihe ehemaliger Internierter ließ sie Erklärungen schreiben, die zum Inhalt haben m u ß t e n, daß im Vergleich zu Schweden, die Verpflegungs-, Unterkunfts- und Behandlungsverhältnisse in sowjetischer Kriegsgefangenschaft b e s s e r seien als in schwedischer Internierung!

An einem Sanitäter einer Nachbarstube im Lazarett erlebte ich diese Art „freiwilliger Erklärungen" aus allernächster Nähe mit.

Als man von ihm eine solche Erklärung verlangt hatte, versuchte er zunächst eine Beurteilung der Tatsachen zu umgehen. Er erklärte vorsichtig die Notwendigkeit der schlechten Verpflegung in russischer Kriegsgefangenschaft mit der Not der Nachkriegslage in der Sowjetunion. Ein offenes Urteil zu fällen war natürlich unter den gegebenen Voraussetzungen völlig ausgeschlossen.

Er wurde daraufhin erneut zum politischen Kommissar befohlen, um seine Erklärung dahingehend abzuändern, daß die Gefangenenverhältnisse in Rußland auch a b s o l u t besser seien, als sie in Schweden gewesen waren!

Dreimal versuchte dieser Kamerad in seinem Bemühen nach Ehrlichkeit diese Erklärung wenigstens etwas abzuschwächen. Es gelang ihm nicht, er wurde solange immer wieder zum Kommissar befohlen, bis er die Wünsche der politischen Abteilung erfüllt hatte.

Ein Unteroffizier meiner ehemaligen Batterie wurde in diesen Tagen ebenfalls zur politischen Abteilung befohlen. Als er das Zimmer betrat, bot ihm die Dolmetscherin zunächst ein großes Kochgeschirr voll Reis mit Gulasch an, ihm, dem ausgehungerten Gefangenen, der solch ein Essen seit Schweden nie mehr gesehen hatte!

Er lehnte es ab.

Sie meinte durchaus liebenswürdig, er hätte doch sicher Hunger, es wäre ja nichts dabei, wenn er sich erst einmal satt essen würde! Der Genannte blieb fest.

Am folgenden Tage wurde er wieder bestellt.

Dieselben Vorbereitungen zur Vernehmung waren getroffen, das duftende Essen stand wieder auf dem Tisch.

Als er zum zweitenmal die Annahme verweigerte, versuchte man es sogar noch ein drittes Mal mit ihm, mit demselben negativen Ergebnis.

In diesem Falle war die politische Abteilung an einen unbestechlichen Charakter geraten, aber in wie vielen Fällen wurde der also bearbeitete hungrige Gefangene weich! Nicht nur der Sättigung, sondern auch der Hoffnung auf Heimkehr wegen! Man fing belanglose Verhöre mit ihm an, bis man glaubte, ihn so weit zu haben, daß er einen Zettel unterschrieb, der ihn für eine Spitzelarbeit im Dienste der M. W. D. festlegte. Jetzt gab es kein Zurück mehr! Er hatte sich fest in die rücksichtslosen Hände eines Systems gegeben, das auf diese Weise sich seine Opfer für seine Zwangsarbeitslager sammelt.

Eines Tages kam die Oberschwester zu mir ans Bett. Sie war die einzige im Lazarett beschäftigte Frau, die sich nicht anständig oder doch zumindest gleichgültig gegen die kranken Gefangenen verhielt. Sie war gefürchtet, weil sie die Gefangenen schikanierte, wo sich ihr eine Gelegenheit bot. Bei

Injektionen verursachte sie mit voller Absicht durch Drehen der Injektionskanüle in der Wunde dem Patienten empfindliche Schmerzen, oder sie entzog mißliebigen Kranken einfach ihre Medikamente.

Sie setzte sich an meinen Bettrand und fragte mit beängstigender Freundlichkeit, ob ich aufstehen könne. Als ich dies verneinte, meinte sie — immer noch sehr höflich —, ein bißchen ginge es doch wohl. Solche auffällige Höflichkeit war mir verdächtig, und ich verneinte wiederum. Verärgert kniff sie die Lippen zusammen und zog brummend ab.

Am Abend erfuhr ich, zu welchem Zweck ich hatte aufstehen sollen: man hatte eine Schaustellung der wieder eingefangenen zehn deutschen Offiziere durchgeführt.

Auf einem Podium, vor versammelter Lagerbelegschaft, mußten sie einige Reden über sich ergehen lassen. Es sprachen ein russischer politischer Offizier, der deutsche Lagerführer und der Leiter der deutschen „Antifa". Der Inhalt dieser Reden ist, kurz berichtet, etwa folgender gewesen:

„Schaut euch diese Schweine an! Im Kriege haben sie euch in den Tod gejagt, jetzt sind sie zur Arbeit zu feige und wollen sich der Wiedergutmachung entziehen!

Schaut sie auch an, diese traurigen Figuren!

Ächtet sie! Schlagt sie!"

Und so weiter. Und so weiter.

Man hatte wohl erwartet, daß die Kriegsgefangenen mit Pfui-Rufen oder ähnlichen Ausdrücken ihres Unwillens reagierten. Aber kein Wort, keine einzige Äußerung fiel. Es herrschte Totenstille auf dem weiten Platz.

Die Gefangenen standen wortlos — auf der anderen Seite.

Soweit hatte weder die Propaganda der „Antifa" ausgereicht, noch wollte sich einer so schmutzig machen, um auf diese niedrige Weise das Wohlwollen der russischen oder deutschen Lagerverwaltung zu erreichen.

Unter dem Schweigen von fast 2000 Gefangenen kletterten die Ausgestellten von ihrem Podest und gingen wieder in den Bunker zurück, wo sie bei 200 Gramm Brot und einer Suppe täglich, bei totaler Verwanzung bis zu 52 Tage eingesperrt blieben!

Durch meine Krankheit wurde mir Bunker und Verhör erspart. Ja, als ich nach acht Wochen als gesund entlassen wurde, wußte in der Genesungskompanie kein Mensch, daß ich geflohen war, und da sich das Lager in Auflösung befand, hätte die ganze Angelegenheit in Vergessenheit geraten können wenn — ja, wenn nicht ein deutscher Mitgefangener, um sich einen Pluspunkt bei der politischen Abteilung und damit seine Stellung zu sichern, mich verraten hätte.

Während der acht Tage in der Genesungskompanie mußte ich in der Lazarettküche Geschirr abwaschen. Das war für meinen geschwächten Körper und meinen schmerzenden Schädel zwar nicht das Richtige, denn die Spülküche war heiß und immer voller Dampf; aber ich wurde satt. Zum ersten Male in der Gefangenschaft konnte ich mich richtig sattessen. Der Hauptgrund dafür war wohl der, daß mich die russische Küchenschwester trotz meines geschorenen Kopfes ganz gerne sah und mir täglich an Brot, Butter und Zucker so viel zukommen ließ, wie ich nur essen konnte. Ich merkte, wie meine Körperkraft zurückkehrte und steckte schon wieder voller Pläne für eine neue Flucht.

Als ich eines Abends von meiner Arbeit zur Baracke der Genesungskompanie zurückkam, erwartete mich der Kompanieführer schon ganz aufgeregt. Wütend schrie er mich an, warum ich nicht gemeldet hätte, daß ich geflohen sei, ich gehöre überhaupt in den Bunker. Ich antwortete ihm, daß er mich ja niemals danach gefragt hätte. Nach der üblichen Beschimpfung, wie sie den allermeisten Leuten in gehobenen Stellungen des Lagerbetriebs notwendig erschien zur Erhaltung ihres Pöstchens, erklärte er mir, ich solle mich sofort fertig machen, um zum politischen Offizier geführt zu werden.

Der mich verraten hatte, ein Mann aus der deutschen Lazarettverwaltung, stand neben ihm. Ein vollgefressener Dickwanst, Augen wie ein Ferkel, jeder Zoll an dem Kerl Genugtuung, durch eine neue Denunziation anderen geschadet und sich genützt zu haben. Wie in tausend anderen

Fällen, so auch in diesem: das System, im deutschen Gefangenenlager keinen Deut anders, als im sowjetischen Staats- und Wirtschaftsleben auch, hatte an die niedrigsten Instinkte im Menschen appelliert und Gehör gefunden.

Man brachte mich zum politischen Büro. Vorsichtshalber hatte ich alle noch brauchbaren Kleidungsstücke, vor allem meine Schuhe, gegen zerrissene von Kameraden eingetauscht. Ich rechnete damit, nach der üblichen Filzung in das Lagergefängnis gebracht zu werden.

Aber wider Erwarten kam es anders. Der deutsche Chef der Lagerpolizei — natürlich ein Überläufer und Spitzel — kam nach zwei Minuten wieder aus dem Zimmer des politischen Offiziers heraus und erklärte mir, ich hätte „Schwein gehabt", ich sollte in ein Arbeitsbataillon kommen und bei der nächsten Abstellung versetzt werden.

Sollte ich auf menschliches Mitgefühl gestoßen sein? Sollte meine Krankheit als Buße genug angesehen werden?

Natürlich nicht! Noch auf dem Wege zum Bataillon kam mir der Polizist nachgerannt und überbrachte mir den Befehl, daß ich doch in den Strafzug müsse.

Im Hauptlager im Kaiserwald unterschied sich zu jener Zeit das Leben eines Strafzuggefangenen nur unwesentlich von dem der übrigen Lagerinsassen. An diesem Umstand war die bevorstehende Auflösung des Lagers schuld. Eine halbe Baracke, durch einen besonderen Stacheldrahtzaun vom übrigen Lager abgetrennt, stellte unsere Unterkunft dar. Sie bot die vollkommenste Verwanzung, die ich bisher erlebt hatte. Während man in den anderen Baracken wenigstens hier und da einmal den Versuch unternahm zu entwanzen, geschah für die „Sträflinge" natürlich nichts. Im Raum zu schlafen war auch dem Wanzenunempfindlichsten nicht möglich. Auch Zucker und Brot offen hinzulegen, war unratsam, da sich selbst dahinein die Biester verkrochen. Es passierte mehr als einmal, daß einer von uns zu einer üblen Fleischbeilage kam, die er fluchend ausspuckte. Wir schliefen in dieser Zeit grundsätzlich im Freien vor der Baracke, wo uns der Zaun ringsum einen knappen Meter Raum lies.

Aus Postenmangel wurden die Strafzuggefangenen nur innerhalb des Lagers beschäftigt. Unter Mithilfe einiger Bestechungszigaretten durfte ich mit Genehmigung des Strafzugführers — einem Vertrauensmann der M. W. D. — sogar weiter zu meiner Arbeit ins Lazarett gehen. Daran lag mir viel, da ich hoffte, dort in kürzester Zeit wieder kräftig und widerstandsfähig zu werden. Außerdem hatte ich von dort aus die Möglichkeit, meine Kameraden mit Essen zu unterstützen, was diese dringendst nötig hatten. Bei meiner Arbeit in der Küche hatte ich auch Gelegenheit, Einblick zu nehmen, in welcher Weise und Menge das russische Personal die für die Kranken angelieferten Lebensmittel selbst verbrauchte oder mit nach Hause nahm, um so seinen Lebens- und Vergnügungsunterhalt zu bestreiten. Die Lebensmittelpreise machten diese Diebstähle äußerst lohnenswert.

Aber meine Tage im Strafzug in Riga waren gezählt. Eines Tages kam ein ehemaliger Mitinternierter aus Schweden zu uns und lud uns zum Schnaps (!) ein. Wir wußten, daß er ein Spitzel war, viel Geld hatte und nicht offiziell arbeitete, sondern Radiogeräte für die Russen reparierte.

Wir schauten uns gegenseitig an und wußten Bescheid. Man wollte etwas von uns!

Es interessierte uns natürlich sehr, was man von uns wollte, um daraus unsere Schlüsse ziehen zu können. Selbstverständlich sagten wir zu.

Am Abend wurden wir von dem Kerl abgeholt; der Strafzugführer machte begreiflicherweise keinerlei Schwierigkeiten. In einem Zimmer einer Nebenbaracke erwarteten uns die „Kameraden". Lagerprominenz, Polizisten, größtenteils Überläufer, alles in allem Leute, die die Konjunktur der niederen Instinkte ausnützten. Geladen war ferner ein ehemaliger Oberst, der offensichtlich auch hereingelegt werden sollte.

Es gab Wodka in solchen Mengen, die nach Gefangenenbegriffen ein Vermögen kosteten. Der Preis für einen halben Liter betrug 60 Rubel! Unser Gastgeber spielte bald den Betrunkenen, obwohl er kaum etwas getrunken hatte, uns

dafür aber immer fleißig eingoß. Als er glaubte, wir hätten genug um redselig zu werden, wurde er vertraulich.

Ob wir nicht mit ihm fliehen wollten? Er hätte beste Verbindungen zu einem lettischen Major, der nebst zwei bildschönen Töchtern ein Motorboot an der Küste liegen hätte und darauf wartete, mit ein paar Deutschen nach Schweden abhauen zu können.

Die Sache war so plump wie blöde ausgedacht. Wir spielten zunächst die Erschrockenen. Nein, nochmals abhauen, nein! Wir hätten genug!

Auf seine neuerlichen Versicherungen, es wäre eine totsichere Sache, gingen wir etwas näher darauf ein, ohne ja oder nein zu sagen. Als er aber dann auf dem Heimweg zum Strafzug in den Lagerstraßen laut schreiend von Flucht erzählte, einer Sache, die sonst nur im Flüsterton besprochen wird, und uns laut immer wieder aufforderte, doch mitzumachen — da erklärten wir ihm, er solle sich größere Idioten für seine Geschäfte aussuchen. Nun, das genügte.

Die Quittung kam am nächsten Tag: eine Abstellung zusammen mit anderen „Sträflingen" und unliebsamen Elementen nach einem Torflager.

Noch wußten wir nicht, in welches. Alle fürchteten wir, es würde Sloka sein, das in Riga allgemein unter dem Namen Todeslager bekannt war. Kam von dort ein Gefangener als Kranker ins Lazarett des Hauptlagers im Kaiserwald, mit Skorbut, Dystrophie oder sonst einer Krankheit, welche die typischen Folgen der Unterernährung zeigte, so starb er in den allermeisten Fällen kurz nach seiner Einlieferung. Das Lager Sloka gab seine Kranken erst in letzter Minute ab, um sie in Riga sterben zu lassen, weil der Tod eines Gefangenen dem Lager Scherereien einbringt. Nur hoffnungslose Fälle, die totsicher arbeitsunfähig waren, kamen vom Torflager Sloka.

Bevor wir das Lager verließen, wurden wir noch „kommissioniert". Das ist jene allmonatliche oder vor jeder Abstellung sich wiederholende „Untersuchung" der Gefangenen

nach Arbeitsgruppen, das heißt nach der körperlichen Leistungsfähigkeit. Außer der russischen und deutschen Ärzteschaft, russischerseits meist von Ärztinnen vertreten, begutachteten oft noch der russische Arbeitseinsatzleiter und der politische Offizier die wie Vieh nackt vorgeführten Gefangenen. Je nach Verfassung des Gefangenen wird er in Gruppe I, II oder III eingestuft. Ferner gibt es noch Gruppe IV, das sind die Invaliden, und dann folgen die Unterernährten, Dystrophie I und II.

Am Anfang war uns allen dieser nackte Viehmarkt vor den Russinnen mehr als peinlich, und trotz der Abstumpfung verblieb mir dieser Ekel bis zum heutigen Tage. Die Massenabfertigung der nackten Männer in einem Raum und die Mißachtung aller nicht sofort ins Auge springenden Leiden, nahm diesen Kommissionierungen jeden Schimmer einer ärztlichen Untersuchung.

An diesem Abstellungstag war die Kommissionierung von besonders abstoßender Schamlosigkeit. Wir abzustellende Gefangene wurden in ein Zimmer gerufen — nackt natürlich — in dem an einem Tisch eine blutjunge russische Ärztin saß. In einem Bett neben ihr, und zwar regelrecht i m Bett, nicht etwa auf dem Bett liegend, eine zweite ebenso junge Russin, die interessiert zuschaute, wir wir gemustert wurden. Ob es nur Interesse war, was die junge Dame bewegte, die nackten Männer vom Bett aus anzuschauen, möchte ich dahingestellt sein lassen; jedenfalls ekelte uns vor solch völliger Schamlosigkeit.

Die Untersuchende fragte mich nach meinen Beschwerden. Ich erklärte ihr meine Gehirnerschütterung und ihre noch immer sehr schmerzenden Folgen. Sie meinte „Nitschewo!" und schrieb mich Gruppe I! Eine bessere gab's nicht mehr, sonst hätte sie mich wohl noch höher eingestuft! Es geschah mir immer wieder, daß ich trotz Unterernährung, zum Beispiel bei 1,76 Meter mit 115 Pfund, in die Gruppe I eingestuft wurde. Der Maßstab, mit dem hier gemessen wird, hat mit ärztlicher Beurteilung überhaupt nichts zu tun. Wer noch einigermaßen gehen kann, der kann auch noch arbeiten.

Die Menschen werden nicht gebraucht — sie werden verbraucht, und das in kürzester Zeit!

Nach der Fleischbeschau wurden wir gefilzt und auf Lastautos verladen. Die Chauffeure verrieten uns, daß es tatsächlich nach Sloka ginge. Sloka ist jenes Torflager, das wir auf unserer Flucht gestreift hatten, nach jenem Gewitter, als uns die Posten von der Holzrampe aus verfolgten und wir beinahe in die Kolonne heruntergekommener Menschen hineingelaufen wären, die sich durch ihre Worte als deutsche Gefangene uns kenntlich machten. Es erschien uns damals als das verlorenste Gefangenenlager, weitab von menschlichen Siedlungen, in Moor und Busch.

Unsere Fahrt dahin verlief auf denselben Straßen, die wir vor vier Monaten in Sonnenglut marschiert waren. Ich erkannte den kleinen Baum wieder, unter dem wir Schutz gesucht hatten, als das Gewitter über uns hereinbrach, die Holzrampe, die Straße der müden Kolonne und endlich das Lager selbst.

Hinter dem üblichen, vierfachen Stacheldraht duchkten sich graue Baracken um einen staubigen Platz. Elende Menschen schauten interesselos nach uns Neulingen. Sie beachteten uns wenig.

Am Tor stand der politische Inspektor der operativen Abteilung der politischen Abteilung, rief jeden mit Namen auf und ließ ihn durch das Tor treten, wo schon einige russische Soldaten ihn zur Filzung erwarteten, um ihn nach gründlicher Ausplünderung weitergehen zu lassen.

Vor mir ging H. durch das Tor.

Mit zynischem Grinsen wies der politische Inspektor die bei ihm stehenden Offiziere und Soldaten auf ihn hin: „Das ist ein Oberleutnant!"

Wir sahen bestimmt nicht wie Kavalliere aus, viel eher wie Bettler, die sich ihre paar Lumpen, die sie auf dem Leibe trugen, von den Vogelscheuchen auf den Feldern zusammengestohlen hatten.

Aber wer war denn schuld daran, daß wir so abgerissen aussahen?! Wir etwa, oder diejenigen, welche uns den letzten

Strumpf auszogen, um ihn sich selber anzuziehen oder zu Geld und damit zu Schnaps zu machen?!

Fast als Letzter wurde ich aufgerufen.

„Offizier?" fragte der politische Inspektor am Tor.

Ich bejahte und schaute zum ersten Male dem Menschen in seine halbgeschlossenen, lauernden Augen, dessen Regime im Torflager Sloka Tod und unmenschliches Leid über Tausende von deutschen Gefangenen gebracht hatte.

Ein alter Gefangener mit weißen Stoppeln auf dem kurzgeschorenen Schädel kam mit entgegen. Er war Österreicher, ich hörte es an dem Klang seiner Worte, mit denen er mich um Tabak bat.

Bedächtig drehte er sich eine Zigarette und zog mit Genuß den Rauch in die Lungen.

Ich fragte ihn, was hier so los wäre.

Statt einer Antwort schaute er mich nur mit seinen trüben, erloschenen Augen an, um die tausend Fältchen ein Grab mit hundert Gittern aus Sorge, Leid und Entbehrungen gegraben hatten.

DAS LAGER DER AUSGESTOSSENEN

Auf dieser Pritsche, auf deren Brettern ich sitze und schreibe, hause ich nun schon drei Monate. Meine Strafzugszeit müßte nach dem üblichen Strafmaß beendet sein, aber nichts läßt darauf schließen, daß ich entlassen werde, wie das sonst üblich ist. Auf Flucht steht außer der Karzerstrafe im allgemeinen drei Monate Strafzug.

Penetranter Fischgestank durchdringt den engen Raum. Die Kameraden rösten auf der Benzintonne, die unserer elenden Unterkunft als Ofen dient, Fischköpfe, Flossen und Gräten. Mit den so bearbeiteten Küchenabfällen versuchen sie den ewigen, quälenden Hunger zu stillen. Ich wende zurzeit eine andere Methode an. Um abends trotz des leeren Magens in Schlaf zu kommen, trinke ich, bevor ich mich niederlege, eine Feldflasche voll heißen Wassers, das ich mir an der Küche geben lasse. Das flüchtige Füllegefühl und die momentane Wärme im Leib lassen mich dann gewöhnlich einschlafen.

An die Wanzen habe ich mich vollkommen gewöhnt. Bei ihrer Unzahl erscheint das fast unglaublich, aber ich spüre ihre Bisse überhaupt nicht mehr.

Eine weit schlimmere Plage bilden die unzähligen Flöhe. Diese haben keineswegs das ruhige Phlegma der Wanzen, schon ihr Krabbeln auf der Haut ist Anlaß zu andauerndem Juckreiz. Es sei in diesem Jahr ein Flohjahr, sagen die Letten. Hat man sich eben Hemd und Unterhose von den Quälgeistern gesäubert — in wenigen Minuten kann man wieder wenigstens zwanzig Stück herauslesen. Meine Fuß- und Handgelenke sind von ihren Bissen so mit roten Pünktchen übersät, als sei ich mit einem Ausschlag behaftet. Die anfänglichen starken Schwellungen treten jetzt nicht mehr

auf. Auch dagegen ist der Körper weitgehendst immun geworden. Aber wie an die Wanzenbisse, kann man sich an die schärferen Bisse der Flöhe nicht gewöhnen. Seit Einbruch der herbstlichen Kühle hat diese Plage etwas nachgelassen, es sind aber immer noch genug davon da. Vor allem wenn die Bude warm geworden ist, werden sie unerträglich aktiv.

Wenn die Benzintonne in Betrieb ist, wird es im Raum sofort unertäglich heiß. In der dritten Etage kann man es vor Hitze und Qualm kaum aushalten. Dagegen frieren die Kameraden auf der unteren Etage trotzdem, weil die Baracke an allen Ecken und Enden undicht ist. Der Regen leckt durch das Dach an vielen Stellen, aber man hat sich bereits daran gewöhnt und weicht den Tropfstellen aus, soweit dies möglich ist.

Mit sechzig Mann hausen wir in einem Raum von ungefähr fünf zu acht Metern. Wenn wir naßgeregnet von der Arbeit kommen, stinkt es bei uns wie in einem Trödlerladen nach nassen, stockigen Lumpen. Jeder besitzt nur eine Garnitur Wäsche, eine Hose und eine Jacke. Kaum einer hat einen Mantel. Alles muß am Körper trocknen, oder bleibt eben naß bis zum nächsten Morgen. Unser Schuhwerk ist katastrophal. Die Leinwand, die eine Holzsohle überspannt, ist immer zerrissen und meist nur mit Schnur oder Draht zusammengehalten. Das Gehen auf der Holzsohle in dem unebenen Gelände bildet eine zusätzliche Qual.

Die Gesichter der Menschen gleichen sich immer mehr dem Anzug und der trostlosen Umgebung an. Sie sind stumpf geworden und hohlwangig, die Augen trübe und ohne Interesse für das Geschehen um uns. Nur wenn es etwas zu essen gibt, regt sich in ihnen die Gier nach Fraß, wie bei jedem Tier das hungert und gefüttert wird. Der geschorene Schädel und die immer unrasierte, graue Haut vervollkommnen das traurige Antlitz des Strafgefangenen.

Wenn sich die Gefangenen überhaupt etwas erzählen, dann davon, wie es zu Hause war, was sie gegessen und getrunken haben.

Diese Gespräche über das Essen! Stundenlang erzählen

sie sich von Delikatessen, tauschen Rezepte aus — es gibt sogar welche, die ganze Kochbücher angelegt haben! Die 400 bis 600 Gramm Brot, die den Hauptbestandteil unserer Verpflegung ausmachen, werden von einigen in briefmarkengroße Stückchen geteilt und „belegt". Der Kaffeelöffel voll Zucker und die Graupen aus der Suppe bilden den Belag.

Die Offiziere werden beneidet, weil sie etwas Fett erhalten. Die fünfzehn Gramm Margarine geben häufigen Anlaß zu Streitereien, weil einige nicht begreifen können, warum in der sozialistischen Sowjetunion solche Unterschiede bestehen. Der Grund dafür dämmert mir immer mehr, wenn ich die krassen sozialen Unterschiede bei unseren Bewachungstruppen sehe. Wer oben sitzt, oder eine Funktion inne hat, nützt diese Lage der besseren Möglichkeiten skrupellos aus. Die Offiziere der Verwaltung und der politischen Abteilung nehmen von uns wie von ihren eigenen Soldaten, was ihnen paßt. Den größten Teil der hochwertigen Nahrungsmittel, wie Fleisch, Fisch und Fett, die pro Mann in lächerlich kleinen Mengen angeliefert werden, unterschlagen sie. Was dann noch bleibt, verbraucht zu einem guten Teil unsere eigene Lagerbourgeoisie. Der einfache Gefangene empfängt von den an sich kleinen Mengen nur noch Teile.

Die Korruption der sowjetischen Verwaltung hat sich völlig auf unsere deutschen Führungsorgane übertragen. Die Eigenart eines solchen Systems spülte zwangsläufig die entsprechenden Elemente nach oben. Wer rücksichtslos genug war, die eigenen Kameraden um die notwendigste Verpflegung zu betrügen, wer gemein genug war, die eigenen Kameraden zu denunzieren, ja oft sogar Vergehen zu erfinden, oder Gerüchte als beeidete Geschehnisse an die politische Abteilung weiterzumelden — der war geeignet, im Torflager Sloka Lagerkommandant, „Antifa"-Leiter oder Dolmetscher zu werden.

Drei Monate hause ich schon hier und durfte noch keinen Schritt aus dem Lager tun. Ich stehe unter „Lagerverbot", das bedeutet, daß ich das Lager niemals, auch nicht zur Arbeit, verlassen darf. Man hält mich anscheinend für einen

besonders schweren Jungen. In den ersten Wochen gereichte mir dieser Umstand zum sicher nicht beabsichtigten Vorteil. Ich wurde von morgens 6.30 Uhr an bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit zum Holzsägen in der Küche befohlen. Dabei erhielt ich von den Köchen ab und zu ein Kochgeschirr voll Suppe geschenkt, mit dem ich meinen ärgsten Hunger stillen konnte. Es war ihnen zwar verboten, einem Gefangenen aus dem Strafzug etwas zukommen zu lassen, aber sie machten es trotzdem hie und da. Das Holzmachen war zwar eine schwere Arbeit, aber der Gefangene leistet jede Arbeit gerne, wenn er die Aussicht dabei hat, etwas zu essen zu bekommen.

Mein Fluchtkollege H. arbeitete mit mir zusammen, bis er nach einer Woche mit einer schweren Diphterie nach Riga gebracht wurde. Er lag schon zwei Tage mit hohem Fieber in der Lagerrevierstube, bis man sich endlich entschloß, ihn auf einem offenen Lastwagen abzutransportieren. Hoffentlich hat er es durchgebissen. Er war solch ein anständiger und zuverlässiger Kamerad! Nun bin ich wieder allein.

Mein Lagerverbot kommt mir allmählich verdächtig vor, zumal alle anderen Offiziere aus dem Strafzug — es sind zurzeit sieben, darunter zwei Ärzte — schon immer in den Torf zur Arbeit gingen. .Einige Verhöre, denen ich unterworfen wurde, zeigten mir, daß der hiesige Operativnik (Leiter der operativan politischen Abteilung) ein Mann ist, der sehr gut in der deutschen Wehrmacht Bescheid weiß, Waffengattungen, Elitetruppenteile und Auszeichnungen richtig zu beurteilen versteht.

Dieser Operativnik, 24 Jahre alt, genannt die „schwarze Hand", gibt sich gerne in Anzug und Auftreten als eine Art Sherlock Holmes. Er liest leidenschaftlich Kriminalgeschichten. Wir wissen das daher, weil er jede derartige Literatur den Gefangenen abnimmt, um sie selbst zu lesen, ja sogar Leute beauftragt, für ihn solchen Schund aufzustöbern. Sein nie offener Blick der halbgeschlossenen Augen hinter starken Brillengläsern lauert über Menschen und Geschehnissen. Er ist der wahre Herrscher von Sloka. Seine Machtbefugnisse

scheinen unbegrenzt. Das Lager fürchtet ihn, denn in seine Hand ist der Entscheid über das Schicksal jedes Einzelnen von uns gegeben. Er kennt seine Machtstellung sehr genau und nützt sie erstens zur eigenen rücksichtslosen Bereicherung und zweitens zum andauernden Unter-Druck-Halten der Gefangenen aus.

Sein Kollege, der Instruktor für politische Propaganda, ist bei geringerer Intelligenz dasselbe Subjekt, nur mit anderem Aufgabenbereich. Vor einigen Tagen gab er eine anschauliche Darstellung über die grundsätzliche Einstellung der politischen Abteilung uns Gefangenen gegenüber.

Eines Abends schwankte er in angetrunkenem Zustand in unsere Strafzugunterkunft. Da einige Kameraden ihre Strafen verbüßt hatten, oder tatsächlich grundlos eingesperrt waren, fragten sie ihn, warum sie nicht aus dem doppelten Käfig entlassen würden.

Der kleine besoffene Mann aus Kiew ging daraufhin von Mann zu Mann und fragte mit unsicherer Zunge, ob er nicht wisse, warum er schuldig sei. Die Gefangenen antworteten ihm dann, was sie dachten, oder besser gesagt, was sie zu sagen für möglich hielten.

Als die Reihe an mir war, fauchte er mir seine nach Fusel stinkende Frage ins Gesicht:

„Sie weißen, warum Sie sein schuldig?"

„Ich wurde mit drei Monaten Strafzug bestraft wegen Fluchtversuchs. Die Strafe ist abgelaufen", gab ich zur Antwort.

„Sie Offizier?" — lauernde Augen.

Ich antwortete nichts, er wußte es ohnehin.

„Ah, als Deitscher Sie sein schuldig, schon wenn Sie werden geboren!" überschüttete er mich mit seinem geifernden Haß.

Und er ging weiter zum nächsten „schuldigen" Deutschen.

Am darauffolgenden Tage begegnete er uns wieder als derselbe freundlich-hohnvolle Diktator unserer schmählichen Lage wie je zuvor.

Leider wurde es von der politischen Abteilung bald verboten, daß Strafzuggefangene in der Küche Holz machten, da man ihnen die paar Löffel Suppe nicht gönnte, die sie bei dieser Arbeit ab und zu erhalten konnten. Vielleicht war es auch eine Maßnahme des deutschen Kommandanten, der uns gleich bei der Ankunft im Lager als Schläger geschildert wurde.

Am Heiligen Abend 1945 schlug er vier Kameraden, die sich beim Kartoffelverlesen im Kartoffelbunker ein paar Kartoffeln mitgenommen hatten, nacheinander zu Boden — er, ein Bulle von Mann mit der Figur eines Preisringers, die vier elenden Gestalten in Lumpen und Dreck. Er ließ sie alle vier in der Baracke vor sich antreten, und unter den Augen von hundert Mitgefangenen schlug er jeden mit einem einzigen Faustschlag ins wehrlose Gesicht gegen die Barackenwand, an der die Unterernährten halb bewußtlos zusammenbrachen. Und das am Heiligen Abend!

Ein anderer Schläger, Herrscher über die Dystrophiebaracke, krepierte glücklicherweise an einer Darmverschlingung, weil er sich mit einem Laib Brot und zwei Kochgeschirren voll Suppe — seiner Sondergratifikation als führendes Mitglied der Lagerprominenz — überfressen hatte. Er gab die unerfreulichste Erscheinung im Lager ab. So zerrte er die vor Erschöpfung gehunfähigen Dystrophiker an den Beinen von den Pritschen herunter, daß sie krachend auf den Barackenboden aufschlugen, trat, schlug, peinigte — alles zur größten Zufriedenheit seiner Gefängnisdirektoren, die es nicht anders machten.

Die Konvois (Posten) ließen, wenn es ihnen einfiel, einen Mann vor sich stramm stehen und schlugen ihm ohne den geringsten Anlaß mit dem eisernen Gewehrstock über sein Gesicht. Zuckte der Gepeinigte ein bißchen, dann bekam er weitere fünf Schläge verabreicht.

Sie ließen die Gefangenen im Parademarsch oder im Laufschritt über den schweren Moorboden von und zur Arbeit gehen, befahlen ihnen zu singen, und wer nur einen halben Schritt über die mit Holztafeln abgesteckte Zone hinausging,

wurde ohne Warnung über den Haufen geknallt. Zwei solcher Fälle haben sich allein in den vergangenen fünf Monaten ereignet. Einer davon, ein Familienvater mit drei Kindern zu Hause, hatte sich nur über die Zone gebeugt, um ein paar Heidelbeeren abzureißen, und wurde deswegen erschossen. Mit schwerem Bauchschuß mußte er über eine Stunde liegen bleiben, keiner von den Kameraden durfte ihn auch nur anrührn, bis eine Kommission aus dem Lager an der Unglücksstelle eintraf. Inzwischen war er, wimmernd und um Hilfe bettelnd, verblutet.

Siebzehn bis achtzehn Jahre alt waren die Kerle. Sie umkreisten die Gefangenen wie junge, verdorbene Hunde, immer darauf bedacht zu quälen und anzutreiben.

Eine Folge der schweren Torfarbeit bildeten die häufig entstehenden schmerzenden Entzündungen der Sehnenscheiden am Handgelenk. Wie oft kam es vor, daß der Wachoffizier oder ein Posten einem solchen Kranken den Schienenverband herunterriß und ihn zur Arbeit in den Torf schickte!

Unsere deutschen Ärzte standen völlig machtlos solchen Übergriffen gegenüber. Griffen sie doch ein, dann arbeiteten sie am nächsten Tag selbst im Torf, ohne etwas geändert zu haben. Sämtliche Ärzte im Torflager Sloka haben aus solchen und ähnlichen Gründen länger oder kürzer im Moor gearbeitet.

Öfters setzte mehrere Tage die Versorgung mit Brot vollkommen aus. Unsere Verwaltungsorgane brauchten wohl das Mehl zur Kompensation ihres Wodkabedarfs. Zur acht- bis zehnstündigen Arbeit wurde rausmarschiert mit einem halben Liter Kaffeebrühe und drei Dropstabletten aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen, oder dreißig bis vierzig Gramm Trockenfisch!

Hatte eine Brigade die Norm nicht erfüllt, wurde sie bei der Rückkehr am Tor wieder zurückgeschickt, um die fehlenden Prozente nachzuarbeiten. Völlig unterernährte Menschen, kaum mehr fähig, ihre Füße vom Boden zu heben, mit völlig leerem Magen, wankten wieder zurück, marschierten

die zwei bis vier Kilometer zu ihrer Torfmaschine und erfüllten die Norm. Es wurde Nacht darüber, es konnte regnen — das blieb den Ausbeutern ihrer Arbeitskraft vollkommen gleichgültig. Sklaven haben keinen Willen und bedürfen nicht der Rücksicht.

Mein Kopf schmerzt mir oft zum Verrücktwerden. Die deutschen Ärzte können mir nur selten etwas an Medikamenten geben, da meistens nichts vorhanden ist. Krankschreiben ist nur in den allerseltensten, schwersten Fällen möglich.

Nach einer Nacht voller Schmerzen lag ich am folgenden Tage matt und völlig erschöpft auf meiner Pritsche. Um Mitternacht, als ich es gar nicht mehr aushalten konnte, hat mir ein deutscher Arzt eine Morphiumspritze verabreicht und mich für einen Tag krankgeschrieben. Der russische Lagerarzt, in dieser Zeit als seltener Fall keine Frau, sondern ein junger Major, kam durch die Baracken. Er überprüfte die Sauberkeit, von der man von uns das hundertfache verlangte als von sich selbst. Von dem täglichen nassen Waschen der Holzböden faulen längst die Bretter, und an vielen Stellen bricht man durch — zur gleichen Zeit liegen die Unterkünfte der Posten voller Dreck und Zigarettenreste — bis ein paar Gefangene zum Saubermachen geholt werden.

Als mich der Major auf der Pritsche liegen sah, fragte er, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß ich Kopfschmerzen hätte. Ob Temperatur vorhanden sei, wollte er wissen. Da ich verneinte, und der deutsche Arzt bei weniger als 38 Grad Fieber nur in Ausnahmefällen das Recht hat, Gefangene krank zu schreiben, wurde er bereits sichtlich böse. Er fragte weiter, woher meine Kopfschmerzen denn herrührten, und als ich ihn aufgeklärt hatte, daß sie Folgen einer Gehirnerschütterung seien, fragte er weiter, wobei ich diese erlitten hätte. Man habe mir mit dem Gewehrkolben über den Kopf geschlagen, gab ich zur Antwort. Warum? Nach einem Fluchtversuch.

„Jub twoiju mat, warum haben sie dich nicht totgeschlagen?! Gesund!"

Das war seine medizinische Inspektion im Hinblick auf meine Person.

Neben allen körperlichen Belastungen sind wohl die peinlichsten die seelischer Art.

Besteht schon die ganze Lagerbelegschaft aus Menschen, die von anderen Lagern in Riga, Mitau, Libau oder Windau ausgestoßen wurden, weil sie als politisch unzuverlässig gelten, hohe Auszeichnungen trugen, Elitetruppenteilen angehörten oder bei der russischen und deutschen Verwaltung schlecht angeschrieben waren — so findet sich von dieser Kategorie Gefangener bei uns im Strafzug noch eine konzentrierte Auslese solcher Ausgestoßener zusammen. Meist sind es Flüchtlinge, Fluchtverdächtige oder solche, die zum Zwecke der Beobachtung mit uns eingesperrt wurden.

Natürlich sitzen, wie überall, auch im Strafzug Spitzel der politischen Abteilung. Unser Strafzugführer, ein zweiundzwanzigjähriger Rheinländer, der bei der Marine mit vierzehn Jahren Festung wegen schweren Diebstahls bestraft worden war, ist Kopf dieser Spitzel. Er veranschaulichte mir den ersten vollkommenen Verbrechertyp, der mir in meinem Leben begegnete. Schamlos nützt er die Not der Kameraden aus. Wer nicht fest ist, unterliegt seinen Bestechungen mit Brot oder Suppe und denunziert.

Ein Mann, verführt und bestochen von dem Strafzugführer, meldete einen Kameraden seiner früheren Einheit wegen angeblicher Erschießung russischer Kriegsgefangener. Ich kenne den Beschuldigten gut und weiß genau, daß diese Denunziation erlogen ist, beziehungsweise aus übertriebenen Erzählungen zusammenkombiniert wurde. Aber er unterlag den Lockungen einer möglichen Sättigung und schrieb eine entsprechende Meldung, die der Strafzugführer an die politische Abteilung weitergab.

Als er die Denunziation vollzogen hatte, packte ihn sein schlechtes Gewissen. Er erhängte sich in der Waschbaracke. Am folgenden Morgen fanden wir ihn. Ein Brief wurde bei ihm gefunden, der die Gründe seines Freitodes darlegte und besagte, daß er wisse, seine Mutter würde ihn verstehen,

und seine Frau mit ihren beiden Kindern dürfe es ihm nicht verargen, er hätte nach allem, was geschehen war, nicht mehr anders handeln können.

Aber die Denunziation war vollzogen und die Aburteilung des Denunzierten zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit ist nicht mehr abzuwenden.

Aber das sind nur zwei Opfer unter vielen, die dieser Verbrecher auf dem Gewissen hat.

Natürlich versuchte er von Anfang an auch mich hineinzulegen. Er begann damit, daß er fürchterlich über den russischen politischen Inspektor schimpfte, ihn einen Betrüger und seine Sekretärin eine Hure nannte, Betrügereien ausquatschte und ähnliches mehr, um mein Vertrauen zu gewinnen und mich zum Einstimmen in seine Schimpfereien zu veranlassen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß er sein Brigadiergehalt von fünfzig Rubel an den politischen Inspektor abführen muß. Natürlich merkte ich unschwer, was er beabsichtigte und blieb zurückhaltend. Als er einsehen mußte, daß diese Methode nicht zum Ziele führte, suchte und fand er einen anderen Weg.

Ein Kamerad, der mit mir zusammen in Schweden im gleichen Internierungslager war, hatte sich, als Nierenkranker im Lazarett liegend, Blut in den Urin gemischt, um seinen Fall zu komplizieren und aus dem verfluchten Lager herauszukommen. Er wurde dabei erwischt, denunziert und schwebte nun in begreiflicher Angst. Selbstverstümmelungen von Kriegsgefangenen werden schwer geahndet, denn nichts ist unliebsamer als die Arbeitsunfähigkeit eines Sklaven. Der Strafzugführer machte sich nun die Angst dieses Mannes zunutze, indem er ihm erklärte, er würde sicher verurteilt werden, und nur eines vermöge ihn noch zu retten: die Denunziation!

So veranlaßte er ihn, über mich eine Meldung zu schreiben, wonach ich die antisowjetische Propaganda in Schweden geleitet hätte.

In wieweit es mir gelang, diesen Verdacht zu entkräften, weiß ich nicht, ohne Zweifel habe ich einen sehr schwer-

wiegenden Belastungspunkt mehr in meinen Papieren stehen, die ohnehin schon genügend schwarze Kreuze zieren.

Auf Grund seiner Brauchbarkeit, wurde dieser Strafzugführer auch zum Führer des Kartoffelkommandos ernannt, das im vergangenen Herbst die Kartoffeln für das Lager auf den Kolchosen verlud. In dieser Stellung verschob er tonnenweise Kartoffeln, in erster Linie auf Rechnung der „schwarzen Hand", natürlich auch zum eigenen Vorteil. Er prahlt noch heute damit im Lager herum. So wurden durch sein Verschulden die ewig hungernden Kameraden noch mehr dem Hunger ausgesetzt, und man kann mit Fug und Recht behaupten, daß ein guter Teil der Verhungerten und wegen ihrer Entkräftung schon leichten Krankheiten Erlegenen ihren Tod diesem Verbrecher zu verdanken haben, wenn man nicht die alleinige Verantwortung dafür dem politischen Inspektor auflädt, der letzten Endes diesen Menschen zu solcher Skrupellosigkeit veranlaßte.

Am Schluß eines solchen Berichtes erfolgreicher Schiebungen erklärt dieser Mann dann noch, er werde ja satt, er brauche nur zur Küche zu gehen und sich etwas geben zu lassen.

Und das entsprach und entspricht durchaus den Tatsachen, er wird dick und fett dabei.

Der Strafzugführer hat natürlich auch außerhalb des Strafzuges die Aufgabe, die Gefangenen zu bespitzeln. Aus diesem Grunde ist er auch häufiger Gast bei den deutschen Lagerärzten. Bei einem derartigen Besuch verlor er einmal aus seiner Gesäßtasche einen Bericht an den politischen Inspektor. Er wurde ihm von den Ärzten zurückgegeben, nachdem diese vorher Einblick genommen hatten.

Wörtlich bezeichnete er sich darin, als einen Mann, „der schon genug deutsche Schweine ans Messer geliefert habe"!!

Die letzten beiden Monate habe ich sehr gehungert. Schon kleinere Anstrengungen ermüden mich schnell. Im Augenblick lebe ich etwas besser. Ich habe meine Jacke, die ich vor meiner Flucht aus einem Schwedenmantelfutter geschnei-

dert habe, einem Koch verkauft für zehn Tagesportionen Brot. Das ist ein ungeheurer Reichtum!

Ich machte mir kein Gewissen daraus, daß dieser Mann dieses Brot ja kaum von seinem selbstempfangenen nehmen wird. Aber wäre ich es nicht, dann bekäme er eine Jacke von einem anderen. Man ist nicht mehr so grundsätzlich und kompromißlos — leider auch im Hinblick auf das eigene Gewissen.

Man beginnt jetzt, auch uns Strafzuggefangene mit kommunistischer Propaganda zu überschütten. Der hiesige „Antifa"-Leiter ist nicht ungeschickt in seiner Methodik. Er sucht als Angriffspunkt seiner Agitation in erster Linie junge Menschen heraus, bei denen er noch Begeisterungsfähigkeit und Bildungsfähigkeit erwarten kann.

Da er natürlich spürt, daß einer der Hauptgründe der geringen Resonanz seiner Propaganda in der Tatsache zu suchen ist, daß die Gefangenen anhand der Verhältnisse, wie sie ihnen das hiesige System stündlich vor Augen führt, natürlich ablehnend zu einer kommunistischen Ordnung stehen müssen, erklärt er immer wieder, daß deutscher Sozialismus selbstverständlich anders aussehe als russischer.

Ob sich diese völkische Verschiedenheit grundsätzlich auswirkt, bezweifele ich sehr. Im Gefangenenlager sind es ja auch Deutsche, welche die Verwirklichung des bolschewistischen Systems an uns Gefangenen durchführen. Und was kam dabei heraus?!

Ich habe mir einige Literatur geben lassen. Meine bisherige Beurteilung der Sowjetunion beruht ausschließlich auf der erlebten Praxis, die mir aber auch die geringste Anerkennung dieses Systems verbietet. Die theoretischen Grundlagen, die diesen Verhältnissen angeblich zugrunde liegen, habe ich weder vor noch nach meiner Gefangennahme je kennengelernt.

Bisher weiß ich nur, daß die hier geschehene Verwirklichung — wenn sie eine solche ist — für die Gesellschaft wie für das Individuum nicht nur keinen Fortschritt, sondern glatten Rückschritt bedeutet!

Bisweilen peinigt mich der Gedanke, keine Aussichten für eine neue Flucht zu sehen, die mir nach wie vor der einzige Weg einer Heimkehr zu sein scheint. Aber ich sitze ja immer noch im Lager fest und komme keinen Meter vors Tor.

Wie oft höre ich die Kameraden sagen, unsere Gefangenenjahre wären verloren. Das stimmt in beruflicher Hinsicht, es stimmt im Hinblick auf alle Genüsse des Lebens, materielle wie geistige, es stimmt auf sexuelle und familiäre Konsequenzen angewandt — aber es stimmt nicht im Hinblick auf unsere geistige und politische Menschwerdung! Dafür ist kein Tag verloren und darf es nicht sein!

Nach dieser Zeit will ich von mir sagen können: Das ist meine Überzeugung von den politischen Möglichkeiten der menschlichen Gesellschaft, und das von dem menschlichen Entwicklungsvermögen.

Und alle meine Erkenntnisse werden von besonderem Gewicht sein, denn ich habe sie an mir und von mir selbst in den Zeiten bitterster Not erfahren — sie werden das persönliche Facit meines Lebens und seiner gewonnenen bewußten Erkenntnisse sein.

Wie lange hält der Mensch solch ein Leben aus?

Und doch, solange noch ein Funken meines Denkvermögens glimmt, so lange bin ich letzten Endes unverwundbar!

Bei dieser Art Überlegungen wirft sich mir sofort die Frage entgegen: Warum läßt man uns so krepieren, warum tötet man systematisch den letzten Funken Menschlichkeit in unserer Umgebung?

Warum handelt ein sozialistischer Staat derartig, der Humanität als eine seiner Hauptparolen in die Welt hinauspropagiert?

Sollten diese Tatsachen ihre Begründung nur in dem nationalen Charakter des russischen Volkes haben? Aber sind nicht viele russische Arbeiter und Arbeiterinnen, die unter gleich traurigen Verhältnissen ihr Dasein fristen, zu uns wie Kameraden? Liegt die Begründung dafür nicht vielmehr in dem System des Bolschewismus?!

War es nicht Lenin, der einmal gesagt hat, daß kein sozialistischer Staat länger als ein Jahr nach Kriegsende einen einzigen Kriegsgefangenen festhalten und keinen Quadratmeter fremden Bodens mehr besetzt halten dürfe — wenn es nicht seinen Charakter als sozialistischer Staat verlieren wolle?!

Und ist dieser Lenin nicht der Begründer der sozialistischen Sowjetunion, und ist Stalin nicht ein getreuer Verwalter seiner Ideen und seiner Gründung?!

Zurzeit säge ich Holz für die Sauna und Lagerwäscherei. Das hat den Vorteil, daß man sein einziges Hemd einmal umgetauscht bekommt. Die anderen Kameraden müssen oft monatelang in demselben Hemd arbeiten und schlafen.

Überhaupt ist der Schmutz, das Aufeinanderleben, die Läuse, Wanzen, Flöhe, das stinkende Essen — all der unsagbar widerliche Dreck, neben dem Hunger von den physischen Momenten einer der quälendsten. Viel quälender als beispielsweise das sexuelle Problem.

Ich muß an Dwingers Bücher denken, während ich meine eigenen Erlebnisse niederschreiben. Er schrieb über russische Gefangenschaft und ich tue dasselbe, rund fünfundzwanzig Jahre später. An der Lauterkeit seiner Berichterstattung hege ich heute anhand meines eigenen Erlebens erhebliche Zweifel. Die Übertreibung des sexuellen Problems erscheint uns allen grotesk. Bei diesem Ernährungszustand, in dem wir uns befinden, endet das Wunschvermögen nach der Frau bei dem nach Güte, Fraulichkeit und dem Mutterinstinkt des Weibes.

Fragt Kriegsgefangene aus der Sowjetunion, die bis zum Jahre 1946 als normale Gefangene, nicht als Kommandanten oder „Antifa"-Leiter ihr Leben fristen mußten, und es wird kaum einer sein, der von einer sexuellen Frage auch nur sprechen könnte!

Wir im Torflager Sloka, im Lager der Ausgestoßenen, der Mißliebigen und Unbrauchbaren für bessere Lager, der ehemaligen bewährten Soldaten, für deren Leistung man gemeine persönliche Rache nimmt — wir Strafzuggefangene — wir

haben keine sexuellen Probleme. Wir haben Hunger, wir leiden unter den Quälereien der Russen und der deutschen Lagerprominenz, wir tragen vielleicht noch Erinnerungen an Frauengüte und Frauenliebe im Unterbewußtsein, wir sehnen uns nach Geborgenheit, Pflege und Ausruhen — aber unser Sexus ist annähernd ausgelöscht unter den Entbehrungen und Nöten einer quälenden Gegenwart.

Das ist die Wahrheit, und das andere ist Lüge, Reklame, Konjunktur!

DIE FABRIK

Ich arbeite seit dem 1. Januar 1947 in dem Papier- und Zellulose-Kombinat in Sloka, derselben Fabrik, von deren Peripherie jener Gefangene uns beiden Flüchtlingen so sehnsüchtig und neidvoll nachblickte, als wir am 30. Mai des vergangenen Jahres in unserem geklauten Ruderboot an Sloka vorbei in den zweiten Tag unserer Freiheit hineinruderten.

Nach vier Monaten wurde ich aus dem Strafzug entlassen, zum normalen Gefangenen „begnadigt" und unter die übrigen 500 Lagerinsassen eingereiht. Nun durfte ich auch in den Torf zur Arbeit außerhalb des Lagers gehen.

Ich arbeitete in einer Brigade, die Torf verlud. Die Arbeit war sehr schwer, vor allem bedingt durch die Witterungsverhältnisse und durch die kaum erreichbare hohe Norm.

Wir luden den getrockneten Torf, der in zwei Meter hohen Stapeln über das weite Moor verteilt war, in Loren und schoben diese bis zu zwei Kilometer mit je zwei Mann zur Verladerampe. Durch den früh eingetretenen Frost war der noch nasse Torf zu einem einzigen Klumpen zusammengefroren. Mit Brechstangen und Beilen mußten wir ihn zuerst in transportierbare Stücke zerschlagen, um ihn überhaupt verladen zu können. Als der Schnee fiel, mußten die Torfhaufen erst freigeschaufelt werden. Besonders erschwerte er aber das Schieben der zwei Tonnen schweren Loren zu einer körperlichen Qual. Die Schienenstränge waren immer mit Schnee bedeckt, und trotz andauernden Freischippens bildeten sich auf den Schienen immer wieder Schnee- und Eisklumpen, die wie Bremsklötze wirkten. Wenn es taute, hatten wir nasse Füße und stets feuchte Kleider. Gerade in den Tagen des nochmals einsetzenden Tauwetters wurden wir niemals trocken. Wir froren vor Nässe. Glücklicherweise hatten wir einen geschickten Brigadier, der auch menschliche

Qualitäten besaß und unsere außerordentlich schwere Arbeit durch sein Geschick in der Behandlung der russischen Vorarbeiter und Techniker etwas erleichterte.

Meine Lektüre zum Kennenlernen des Marxismus habe ich fortgesetzt. Als letztes habe ich das „Kapital" von Marx gelesen. (Politische Bücher stehen uns in ausreichender Menge zur Verfügung, auch einige schöngeistige Bücher aus einer Sanatoriumsbibliothek sind vorhanden.)

Es erhebt sich die Frage, ob sich die Erkenntnisse von Karl Marx über die Wirtschaft überhaupt auf unsere heutige Zeit übertragen lassen. Damals war der Arbeiter zweifellos Ausbeutungsobjekt, ganz besonders aber in den Gebieten, in denen Marx seine Erkenntnisse gewann. Nicht zuletzt aus den Eindrücken heraus, die er in der englischen Textilindustrie und im englischen Bergbau gewann — beide Gebiete im vorigen Jahrhundert absolute Notstandsgebiete — entwickelte er seine Theorien der Ausbeutung und des ihm unumgänglich erscheinenden Klassenkampfes. Marx, wie auch Engels entstammten wohlhabenden Kreisen, waren unzufrieden und suchten nach einem Weg der Änderung und Besserung der bestehenden Verhältnisse. Selbst haben sie aber in keinem Falle die Verwirklichung ihrer Ideenwelt erlebt. Beide blieben ihr Leben lang reine Theoretiker.

Die erste Frage, die zu beantworten wäre, ist die, ob sich auf die doch zweifellos grundlegend geänderten Verhältnisse von heute eine Theorie, die trotz angeblicher Weiterentwicklung im Leninismus auf Erkenntnissen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts basiert, überhaupt noch anwenden läßt?

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die sozialen Verhältnisse und der Stand der Sozialfürsorge in den kapitalistischen Ländern heute ungleich viel weiter entwickelt sind, als in der sozialistischen Sowjetunion. Wer hier nicht arbeitet, ganz gleich ob aus Unvermögen oder Nichtwillen, verhungert einfach.

Eine junge Russin, die auch beim Torfverladen schwerste Arbeit verrichtete, war hochschwanger. Ich fragte sie, warum sie in ihrem Zustand noch solche Arbeit mache. Sie erklärte mir darauf, daß sie zum Verhungern noch keine Lust habe.

Auf meine Frage, ob es denn keine Arbeitsgesetze und Schutzrechte für ihren Fall gebe, meinte sie verächtlich: „Ja, aber nicht für u n s!"

Einer unserer Zivilposten, der einen Teil unserer Bewachung während der Arbeit übernahm, hatte hochgradige, offene Lungentuberkulose. Er spuckte und hustete in einem fort. Auch ihn fragte ich, ob er denn nicht in ein Krankenhaus oder eine Heilanstalt kommen könne, er müsse sich doch in der Kälte zugrunde richten. Dieser war er genau so ausgesetzt wie wir, in keinen besseren Kleidern und ebenfalls für neun bis elf Stunden.

Mit jener lakonischen Selbstverständlichkeit im Ertragen von Leiden, die mich bei fast allen russischen Menschen immer wieder überraschte, wenn sie mir ihre Leiden und Nöte erzählten, erklärte er mir, da käme er nicht hin, das sei für die „Natschalniks"! Er würde eben so lange Posten weiter stehen, bis er umfiele.

Er verdiente im Monat 330 Rubel. Dafür kann er sich weder mit Brot noch mit Kartoffeln bei den augenblicklichen Lebensmittelpreisen auch nur sättigen. An Fett, Milch, Fleisch oder Eier, also für ihn dringend notwendige Nahrungsmittel, kann er bei solcher Bezahlung überhaupt nicht denken.

Wenn ich vergleiche, wie die Verhältnisse in Rußland gegenüber denen der westlichen Welt liegen, dann kann ich nur sagen, daß hier genau die Zustände herrschen, die Marx einmal ändern wollte!

Ein deutscher Arbeitsloser mit fünfzig Mark Fürsorgeunterstützung lebt ja um viele hundert Prozent besser als ein Arbeiter in der Sowjetunion, wenn er nicht gerade qualifizierter Facharbeiter ist. Erkrankt der Arbeiter in Deutschland, dann kümmert sich zumindest seine Krankenkasse um ihn und hilft ihm über die Zeit seines Arbeitsausfalles hinweg. In der Sowjetunion kann er krepieren, es kräht kein Hahn danach.

Überhaupt machten die Zivilarbeiter, die mit uns zusammen im Torf arbeiteten, einen katastrophalen Eindruck. Sie

boten genau das gleiche traurige Bild der völligen Unterernährung und der äußerlichen Verkommenheit wie die Gefangenen. Wie diese, hausten sie — Männer, Frauen, Kinder und Greise gemischt — in Baracken mit Massenunterkünften bis zu achtzig Personen, die genau so verwanzt und noch verlauster als die unsrigen waren. Aber es handelte sich nicht etwa um Zivilgefangene! Nein, alle waren freie Sowjetbürger!

Es erhebt sich erneut die Frage, ob man überhaupt die marxistische Ausbeutungstheorie noch auf unsere heutigen Verhältnisse anwenden kann? Oder sind die für den einzelnen Arbeiter minimalen Summen, die der Unternehmer für sich in Anspruch nimmt, nicht gerade die Garantie, daß durch solchermaßen erhaltene Privatinitiative für eben diesen Arbeiter vielmehr herauskommt, ihm seine Arbeit erhält, seine Fürsorgeeinrichtungen und seinen Lebensstandard?

Ich bejahe diese Frage, nicht zuletzt aus den Erfahrungen heraus, die ich in dieser Fabrik gemacht habe.

Jetzt bin ich drei Wochen in der Fabrik. Wir leben hier, was die Arbeit anbelangt, unter günstigeren Verhältnissen als im Torflager. Vor allem ist der ermüdende Weg zur Arbeit in Wegfall geraten, da unser Lager innerhalb des Fabrikgeländes untergebracht ist. Die Baracken sind zwar genau so verwanzt, aber mit Hilfe des aus der Fabrik gestohlenen Papiers wohnlicher ausgestaltet. Das Essen ist noch schlechter als im Torflager, und das hat seinen guten Grund.

Der hiesige „Antifa"-Leiter, Überläufer und einer der erfolgreichsten Spitzel der politischen Abteilung, ist ein Verbrecher und Lump erster Güte. Jeden Abend verläßt er das Lager mit Paketen, die in der Küche gerichtet werden. Sie enthalten unsere qualitativ guten und darum teuren Lebensmittel. Wir alle wissen, daß er sie zum politischen Inspektor trägt, der in Sloka wohnt, oder sie gegen Wodka eintauscht. Nicht nur wenn er betrunken ist, erzählt er selbst davon, er macht auch sonst kaum einen Hehl daraus. Am Heiligen Abend stellte er sich zweimal an den Küchenschalter, als die Gefangenen ihre Suppe holten.

Beim ersten Male war er nüchtern und bedauerte in blumenreichen Worten die „armen Gefangenen", daß sie so schlechtes Essen erhielten und so „schreckliche Not" zu leiden hätten.

Beim zweiten Male war er besoffen und schrie die armen Kerle an, sie sollten eigentlich gar nichts zu fressen kriegen, warum hätten sie gekämpft! Sie wären allesamt verfluchte Faschisten, denen es noch viel zu gut ginge! Er sei übergelaufen, in der ersten Minute an der Front, er fresse was er wolle! Er habe Fleisch, Zigaretten und Schnaps, überhaupt alles, war er brauche!

Unsere Verpflegung wurde immer für fünf Tage vom Torflager geholt. Am fünften Tage reichte es kaum mehr zu einem halben Liter Suppe!

Neben der Versorgung des politischen Inspektors und des „Antifa"-Leiters muß ja auch die Bezahlung der anderen Spitzel von der allgemeinen Verpflegung entnommen werden. Ferner „bezahlen" der russische Kommandant, oder sonst irgendwer aus der Verwaltung besondere Arbeitsleistungen, wie Lampenschirme, Möbelstücke, Schuhe und Anzüge, die von Handwerkern im Lager hergestellt werden, ebenfalls mit Produkten aus der empfangenen Verpflegung!

Was für den einfachen Gefangenen bleibt, ist erbärmlich wenig und liegt weit unter dem Existenzminimum. Wenn aus den für die Suppen angelieferten Zuckerrüben Syrup gekocht wird, der dann anstatt des verschobenen Zuckers in Quanten von einem Eßlöffel pro Mann und Tag ausgegeben wird, dann schlagen sich die unterernährten Gefangenen buchstäblich um die ausgekochten Rübenschnitzel, daß es einem beim Anblick solcher Bilder das Wasser in die Augen jagt. Fischköpfe und Gräten bilden auch hier gesuchte Ernährungszusätze, und wer nicht genügend innere Standhaftigkeit besitzt, wühlt in den Mülleimern vor der Werkskantine nach Kartoffelschalen und ähnlichen Abfällen. Wer Mut hat, haut während der Arbeit durch die Posten über die zugefrorene Aar ab, um sich bei den lettischen Bauern etwas Zusätzliches zu organisieren.

Eine drollige Ausnahme bilden unsere Pferdeburschen, die im Fabriksstall die Pferde versorgen. Sie essen den Pferden ihre Kleie weg; die Pferde werden zwar dadurch magerer, die Pferdepfleger aber dicker.

Einige werden von Lettenmädchen unterstützt, die ihnen ab und zu etwas zum Essen mitbringen, weil sie Mitleid haben oder den Gefangenen trotz seiner Lumpen gern haben. Ich selbst bekomme ab und zu von einer jungen Russin ein paar Zigaretten oder ein Stück Brot geschenkt. Sie besitzt selbst fast nichts. Von ihr erfuhr ich auch die erschütternde Geschichte ihres Bruders, der als Panzeroffizier ein Auge und einen Arm verlor und fürchterliche Verbrennungen im Gesicht davongetragen hatte. Ich habe selbst die Photographien vor und nach seiner Verwundung gesehen. Er muß als total Arbeitsunfähiger mit einer Unterstützung von noch nicht dreihundert Rubeln leben, das ist bei einem Brotpreis auf dem schwarzen Markt von achtzig bis hundertzwanzig Rubeln pro Laib und dem Mangel und häufigen Fehlens von Brot auf Marken, fast nichts. Ich erzählte ihr, wie bei uns eine solche Versorgung aussieht, und sie konnte es kaum glauben. Sie bedauert unser Los und haßt unseren politischen Inspektor, den sie kennt.

Doch nun etwas zum Fabriksbetrieb. Von meinem Meister, der seit fünfunddreißig Jahren in dieser Fabrik angestellt ist, erfuhr ich so einiges.

Der Betrieb, der zu lettischen und deutschen Besatzungszeiten das ganze Städtchen mit Arbeit und Lohn versorgte, ist heute völlig unrentabel. Zerstört sind nur etwa zehn bis fünfzehn Prozent, sodaß die Zerstörungen nicht den Grund bilden können für die heutigen katastrophalen unproduktiven Verhältnisse. Der Hauptgrund seiner Unproduktivität ist darin zu suchen, daß kein Mensch, kein Russe, kein Lette und kein Gefangener auch nur mit dem geringsten Interesse bei der Arbeit ist. Die Tatsache erklärt sich aus der minimalen Entlohnung, die nur bei den Natschalniks, deren es allerdings eine unnötig große Zahl gibt, für ein auskömmliches Leben reicht. So werden eben auch hier, genau wie

im Torf, die Normen zusammengelogen, der Staat dabei betrogen, und die Volkswirtschaft untragbar belastet.

Dazu kommt, daß jeder in rücksichtsloser Weise stiehlt. Daraus ist auch kaum einem Arbeiter ein Vorwurf zu machen, denn seine eigene Notlage zwingt ihn dazu. Ob es sich um Papier aus der Produktion, Bauholz, Werkzeuge, Maschinenteile, Drahtseile, Kupfer, Aluminium, Grühbirnen, oder um sonst was handelt, ist gleich. Jeder nimmt eben das, was ihm zugänglich ist und ein geeignetes Verkaufsobjekt zu werden verspricht. Die Natschalniks verschieben entsprechend ihrer gesteigerten Lebensansprüche in großen Mengen, die Arbeiter in kleinen. Was bleibt, ist ein Defizit der durch verschönte Zweckberichte verbessert, weitergereicht wird. Glühbirnen, zum Beispiel, die vierzig bis achtzig Rubel kosten, verschwinden an einem Tage mehrfach aus derselben Lampe. Große Milchkannen, in denen heißes Wasser zum Trinken ausgestellt wird, werden geklaut, ganze Rollen Papier, Schreibblocks, Zellstoff, alles verschwindet, und keine Bewachung vermag daran etwas zu ändern. Wir Kriegsgefangenen leben natürlich auch hier und da auf diese Weise etwas besser. Aber das meiste, was von uns gestohlen wird, wird von bestimmten Leuten im Auftrage des politischen Inspektors und des russischen Lagerkommandanten ins Lager geschleppt und nachts über den Fabrikzaun den entsprechenden Komplizen hinübergerecht. Berge von Papier!

Die Produktion in der Fabrik stoppt und pausiert andauernd. Einmal fehlt die Zellulose, dann wieder Chemikalien oder es fallen die Papiermaschinen wegen unsachgemäßer Pflege aus. Ein Privatunternehmer, der so wirtschaftet, ist in einem Monat lebensunfähig. Aber er würde überhaupt niemals so wirtschaften, weil er damit seine Lebensexistenz und sein Lebenswerk in wenigen Tagen ruinieren würde! Hier aber wird nach oben gelogen, vertuscht, vorgesetzte Dienststellen aus dem Erlös der Schiebungen bestochen und es wird weitergewurstelt. Die Norm, diese Geisel des russischen Arbeiters, wird erfüllt — auf dem Papier und im Plan, nur nicht in Wirklichkeit.

Wir stemmen zurzeit die alten Eisenbetonsockel der Schwefelanlage für die Zelluloseherstellung weg. Jeder dieser Sockel besteht aus 12—15 Kubikmetern alten Eisenbetons über der Erde. Zu dieser Arbeit haben wir als einzige Hilfsmittel Meißel aus Armatureisen für Eisenbetonarbeiten, selten mal einen aus Stahl, unförmige Hämmer und sonst nichts. Die Meißel sehen nach einer Viertelstunde Arbeit wie Tulpen aus. Praktisch leisten wir zwölf bis vierzehn Prozent der geforderten Norm. Auf dem Arbeitsnachweis erscheint unsere tägliche Leistung aber mit hundert Prozent! Teilweise erreichen wir dies mit Betrug, teilweise durch Fingieren angeblicher Nebenarbeiten. Zerbricht zum Beispiel ein Hammerstiel, so werden fünf zur Neuanfertigung gemeldet. Der zur Seite geworfene Schutt erscheint auf dem Arbeitszettel über geleistete Arbeit als in Schubkarren geschaufelt, zweihundert Meter weit verkarrt, ausgeladen und zweimal weitergeschaufelt! Aus einem einfachen Arbeitsvorgang werden so vier! So und ähnlich wird jeder Arbeitsprozeß zur Erreichung der Norm unglaublich kompliziert und vervielfältigt.

In dieser Fabrik hier ist es mir in einmaliger Deutlichkeit klar geworden, wie verheerend sich die mangelnde Privatinitiative auf die Produktion auswirkt. Alle, ob Direktor, Ingenieure oder Arbeiter, fühlen sich als Angestellte in einem Betrieb, für den praktisch keiner verantwortlich ist, und in dem sie also auch niemand zur Verantwortung zieht. Der Staat als Unternehmer ist so weit außer Erreichbarkeit gerückt, und das Bewußtsein der Verantwortung der Gesellschaft gegenüber so gering, daß jeder nur einen Bezug seiner Handlungen kennt: „Wie kannst du — auf Kosten des Betriebes natürlich — deine eigenen Verhältnisse verbessern?"

Natürlich haben wir einen verantwortlichen Direktor, sogar mehr als einen, und für jeden Produktionszweig, für jedes Fachgebiet und Fachgebietchen des Betriebes einen Natschalnik. Aber diese Leute, es sind die meistverdienenden und meistschiebenden, leben ja und mit Arbeit können sie ihre eigene Lage kaum noch verbessern — höchstens mit vermehrten Schiebungen. Und wenn Sibirien und Zwangsarbeit auch droht, jeder klaut und schiebt, so gut er kann!

In Rußland wird ja bekanntlich die Verantwortlichkeit bezahlt. Wer Verantwortung trägt, erhält besseres Essen und mehr Geld. An und für sich ein Grundsatz, der bei richtiger Handhabung gute Konsequenzen zeigen könnte.

Aber wie wirkt er sich denn tatsächlich aus? Ein Mann, der den ganzen Tag nichts anderes macht als, zum Beispiel, Werkzeuge zu verwalten, verdient viel mehr als ein Schwerstarbeiter im Torf. Dieses nach Verantwortung Zahlen hat vor allem dazu geführt, daß eine Unzahl verantwortlicher Stellen neu und unnötig geschaffen wurden. Wo in einem deutschen Betrieb ein Direktor und eine den Abteilungen entsprechende Zahl von Abteilungsleitern sitzt, gibt es hier zwei Direktoren, für jeden einen Gehilfen, der in jedem Falle ein Parteimann ist, Abteilungsleiter, Arbeitsleiter, Brigadiere, kurz mindestens das dreifache an Leitungspersonal wie in einer normalen Wirtschaft. Es ist grotesk, daß Leute, die eine solche absolut durch nichts gerechtfertigte zusätzliche Natschalnikstelle bekleiden, nichts arbeiten — aber weit mehr verdienen als der Arbeiter, in diesem Lande, wo der Sozialismus, nach eigener Propaganda, verwirklicht ist und jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten und nach seinen Leistungen bezahlt werden soll!

Ein Meister, wie der unsrige, der früher selbstverständlich mit Hand anlegen mußte, nimmt heute den ganzen Tag die Hände nicht mehr aus den Taschen. Wozu auch? Er wird als Meister bezahlt, lebt dabei um ein mehrfaches schlechter als früher und zu arbeiten hat für ihn keinen Zweck, denn dadurch verdient er keine Kopeke mehr.

Ein weiteres Drama, das mich von der fehlgeleiteten Planwirtschaft bildhaft überzeugt, ist folgendes:

Entlang den Eisenbahnschienen, von denen aus früher das Holz zur Zelluloseherstellung abgeladen wurde, liegen in annähernd einem Kilometer Länge die kompletten maschinellen Einrichtungen von zwei demontierten, großen deutschen Papierfabriken. Wertvollste Motoren und Maschienen liegen seit zwei Jahren im Regen, Schnee und Dreck. Die Holzverschalungen der Verpackungen sind längst abgerissen; denn Brennholz ist knapp und unglaublich teuer in

Rußland, das sich stolz das holzreichste Land der Erde nennt! So liegen diese wertvollen Maschinen seit 1945 da, und jeder vernünftige Mensch fragt sich wozu. Im hiesigen Betrieb können sie nicht oder nur in ganz wenigen Einzelteilen gebraucht werden, denn maschinell war die Fabrik fast völlig erhalten. Man hat diese Fabrikeinrichtungen, die Tausenden Arbeit und damit Brot geben konnte, aus Deutschland weggeschleppt, um sie hier zu Schrott verrosten zu lassen.

Hat der Unternehmer in der freien Wirtschaft Erfolg, dann wird dieser Erfolg auch einer des Betriebes und damit der Arbeitnehmer, der Arbeiter. Jedenfalls kommt dabei für den Einzelnen weit mehr heraus, als wenn ein imaginärer Begriff, wie „Eigentum der Gesellschaft" und "sozialistisches Eigentum" der Unternehmer ist, dem sich ja doch keiner verantwortlich fühlt!

Ich bin mir wohl bewußt, daß die freie Wirtschaft nicht die Ideallösung der Frage bedeuten kann. Aber es scheint im Leben nichts hundertprozentig zu sein.

Haltet mir die vom Leibe, die jetzt anfangen zu reden: Ja, der Mensch ist eben noch nicht so weit zum Fortschritt entwickelt, daß er die Notwendigkeit der Unverletzlichkeit sozialistischen Eigentums erkennt, er lebt noch nicht lange genug unter dem beglückenden System des Sozialismus!

Diese Schwätzer mögen sich zuerst einmal an die eigene Nase fassen! Bei uns in den Kriegsgefangenenlagern sind es nämlich genau die Leute — die vom sozialistischen Eigentum leben! Die Herren Lektoren, „Antifa"-Leiter und Agitatoren! Sie leben sogar von dem sozialistischen Eigentum ihrer hungernden Kameraden, und leben gut dabei! Sie predigen den Glauben an die Menschheit, weil sie von der glaubenden Menschheit am billigsten und besten zu leben vermögen!

Ein Beispiel, wie man in der Ostzone bolschewisiert, und wie der hiesige „Antifa"-Leiter es mit gleicher konsequenter Dummheit nachmacht, mußte ich zu unser aller Schaden vor ein paar Tagen erleben.

Im Papierkombinat treffen ab und zu Altpapiersendungen aus Deutschland ein. Meist handelt es sich um Bücher, die

anscheinend wahllos aus einer Bibliothek oder einem Verlag zusammengerafft und in die Waggons verladen wurden. Dieses Papier wird hier eingestampft und der Neuproduktion zugeführt.

Der Grund der Vernichtung dieser Bücher liegt zweifellos in der Tatsache begründet, daß sie zum Teil nationalsazialistisches Schrifttum umfassen. Aber eben nur zum Teil. Außer Hitlers „Mein Kampf" und Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" befindet sich alles darunter, vom Schulbuch bis zum chirurgischen Atlas, was in Deutschland an fachlicher und schöngeistiger Literatur jemals verlegt wurde. Ich habe zwei Bücher von Ernst Wiechert darunter gefunden, den ich seit meiner Jugend liebe und der wohl kaum unter faschistische Literatur fallen dürfte. Selbst Literatur, die im III. Reich verboten war, wird mitvernichtet!

Die eingetroffenen Sendungen werden bei ihrer Lagerung in der Fabrik bewacht, aber wir haben natürlich allerhand gute Bücher, die uns wie ein Segen erschienen, zur Seite und ins Lager gebracht. Auf Wochen und Monate hatten wir Lesestoff. Was ein Buch für einen Gefangenen bedeutet, kann nur der ermessen, der einmal nach langem, geistigem Hunger ein gutes Buch in den Händen hielt.

Und was macht unser „Antifa"-Leiter? Da er viel zu dumm ist, tendenziöse Literatur von wissenschaftlicher oder schöngeistiger zu unterscheiden, und weil er Angst hat, aus diesem Grunde ein nicht geduldetes Buch zu übersehen, sammelt er restlos alle Bücher ein, durchsucht Betten und Fußböden — und verbrennt alles ausnahmslos!

Im E.-Werk-Lager in Riga hing ein politisches Propagandaplakat, das die Verbrennung von im III. Reich unerwünschter Literatur geißeln sollte. Es zeigte einen großen Scheiterhaufen mit der Überschrift: „Wer Bücher verbrennt, verbrennt auch Menschen!"

Stimmt!

Unser Kulturinquisitor im Lager verkauft bisher nur welche! Menschen im Austausch gegen bessere Lebensbedingungen, gegen Schnaps und Zigaretten! Das zur Schlacke ausglühen, den viel quälenderen, weil langsameren Verbren-

nungsprozeß, erledigen die Zwangsarbeitslager, wohin die verurteilten Denunzierten transportiert werden.

Zurzeit beratschlage ich fast täglich mit einem Kameraden, der manchmal zwecks Lebensmittelbeschaffung kleine Abstecher in die nächste Umgebung macht, über eine Flucht im Frühjahr. Von der Fabrik aus zu fliehen, ist durchaus möglich. Zwar ist der ganze Fabrikkomplex von Posten umgeben, aber es gibt Möglichkeiten hindurchzuschlüpfen. Ich selbst war noch nicht von der Baustelle weggekommen, da ich von zwei Spitzeln ständig bewacht werde. Kaum entferne ich mich einmal probeweise vom Arbeitsplatz und setze mich irgendwo hin, dann spüren sie mir sofort nach und fragen dann ganz harmlos, wo ich denn gewesen wäre. Da ich die beiden „Kameraden" zu genau kenne, weiß ich durchaus, was ihr Nachspionieren für einen Sinn und Zweck hat. Der politische Inspektor scheint wenig Vertrauen zu mir zu haben, obwohl ich mir die größte Mühe gebe, nicht aufzufallen. Nichts wäre törichter, als den starken Mann markieren zu wollen. Solch falsch verstandenes „Heldentum" führt unter unseren Verhältnissen zum physischen Untergang.

Im Strafzug sitzt noch immer, jetzt im siebenten Monat, ein Stabsarzt, der ebenfalls geflohen war. Er ist mit einer Deutsch-Baltin verheiratet und schon allein deswegen Reaktionär. Er gehört zu jenen Menschentypen, die sich nicht einen Deut anders geben können, als sie wirklich sind. Er ist von einer grenzenlosen Offenheit der Meinungsäußerung, er übt Kritik, was selbstverständlich sehr unerwünscht ist, er behandelt die Typen der Lagerprominenz so wie sie es verdienen — nämlich als Dreck. Auf diese Art und Weise eckt er natürlich überall an und kommt nicht aus dem Strafzug heraus. Längst ist er Dystrophiker, muß aber nach wie vor zur Arbeit in den Torf, zu einer Arbeit, der er schon lange nicht mehr gewachsen ist. Bei jeder Lagerversammlung wird auf ihn gehetzt, und jeder nur denkbare Druck, in dem engen Kreis eines Lagerlebens doppelt schwer zu ertragen, auf ihn ausgeübt.

Während eines Gespräches ermahnte ich ihn einmal, er solle doch etwas vorsichtiger sein und nicht ganz so stur, damit erreiche er nichts, als seinen eigenen Ruin. Er saß

52 Tage im Bunker, mit zweihundert Gramm Brot täglich und jeden zweiten Tag eine Suppe! Er erklärte mir, er würde gerne anders sein, aber er könne nicht anders handeln. Er sehe durchaus die Unsinnigkeit seines Vorgehens ein, aber es sei ihm nun mal so gegeben.

Nicht einen Menschen habe ich in der Gefangenschaft getroffen wie ihn, der in seiner Haltung so kompromißlos blieb. Aber er konnte nicht daran denken, seine Gesundheit zu erhalten, nicht an eine Flucht, kaum daran jemals heimzukehren. Man belügt, betrügt und bestiehlt uns. Man kann nicht mit einem Schwert gegen Giftgas kämpfen — es erfordert eine Gasmaske.

Also bin ich vorsichtig, so gut ich kann. Wenn einmal mein Temperament mit mir durchgeht, und ich vor Wut sage, was ich denke, dann könnte ich mich hinterher selber ohrfeigen. Ich habe allen Grund, nicht aufzufallen, denn das Mißtrauen der politischen Abteilung begegnet mir auf Schritt und Tritt. Wenn ich vor dem Frühjahr ins Torflager zurückmuß, ist es aus mit Flucht- und Freiheitsplänen! Vom Torflager aus ist eine Flucht undenkbar.

TORFSAISON

Meine Tage in der Papierfabrik waren sehr bald gezählt. Jetzt bin ich wieder in dem verfluchten Torflager, das ich nur für fünf Wochen verlassen hatte.

Noch herrscht bitterer Winter, ich arbeite wieder bei einem Verladekommando, oder mache Eis auf den zugefrorenen Torfstichkarrieren, in denen das Grundwasser zwei bis drei Meter hoch steht. Das herausgesägte Eis befördern wir dann zu dem Schuppen, in dem unsere Lebensmittel aufbewahrt werden. Bei Eintritt der warmen Jahreszeit taut es dort allerdings in wenigen Tagen weg, weil die Einlagerung völlig unsachgemäß geschieht.

Eigentlich sind für die im Augenblick anfallenden Arbeiten zu viele Menschen im Lager. Wir sind Reserve für die kommende Torfsaison. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, wie diese geschwächten, abgemagerten Körper die Schwerstarbeit eines Torfstichs mit Maschinen leisten sollen. Aber wenn man einen europäischen Arzt zu normalen Zeiten gefragt hätte, ob ein Mensch unter den Bedingungen, denen wir seit zwei Jahren unterliegen, zu leben oder gar zu arbeiten vermöchte, so hätte er fraglos verneint. Diese Ansicht bestätigen unsere deutschen Ärzte im Lager immer wieder.

Vielleicht wird zur Saison auch das Essen etwas besser. Im Augenblick besteht es aus einer Grundnorm von vierhundert Gramm Brot, zu dem bei erfüllter Norm noch zweihundert Gramm dazu kommen, und zweimal am Tage stinkende Kapustasuppen, die aus grobgeschnittenem, saurem Weißkraut bestehen, dem minimale Mengen Grütze und minderwertiges tierisches Gekröse beigemengt sind. Das Gekröse stinkt unglaublich, obwohl es Winter ist und eine grimmige Kälte herrscht. Aber wie lange mag das Zeug schon in ungereinigten Fässern auf irgendeinem Schlachthof herumgestanden haben, ehe es zu unserem Verbrauch bestimmt wurde? Jede Gesundheitsbehörde würde solchen Fraß für den mensch-

lichen Genuß für unbrauchbar erklären — aber die Gefangenen sind froh, wenn sie überhaupt etwas bekommen, egal *was* es ist. Das Thema von drei Viertel aller Gespräche bildet das Essen, wie es ist und wie es zu Hause war. Quälende Gespräche vom guten Essen — die typische Hungererscheinung des Gefangenen!

Trotz unserer körperlichen Schwäche haben wir begonnen, eine Theatergruppe ins Leben zu rufen. Es fanden sich weit mehr Teilnehmer, als es auf Grund unserer Verhältnisse zu erwarten war. Ein neues Zeugnis für den bei vielen doch noch immer dominierenden menschlichen Geist über die Not des zermürbenden Alltags! Ich schrieb zu diesem Zweck selbst ein Theaterstück, das einen jungen Kriegsfreiwilligen zum Inhalt hat, der nach dem Zusammenbruch keinen Weg einer Lösung findet, die ihn aus den Trümmern seiner Ideale herausführt. Vielleicht gab ich ihm viel meiner eigenen Empfindungen mit, vor allem die nicht erfolgte Lösung spiegelt letzten Endes meine eigene Verzweiflung in mancher dieser Fragen.

Zwar bin ich mir in meiner Betrachtung der Vergangenheit über vieles klarer geworden, aber eine Lösung der Zukunft liegt noch hinter so unendlich zahlreich erscheinenden Fragen verborgen.

Mein Urteil über den Kommunismus gewinnt ebenfalls immer konkretere Formen.

Der Kommunismus erscheint zunächst als konstruktive Idee. Betrachtet man aber seine Auswirkungen, so erkennt man, daß seine Idee einfach utopisch und überhaupt nicht zu verwirklichen ist. Der Weg zum Sozialismus führt nach Marx über die Diktatur des Proletariats, die aber nur eine vorübergehende bleiben soll. Diese Diktatur wurde in Rußland im Jahre 1917 blutig erkämpft — und wird heute noch mit einem System der Bespitzelung und des Stacheldrahts aufrechterhalten, weil die Menschen eine einmal erreichte Macht nicht mehr aus den Händen geben! In Rußland ist heute angeblich der Sozialismus verwirklicht. Aber erstens ist er das gar nicht, und zweitens ist die Diktatur vollkommen aufrechterhalten worden und wird immer noch verstärkt!

Die heutigen Führer der Sowjetunion sind weltanschaulich schon längst keine Proleten mehr, sondern haben sich zu einer wohlhabenden, kleinen Oberschicht gewandelt, die ausgezeichnet zu leben versteht und in einem sozialen Gegensatz zur Arbeiterschaft steht, wie man es auch in den am kapitalistischsten verschrienen Ländern kaum finden kann. Denn dort hat der arbeitende Mensch auf alle Fälle sein Existenzminimum, darüber verfügt er hier aber in keiner Weise, nicht einmal für die bescheidenen Ansprüche des russischen Menschen!

Wo Lenin noch Revolutionär war und vielleicht sogar Idealist, da sind die heutigen Regenten längst jene Ausbeuter geworden, die sie als kapitalistisch und reaktionär geißeln. Das russische Volk in seiner Masse lebt erbärmlich schlecht und ist sich dieser Tatsache sehr wohl bewußt! Der Grund seiner Erkenntnis liegt nicht zuletzt in der Tatsache, daß im Verlaufe der Kriegs- und Nachkriegszeit viele Russen die kapitalistischen Staaten mit eigenen Augen gesehen haben und zu vergleichen lernten. Dieser Vergleich fiel bei allen sehr zu Ungunsten des eigenen Systems aus!

Der Kommunismus muß utopisch bleiben, weil die Menschen, die zu seiner Verwirklichung zur Verfügung stehen, eben Menschen mit ihrem ausgeprägten Selbsterhaltungstrieb sind und bleiben. Das Haupthindernis, das sich seiner Verwirklichung entgegenstellt, und zwar als unüberwindliches, ist der Egoismus des Menschen. Solange noch die ganze Menschheit, mit den allerseltensten Ausnahmen, von ihm beherrscht wird, solange wird es auch keine Verwirklichung einer kommunistischen Idee geben, auch wenn diese von einer anderen Menschengruppe ausginge, als dies heute der Fall ist.

Gebt einem bisher ehrlich überzeugten Kommunisten, der bisher Arbeiter war, den Posten eines Fabrikdirektoren. In relativ kurzer Zeit wird er seine Möglichkeiten erkennen, die ihm zur eigenen Bereicherung in seiner Stellung geboten werden, und nach ein paar Jahren wird er kein Kommunist mehr sein, sondern einer, der die Möglichkeit nützt, aufgrund seiner Stellung gut und bald verschwenderisch zu

leben. Vielleicht läßt er der Form halber seinen ehemaligen Kollegen auch etwas zukommen, aber er selbst will ein Haus, er will einen Wagen, dann teure Reisen. In ähnlicher Form wird er seinen gesteigerten Lebensstandard immer weiter erhöhen wollen. Er wird erkennen, daß er seine Stellung leicht behaupten kann, wenn er die Propaganda, die ihn nach oben schwemmte, weiter betreibt und wird bald zum „kommunistischen" Ausbeuter, nichts anders als der, den er geißelte und noch immer geißelt.

Deshalb halte ich es für eine Notwendigkeit, ja, für eine menschliche Pflicht, die hier herrschenden Verhältnisse allen erreichbaren Menschen aufzuzeigen, eben weil ich sehr wohl heute und hier die Gefahren erkenne, welche die kommunistische Idee in sich trägt. Wäre mir die „Verwirklichung" des Kommunismus nie in der Praxis begegnet, anhand derer ich so bildhaft seine Utopie demonstriert bekomme, so wäre es sehr gut möglich gewesen, daß ich — zumindest für eine gewisse Zeit gerade nach unserem Zusammenbruch — zu jenem Lager der „Edelkommunisten" zählen würde, die etwas Gutes wollen, aber unbewußt das Böse tun: nämlich der Bolschewisierung jener Länder Vorschub zu leisten, die noch unberührt, weil noch unerreichbar sind für die pseudosozialistischen Imperialisten des Kremls.

Die Menschen hier im Iager gehen mit ihren Gedanken zum größeren Teil bedauerlicher- aber begreiflicherweise kaum über die Gegebenheiten ihres Gefangenendaseins hinaus. Das bildet eine große Gefahr. Sie neigen dazu, das Gewesene, den Nationalsozialismus also, im Glorienschein guten Lebens zu sehen, ihn zu überwerten, und den Kommunismus mit seinen direkten Auswirkungen auf ihre eigene Person, ohne ihn und seine Auswirkungen auf die Welt wirklich zu kennen und zu verstehen, als absurd und undiskutabel abzutun.

Eines glaube ich heute schon sagen zu können: Die sonst propagandistisch nicht ungeschickten Russen haben mit der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen und der deutschen Zivilbevölkerung, den ersten entscheidend verhängnisvollen Schritt getan, sich und ihre Ideen in Europa so zu

diskreditieren, daß ihnen die Masse freiwillig nie mehr verfallen wird. — — —

Die Torfsaison hat begonnen. Seit Tagen habe ich nichts mehr eingetragen, da ich vollkommen erschöpft und ausgepumpt bin.

Unsere Brigade arbeitet an der siebenten Maschine. Der Anmarschweg beträgt vier Kilometer. Bis wir an der Maschine angelangt sind, haben wir unser bißchen Energie fast verbraucht. Dann beginnt die Arbeit. Ich arbeite als Abträger, das heißt, ich nehme die auf 150 Meter langen Drahtseilen von der Maschine ablaufenden fast zentnerschweren Torfbretter hoch und lege sie zum Trocknen auf dem Feld ab. Die Arbeitsleistung einer durchschnittlichen Abträgers ist kurz folgende:

Er trägt tausend Bretter ab, das heißt, er hebt tausendmal mit seinem rechten Arm, unter Unterstützung des ganzen Körpers, achtzig bis hundert Pfund Torf aus den Förderseilen. Der Torf liegt dabei als meterlange, dicke, viereckige Wurst auf einem Unterlagsbrett aus Holz.

Dann trägt er das Brett einen bis fünfzehn Meter weit weg, je nachdem in welcher Entfernung er den Torf vom Unterlagsbrett auf den Moorboden ablegt. Er geht also durchschnittlich mit jedem vollen Brett sieben, infolgedessen insgesamt sieben Kilometer mit achthundert bis tausend Zentnern Torf.

Den gleichen Weg muß er wieder mit dem leeren Brett zurückgehen, um das leere Brett auf die unten zurücklaufenden Förderseile wieder aufzulegen. Das sind weitere sieben Kilometer, nun allerdings in eiligem Schrittempo oder im Laufschritt.

Dazu kommen noch bei unserer Maschine vier Kilometer An- und vier Kilometeer Abmarschweg.

Also insgesamt 22 Kilometer Weg bei einer Torfbewegung von achthundert bis tausend Zentnern in einer achtstündigen Schicht, plus zwei Stunden Weg.

Da wir an dieser Maschine die Norm niemals erreichen können, bedingt alleine schon durch den weiten Anmarschweg, erhalten wir nur vierhundert Gramm Brot, zwei Suppen,

einen Löffel Zucker und Offiziere fünfzehn Gramm Fett! Mit solchen Verpflegungsdosen sollen wir diese Arbeit leisten! Die Menschen sacken zusehends zusammen.

Der Mann in der Grube, der den nassen,schweren Torf in den Elevator schaufelt, hat dieselben schweren Belastungen zu ertragen. Er muß außer dem pausenlosen Schippen noch die Wurzeln einstiger Baumriesen herausgraben, die im Moor teilweise in drei Schichten übereinanderliegen. Die viele Tonnen schwere Maschine muß „gerückt" werden, sie zieht sich dabei an einem schweren Anker auf Eisenbahnschienen selbst vor; aber die Anker, die Schienen, die Schwellen und der ganze umfangreiche Zubehör müssen immer wieder vorgeschleppt werden, wenn das Torflager in 4—6 m Breite bis auf den Grund ausgestochen ist.

Manchmal begreife ich es einfach nicht, daß ein Mensch in unserer Verfassung zu solcher Leistung fähig ist. Daß gearbeitet wird, sogar mit letztem Einsatz gearbeitet wird, hat die „Norm" erreicht. Wer 81 Prozent schafft, erhält 100 Gramm Zusatzbrot, wer 101 Prozent erreicht, 200 Gramm und wer 121 Prozent schafft erhält 300 Gramm Brot! Wegen 1—3 Schnitten Brot holen wir das Letzte aus uns heraus, auch wenn uns der Verstand sagt, daß es Wahnsinn ist, weil die so zu erreichende größere Kalorienmenge niemals den Verbrauch decken kann. Aber ein Stück Brot am Abend mehr bedeutet viel, sehr viel.

Ein weiterer Grund, warum wir arbeiten, ist durch die Möglichkeit des Geldverdienens gegeben. An unserer Maschine ist das allerdings unmöglich, da zum Geldverdienen Durchschnittsprozente von über 120 erreicht werden müssen. Bei uns geht es immer nur um 100 Gramm Brot; denn mehr als 81 Prozent im Höchstfalle erreichen wir nie. Tag für Tag roboten wir um ganze 100 Gramm Brot!

An einigen wenigen Maschinen kann man bis zu 150 Rubel verdienen. Dafür besteht dann die Möglichkeit, sich Brot zu kaufen. Der Schwarzmarktpreis liegt zwischen 40 bis 60 Rubel pro Laib.

Wenn wir zur Arbeit marschieren, frieren wir erbärmlich. Es ist noch kaum Tag. Die oberen 50—60 cm Torf bilden

noch einen einzigen Eisblock, den wir zuerst mit Beilen, Meißeln und 10 kg schweren Hämmern abräumen müssen. Jetzt ist die Eisdecke schon weniger stark, bei Saisonbeginn betrug sie bis zu 1 Meter.

Wenn die Sonne hochkommt, läuft der blanke Schweiß an uns herunter, und nur mühsam schleppen wir uns in der mittäglichen Wärme die vier Kilometer Weg zurück, wovon zwei auf Kleinbahnschwellen zurückgelegt werden müssen.

Zusammen mit der physischen Erschöpfung ergreift tiefe Hoffnungslosigkeit von uns Besitz. Kaum im Lager angekommen, kriechen wir auf unsere Pritschen und versinken in einen erschöpften Schlaf. Nur zum Essenempfang verlassen wir bis zum neuen Schichtbeginn unser elendes Lager.

Vor ein paar Tagen hatten wir einen der häufigen Unglücksfälle an unserer Maschine. Ein Kamerad glitt aus, hatte nicht mehr die Kraft, sich zurückzureißen und geriet mit der rechten Hand in den Elevator, in dem an einer Stahlkette eiserne Schaufeln den hineingeschipten Torf in die Maschine hochschieben. Ehe die Maschine zum Stillstand gebracht werden konnte (die Ausschaltevorrichtung funktionierte nicht, und es mußte erst der Stromkreislauf unterbrochen werden), war sein ganzer Arm von den Schaufeln in den Elevator hineingerissen worden. Als gerade sein Kopf vor der nächsten Schaufel stand, kam die Maschine endlich zum Stehen.

Wir meißelten die Kette auseinander, damit wir den armen, nur leise wimmernden Kameraden herausziehen konnten.

An der Hand fehlten drei Finger. Bis zum Ellenbogen schauten die weißen Knochen heraus. Der ganze Arm war aus dem Schultergelenk gerissen und dreimal gebrochen. Da wir keinerlei Verbandszeug besitzen, zerriß einer sein Hemd (er trug das sauberste) und wir verbanden ihn so gut es ging. Er sagte nichts und klagte nicht. Bei seiner völligen Unterernährung dürfte er diesen Unfall kaum überstehen. Er rauchte nur — zu reden hatte er nichts.

Der Posten, welcher bei der Maschine stand, hatte bewegungslos alles mit angesehen. Wir verdolmetschten ihm nun, daß der Verletzte sofort ins Lager zum Arzt gebracht werden müsse. Die Antwort werde ich mein Leben lang nie vergessen: „Legt ihn hin, er kann warten bis zum Abend!"

Dann wurden wir allerdings aufsässig. Wir forderten so lange, daß der Mann sofort ins Lager gebracht werden müsse, bis er endlich doch nachgab und den zweiten Posten rief, der auf die Abträger aufpaßte.

Ich weiß nicht, ob mein körperlicher Zustand daran schuld ist, aber was mir im Kriege nicht passierte, weder bei eigener noch fremder Verwundung, geschah mir jetzt. Hätte ich mich nicht hingesetzt, als wir den Ärmsten befreit und ins Gras niedergelegt hatten, ich wäre kollabiert.

Da nun keine Fahrtmöglichkeit bestand, mußte der Verwundete, den zu tragen wir nicht in der Lage waren, auf einem Mann gestützt, zwei Kilometer zu Fuß gehen! Wie er das schaffte, ist mir unbegreiflich! Als wir so endlich die Straße erreichten, fanden wir zum Glück in einem Acker einen Schubkarren, auf den wir ihn dann die restlichen zwei Kilometer karrten.

Das Unglaublichste aber bildete die Freude, jawohl, die sichtbare und in Worten ausgedrückte Freude des Verstümmelten, als wir endlich im Lager ankamen — dem Torf entronnen zu sein und dieses verfluchte Lager verlassen zu können! Er wußte gut, daß sein Arm nicht zu retten war, daß er als Metzger seinen Beruf nie mehr ausüben konnte — und trotzdem diese Freude! —

Heute kam die Nachricht, daß er in Riga seinen Verletzungen erlegen ist.

Vielleicht bekommt er in Riga ein Grab. Hier bei uns wäre er neben dem Lager wie ein verrecktes Schwein im Moor verscharrt worden, wie die andern, die vor ihm im Torflager Sloka einen frühen, sinnlosen, einzig von dem System verschuldeten Tod starben, die einfach verhungerten, weil das reiche Agrarland Rußland ihnen nicht das Stückchen Brot gab, das ihr Leben hätte retten können!

Wie *viele* mögen es in all den Lagern sein, die so umkamen, die in keiner Kartei regstriert, von keinem Freund gekannt, einfach auslöschten, und von deren Tod keine Mutter und keine Frau jemals benachrichtigt wurde? Und warum mußten sie sterben, verhungern, krepieren?

Weil man Rache nahm an einem Gegner der früheren gemeinsamen Schlachtfelder, oder weil man bewußt die Zahl der deutschen Männer verringern will, oder weil man daran gewöhnt wurde, in dreißig Jahren bolschewistischer Herrschaft, daß ein Menschenleben ein Dreck wert ist? —

Ich habe ein paar Tage nichts aufgeschrieben, und wieder haben wir einen Toten im Lager.

Es war einer geflohen, als er zum russischen Stab befohlen war, um die Unterkünfte zu säubern. Noch am gleichen Tag wurde er wieder eingefangen.

Von denselben Posten eingefangen zu werden, denen man davonlief, ist das Furchtbarste, was einem in russischer Kriegsgefangenschaft geschehen kann.

Sie brachten ihn, acht Mann und ein Suchhund, von hinten übers Moor an das Lager heran. Vor dem Zaun, vor unseren Augen schlugen die acht Posten auf ihm herum, bearbeiteten ihn mit Gewehrkolben und Fußtritten, bis er fast so weit war, wie ich damals in Memel.

Aber das war nur eine unbedeutende Ouvertüre. Er wurde dann unter weiteren Fußtritten zwischen die Baracken der russischen Wachmannschaften getrieben, die ebenfalls dicht vor unseren Augen liegen. Dort spielte sich dann folgendes ab:

Als sie ihn zu Boden geschlagen hatten, prügelten und traten sie ihr Opfer zunächst einmal bewußtlos. Dann sprangen über ein Dutzend blutjunger Posten auf dem ohnmächtigen, wehrlosen Menschenkörper herum. Mit Anlauf hüpften sie ihm mit geschlossenen Beinen in den Leib, auf die Geschlechtsteile, auf den Kopf. Als er nur noch ein unkenntlicher Blut- und Dreckklumpen war, schienen ihre Gelüste soweit befriedigt, daß sie ihn dem Lager übergaben.

Es hatte geregnet, auf der Straße lag knöcheltiefer Schlamm.

An Armen und Beinen, johlend und zotend, zogen ihn ein paar Konvois die hundert Meter lange Wegstrecke durch tiefen Dreck ins Lager. Mitten auf dem Antreteplatz ließen sie ihn liegen wie ein Stück Aas.

Er lag eine Stunde, zwei Stunden. Keiner durfte ihn anrühren. Der zusammengeschlagene, ausgetretene, verklumpte, auslöschende Mensch, der es gewagt hatte, sein Recht auf Freiheit zu verwirklichen, verendete langsam — unter einem eine ganze Baracke überspannenden Riesentransparent, das besagte:

„Es lebe die große Sowjetunion — das Bollwerk des Friedens und der Menschlichkeit!"

Nach zwei Stunden ließ man uns zum Appell heraustreten. Der Instruktor für Propaganda hielt vor dem gesamten Lager eine Ansprache:

Dieser verdammte Faschist wäre geflohen. Er hätte die verdiente Strafe erhalten und so ginge es allen, die fliehen würden. Wer flieht, der dokumentiere seine reaktionäre, faschistische Haltung.

Nachdem auch der deutsche „Antifa"-Leiter den Flüchtling verdammt und verurteilt hatte und alle aufforderte, ihn sich doch ja genau aus nächster Nähe anzusehen, durften sich die deutschen Ärzte seiner annehmen. Er hatte nur noch schwachen Puls.

Am nächsten Tage wurde der Sterbende mit einem Lastwagen nach Riga abtransporiert. Man wollte ihn dort sterben lassen, da es das Bestreben der einzelnen Lager ist, möglichst keinen Todesfall im eigenen Bereich zu haben.

Der politische Inspektor stand dabei, als man ihn auf die Maschine hob. Ich selbst befand mich in unmittelbarer Nähe. „Schmeißt es rauf, das Schwein!"

**
*

Seit meiner letzten Notiz sind fast drei Monate vergangen. Die Torfsaison geht ihrem Ende entgegen. Unsere Lagerbelegschaft wurde in ihrer Gesamtstärke zweimal verbraucht. Neue Menschen aus andern Lagern mit besseren Kommandos

kamen einigermaßen gesund und bei Kräften ins Lager, um erst ausgeplündert zu werden, das letzte gute Hemd, das letzte Paar Socken, das letzte warme Bekleidungsstück abgenommen zu bekommen, um dann nach sechs bis acht Wochen als ausgebrannte Schlacke, als Kranke oder Dystrophiker das Lager zu verlassen. Ich stand vor einigen Tagen auf der Waage. Ich wiege noch 112 Pfund. Seit sechs Wochen gibt es keine Freischichten mehr, da nicht mehr genügend Leute arbeitsfähig sind, um die Torfmaschinen zu bedienen. Seit sechs Wochen arbeiten die, welche es noch können, oder besser ausgedrückt, die von der russichen Ärztin noch als arbeitsfähig eingestuft werden, Tag für Tag ihren Fron im Torf, an der unersättlichen, pausenlos ratternden Maschine. In dem eintönigen Braun und Grün der Moore erstarrt der letzte Funke menschhaften Lebens in uns und um uns.

Seit Mitte der Saison bin ich Brigadier. In einer Brigade, die an einer guten Maschine, d. h. an einer solchen, an der unter Umständen Geld verdient werden konnte, es bis dahin aber nicht tat, weil ein geeigneter Brigadier fehlte. Die Kameraden, die mich kannten, baten mich, die Brigade zu übernehmen. Nach einigem Zögern habe ich zugesagt und mich nicht geschont. Unsere Erfolge, die wir dann erzielten, die das ersehnte und blutnotwendige Geld einbrachten, schafften wir erstens durch straffe Durchorganisation des Arbeitsvorganges und zweitens durch Betrug in jeglicher Form. Es war nicht ein Tag, sondern viele, an denen es mir gelang, unseren russischen Techniker um 50 Prozent der tatsächlichen Leistung übers Ohr zu hauen. Und wo das Betrügen nichts mehr half, legten wir zusammen und bestachen ihn mit Zigaretten.

Ich weiß, daß meine Handlungsweise nach althergebrachten Begriffen zutiefst unmoralisch ist — aber der Gefangene hat nur eine Moral: Sich selbst zu erhalten, ohne die Kameraden zu schädigen!

So habe ich gehandelt, und zwar mit Erfolg. Wir verkleinerten das Mundstück an dem Torfwolf, sodaß die Torfwurst dünner wurde, dadurch leichter, und die Masse des

gestochenen Torfes mehr Bretter ergab. Wir verwischten die Markierungen auf dem von der vorhergehenden Schicht produzierten Torf und rechneten die schon abgenommene Tagesleistung zu unserer Produktion dazu. Mit dem manchmal ungeschickten Russen zählte ich viele Torfreihen zweimal — kurz, wir machten alles, um dem System gerecht zu werden — nämlich nicht allein auf Grund von Leistung, sondern notwendigerweise auf Grund von Betrug Erfolge zu erzielen.

Die körperlichen Belastungen waren dabei natürlich trotzdem noch ein Vielfaches des Ertragbaren. Aber es gelang mir, mit nur zwei Dystrophikern in der Brigade, über die Saison hinwegzukommen. Das ist der größtmöglichste Erfolg. Es gibt Brigaden, die alle drei bis vier Wochen ihr „Menschenmaterial" auswechseln mußten.

Wenn am Ende der Saison die produzierte Torfmenge auf Grund der Arbeitszettel der einzelnen Tage errechnet wird, dann wird eine Summe herauskommen, die um 30—40 Prozent die tatsächliche Torfmenge überschreitet! Eine ungeheure Menge auf dem Papier erscheinenden, in Wirklichkeit aber niemals vorhandenen Torfes. Der Betrieb bekommt die rote Fahne für hervorragende Leistung, und wenn dann zwei Drittel des Solls abtransportiert sind, dann stellt man fest, daß das letzte Drittel fehlt, einfach nicht da ist, weil es nie da war. Der Fehlbestand wird dann wieder auf Schwund durch Witterungseinflüsse und ähnliche Lügen abgewälzt. Der Betrieb aber, der mit diesem Torf betrieben werden sollte, steht still, bis er woanders her Ersatz bekommt — ein Rädchen greift ins andere.

Wie auf allen Produktionsgebieten, so auch im Torf, dieselben Mißwirtschaftsverhältnisse! Die Norm wird verlangt, sie wird — papiermäßig — überboten und im Endeffekt nicht einmal erreicht. Wie soll bei solchen Verhältnissen eine Volkswirtschaft lebensfähig bleiben oder gar sich von den Kriegsfolgen erholen?!

Im Lager bin ich sowas wie ein bekannter Mann geworden. Meine Brigade setzt sich zum größten Teil aus sehr

jungen Gefangenen zusammen, die auch in manchen menschlichen Fragen zu mir kommen. Aber ich habe auch durch mein Brigadiersein Einblicke in die korrupten Verhältnisse der russischen und deutschen Verwaltung bekommen. So erfuhr ich einige Novitäten von dem „Antifa"-Leiter, der selbst aus Unterschlagungen von einbehaltenem Geld für angeblichen Einkauf von Musikinstrumenten oder Sportgeräten, die wir auf Befehl der russischen Lagerleitung von unserem Verdienst kaufen müssen, seine Schnapsmengen bestreitet, die er als notorischer Alkoholiker täglich konsumiert. Wir alle wissen, daß er in der Lagerkantine Lebensmittel über dem Einkaufspreis verkaufen läßt und den Überschuß einstreicht. Wir wissen auch, daß er Prämierungen in Form von Geld und Zigaretten für die besten Brigaden, die von dem Betrieb ausgeworfen werden, zum größten Teil in die eigene Tasche wandern läßt.

Wir wissen es — und sind völlig machtlos. — Er ist bei den Russen natürlich ausgezeichnet angeschrieben, weil er klug genug ist, für diese mitzuschieben. Als er einmal unter Alkohol stand, erzählte er, daß der politische Major, Chef der gesamten politischen Abteilung unserer Lagerabteilung, sich von dem gesammelten Geld der Kriegsgefangenen einen Radio für seine Wohnung kaufte! (Dieser Major verschwand vor kurzer Zeit, weil er im besoffenen Zustand bei einer Tanzerei einen jungen Letten über den Haufen schoß!). Er erzählte ferner, daß unser Lagerkommandant, ein Oberstleutnant der M.W.D., sich laufend Geld aus diesen Kriegsgefangenengeldern aushändigen ließ. Ebenso entwendet der neue Instruktor für Propaganda laufend Geld aus derselben Kasse und veranlaßt immer neue Sammlungen zu diesem Zweck. Für den politischen Inspektor der operativen Abteilung mußten die ausgeplünderten Bekleidungsstücke der Kriegsgefangenen nach Sloka in seine Privatwohnung gebracht werden, von wo er sie dann auf den schwarzen Markt brachte. Noch viele derartiger Scheußlichkeiten typischer Leichenfledderei quatschte er in seinem alkoholisierten Zustand aus.

Ich gebe zu, daß ich ihn bewußt aushorche, um diese Tatsachen einmal festhalten zu können, um sie als Argumente gegen die Auswirkungen des sowjetischen Systems auf seine Menschen gebrauchen zu können. Ich habe dabei keinerlei Gewissensbisse, denn ich halte dies nicht nur für erlaubt, sondern für eine ausgesprochene Notwendigkeit, um den Menschen, die das Glück hatten, nicht selbst solche Korruption am eigenen Leibe verspüren zu müssen, die Augen zu öffnen über das wahre Gesicht des Bolschewismus und seine Folgen auf die Menschen in seinem Machtbereich. —

Es ist heute der 28. September 1947. Die Torfsaison ist zu Ende. Wir sind alle auf dem Nullpunkt. Ich bin manchmal so müde, daß ich glaube eine Woche schlafen zu können. Leer bin ich — körperlich und geistig. Einfach Schlacke.

Man hat mir und meiner gesamten Brigade versprochen, über den Winter ein gutes Außenkommando in Rigastrand zu bekommen. Von Heimfahrt wird auf jeder Versammlung gequatscht. Aber ich glaube nicht daran, schon gar nicht für 1947. Das Jahr 1948 soll laut Molotow und Sokolowsky das Jahr unserer Heimkehr werden. Ob sie Wort halten?

Je länger ich hier bin und je besser ich dieses System der Lüge und des Stacheldrahts durchschaue, umso mißtrauischer werde ich.

Zur Zeit interessiert mich in erster Linie eines: Bekommen wir ein Kommando im lettischen Land, wo wir uns satt und kräftig füttern können, und von wo aus man Verbindung zu einer Flucht mit Gewinnaussichten herstellen kann? Sonst ist mir im Augenblick alles gleichgültig.

Die Torfsaison ist fertig und wir sind es auch.

DIE KONFERENZ

Ein Erlebnis der letzten Woche will ich noch festhalten, weil es mir weitere tiefe Einblicknahme in das auf uns Kriegsgefangene angewandte Sowjetsystem erlaubte.

Seit Anfang dieses Jahres beginnen die politischen Abteilungen in den Lagern mit Hilfe ihrer Sprachrohre, den örtlichen „Antifa"-Leitungen, die Jugendpropaganda erheblich zu forcieren. Das geschah aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß man leichter eine zum Idealismus neigende Altersgruppe gewinnt, als lebenserfahrene Menschen, die man nicht mehr so leicht über die tatsächlichen Gegebenheiten hinwegtäuschen kann. Zur Jugend rechnen alle Jahrgänge ab 1921, so daß ich auch noch gerade darunterfalle. Im Zuge dieser Maßnahmen wurden Jugendbrigaden gebildet, die Jugendlichen zu Zirkeln zwecks politischer Schulung zusammengefaßt, ein Tag im Jahr zum „Tag der Jugend" erklärt, Jugendwandzeitungen eingerichtet und ähnliche Vorkehrungen zur Jugendaktivierung getroffen. Tatsache war auch, daß die Jugendlichen bisher die leistungsfähigsten Arbeiter stellten, aber dieses in erster Linie auf Grund ihrer unverbrauchten körperlichen Konstitution.

Durch meine kulturelle Betätigung und durch meine Tätigkeit als Brigadier war ich in der Jugendgruppe des Torflagers wohl derjenige, der am meisten Vertrauen bei allen genoß. Das zeigte sich in folgendem besonders deutlich.

Zu einer Jugendkonferenz, die im Sommer in Riga stattfand, sollten die Jugendgruppen der Lager ihre Delegierten wählen. Man gab sich immer einen demokratischen Anstrich, dem natürlich im allgemeinen unter den Stacheldrahtverhältnissen die gewünschte Richtung aufgezwungen wurde.

Die Wahl fand statt, und wohl sehr zum Entsetzen der politischen Abteilung wurde ich von 120 Jugendlichen mit 110 Stimmen als erster Kandidat gewählt. Ich selbst schlug

dann noch zwei weitere Kameraden vor, die ebenfalls nicht vorgesehen waren, aber durchgingen, so daß drei völlig andere Kandidaten als die, welche von der „Antifa" vorgeschlagen waren, gewählt wurden. Eine Abänderung von seiten der politischen Führung hätte einen zu krassen Eingriff bedeutet, so daß man eben — nolens volens — die Tatsachen hinnahm.

Meine eigene Wahl war mir zunächst alles andere als sympathisch. In einer Hinsicht mußte mich mein Erscheinen bei der Konferenz exponieren, aber eine Nichtannahme hätte mich zum Faschisten gestempelt und mich nach der anderen Seite exponiert. Außerdem sagte ich mir, daß ich bestimmt allerhand Neues und Wesentliches als Beitrag zu der Beurteilung des Systems erfahren könne und daß mir die Konferenz vielleicht Gelegenheit biete, für unsere Lage in den Torflagern zu sprechen und etwas zu erreichen.

Bis auf das Erreichen wurden diese Erwartungen durchaus erfüllt.

Wir drei fuhren also eines schönen Tages, angezogen mit den besten Hosen, Röcken, Hemden und Schuhen, die bei der Lagerburgeoisie aufzutreiben waren, unter Bewachung von zwei Posten, nach Riga.

Unterwegs im Zug hatten wir bereits ein bezeichnendes Erlebnis. Ein Russe in Halbuniform, dem ein Bein fehlte, kam Ziehharmonika spielend, durch die Waggons und bettelte. In seinen Bitten um Unterstützung erklärte er, daß er im „großen vaterländischen Krieg" (so bezeichnen die Russen den zweiten Weltkrieg) ein Bein verloren habe, weswegen er nicht mehr arbeiten könne und um milde Gaben bitte.

Der bettelnde Kriegsinvalide fuhr in demselben Zug, in dem auch die russische und lettische Oberschicht wohlgenährt und elegant gekleidet zur Kur oder zum Baden nach Kemeri und Rigastrand fuhren. Es hatte nicht den Anschein, als ob durch sein Erscheinen das soziale Gewissen dieser Kreise sehr belastet oder beunruhigt würde; mit einem einzigen Rubel war es bei den meisten abgetan.

Die Konferenz sollte im Hafenlager stattfinden, dem Rigaer Musterlager von 1947, das deshalb Musterlager war, weil sich seiner Belegschaft im Hafen die besten Möglichkeiten zum Diebstahl aller Notwendigkeiten für einen Lagerausbau boten. Nur so konnte es mit Hilfe nach Feierabend zusätzlich geleisteter Arbeit sein Gesicht um 100 Prozent verändern.

Es ist überhaupt festzustellen, daß wenn die Lager mit der Zeit ihr äußeres Bild so vollkammen zum Besseren wandelten, das auf nichts anderes zurückzuführen ist als auf alle die Diebstähle an Holz, Farbe, Zement, Kacheln, Steine, Motoren, Öfen, Lampen, Kochkesseln, Brausen, Wasserhähnen, Leitungen, Rohren usw., usw., welche die Arbeitskommandos bei ihren Firmen fortlaufend durchführten. Diese Tatsache wurde von der russischen Lagerleitung offiziell geduldet. Wurde aber ein Mann beim Diebstahl von seiten der Firma erwischt, der vielleicht im direkten Auftrag des politischen Inspektors stahl, dann bekam er seine paar Jahre Zwangsarbeit aufgebrummt, und keine politische Abteilung regte einen Finger für ihn. Aber die Lager wandelten ihr Gesicht, und wir Gefangene verbesserten gern auf diese Weise unsere Lebensverhältnisse.

Zwar gibt es im Ausgabenbudget der Lager einen offiziellen Fonds zur Ausstattung und Instandhaltung der Lagereinrichtungen, aber solange ich Gefangener bin, habe ich noch keinen einzigen Lagerstab erlebt, der auch nur eine Kopeke für Farbe, Nägel oder dergleichen ausgeschüttet hätte.

Als wir drei nun das Lager betraten, konnten wir mit Überraschung feststellen, daß hier vorbildlich „gearbeitet" worden war. Ein wuchtiger Triumphbogen mit der Aufschrift „Wir grüßen die Delegierten der ersten republikanischen Jugendkonferenz der Kriegsgefangenenlager Lettlands" deckte unseren Einzug. Im Lager, das mustergültige Pflege verriet, hingen und standen überall Bilder, Parolen und Plakate, ein buntes Bild fast wie auf dem Jahrmarkt — nur daß die Plakate keine Riesendamen zeigten, sondern Marx, Engels, Lenin, Stalin, Pieck, Grotewohl und andere tote und lebende Führer des Kommunismus.

In diesem Lager war tatsächlich jeder nur denkbare Komfort vorhanden. Vom Springbrunnen mit Unterwasserbeleuchtung und Goldfischen bis zu einem Musikpavillon, der einem mittleren Kurbad durchaus zur Zierde gereicht hätte, vom Zeitungskiosk bis zum Bierausschank, von der Kaffeestube bis zum Kinosaal mit versenktem Orchester. Die Küche blitzte von Kacheln. Die „Gästeunterkunft", zu der wir geführt wurden, wies w e i ß e Wäsche auf, war geschmackvoll eingerichtet und sauber. Wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der deutsche Kommandant verfügte über ein Vorzimmer mit Sesseln und Sekretär, und den gleichen Luxus betrieb der „Antifa"-Leiter. Sämtliche Führungsorgane trugen tadellose Maßanzüge, die sie am Tage zwei- bis dreimal wechselten!

Wer nie in einem Gefangenenlager war, kann sich kaum vorstellen, daß ein derartiger Aufwand nur durch die Gefangenen selbst auf dem oben beschriebenen Wege betrieben werden konnte. Aber es ist tatsächlich so. Ohne eine Kopeke zu investieren, gelangten die russischen Verwaltungsstellen zu solchen Musterlagern, vorausgesetzt, daß sie in einer Gegend lagen, wo man die entsprechenden Notwendigkeiten dazu „organisieren" konnte.

Nachdem wir uns den Musterbetrieb gründlich angeschaut hatten, gingen wir in die Unterkünfte der Arbeitskommandos, der Leute also, die das alles errichtet hatten, und sprachen auch mit ihnen.

Welch ein Gegensatz! Zusammengedrängt, verwanzt und in dieselben Lumpen gehüllt wie wir im Torflager auch, litten sie denselben Hunger und schimpften verständlicherweise auf die verdammten Konferenzen, die in kurzen Abständen abgehalten wurden, für die sie den ganzen Zirkus aufbauen mußten und, was noch viel schlimmer war, ihre beste Verpflegung abgezweigt bekamen.

Im Gefangenenlager wie im Lande selbst: Eine kleine Oberschicht lebt in den besten Verhältnissen, und die Masse darbt und muß ihre „Führer" noch aushalten!

Die Konferenz-Dauer betrug drei Tage. Sie bot in jeder Hinsicht außerordentlich Lehrreiches. Der interessanteste Mann war der Leiter der politischen Arbeit für die Kriegsgefangenen ganz Lettlands. Einen derartig geschickten und auch geistvollen Propagandisten habe ich in der Sowjetunion bisher auch nicht annähernd erlebt. Seine rhetorisch geschickten Reden enthielten etwa folgende Grundgedanken:

Einräumen von Rechten für Jugendliche — vor allem für politisch tätige Jugendliche. (Damit Erweckung einer Hoffnung auf materielle Vorteile und ein Appell an den egoistischen Instinkt des Menschen.)

Im gleichen Atemzug aber für die Annehmlichkeiten ein idealistisches Mäntelchen wie es die russische Führerschaft auch auf sich selbst anwendet.

Dann vor allem aber die Aufforderung, die Rechte der Jugend geltend zu machen. Welchem jungen Menschen gefiele das nicht?

Ferner die Notwendigkeit der Stärkung der Sowjetmacht, der Wächterin des Friedens und der Wahrerin der Menschenrechte, in deren politischem Kampf die Jugendlichen eine so erhebliche Rolle gespielt hätten und noch spielen!

Die anderen Propagandisten waren Deutsche, in ihrer Wirkung schwach und unbedeutend.

Interessant war auch unser Essen während der Konferenz. Wir wurden von Ordonnanzen in weißer Kluft bedient, aßen an weißgedeckten Tischen ausgezeichnete dreigängige Menus, während ein paar Mann der Lagerkapelle Musik dazu machten. Augenscheinlich sollten wir demonstriert bekommen, wie gut es uns gehen kann, wenn wir erst einmal führende Aktivisten seien.

Noch vor Beginn der Konferenz ermahnte uns ein Lektor (die sechs bis acht Lektoren bildeten den Führungsstab für Propaganda in gesamt Lettland), alter Kommunist und jetzt der führende Funktionär der „Antifa"- von Lettland, wir sollten Rücksicht nehmen auf die Anwesenheit russischer Offiziere und politischer Beamten bei den Diskussionen und

nicht allzu deutlich in reale Darstellung unserer Lebensverhältnisse verfallen!

An diesen „Leitspruch" habe ich mich keineswegs gehalten und wurde entsprechend abgefertigt.

Als nämlich dazu aufgefordert wurde, über die Verhältnisse in den verschiedenen Lagern zu sprechen, meldete ich mich zu Wort und gab eine völlig reale Schilderung der Lebensverhältnisse in den Torflagern. Unter anderem berichtete ich, daß in meiner Brigade kein Mann wäre, der nicht während der Saison mindestens zehn Kilogramm abgenommen hätte, aber die meisten hätten weit mehr an Gewicht verloren. Ich erklärte, daß ein Leben im Torf, im ewig gleichen Braun und Grün der Moorlandschaft, für junge Menschen, deren Geist sich entwickeln solle und die keinerlei andere Anregungen oder Ablenkungen hätten, eine schlechte Basis für den Beginn eines bewußten Daseins wären. Man müsse gerade den jungen Gefangenen die Möglichkeit einer Berufsbildung geben, was bei einer entsprechenden Verteilung auf die geeigneten Betriebe durchaus möglich sei.

Die Kameraden aus den anderen Torflagern Lettlands klatschten Beifall, die Lektoren runzelten bereits die Stirn.

Als ich auf einige kulturelle Fragen einging, und auch da meine Ansichten auseinandersetzte, hatte ich den Angriffspunkt gegeben, mich anzugreifen und den Russen gegenüber — im Hinblick auf meine Berichterstattung über die Lage der Torflager — zu diffamieren.

Ich griff nämlich die dummen Maßnahmen einiger Hohlköpfe an, die glaubten, ihre antifaschistische Haltung dadurch zu dokumentieren, daß sie möglichst alle deutschen Kulturerzeugnisse als schlecht und unbrauchbar bezeichneten und durch irgendwelche fremden (ganz gleich welcher Art, nur fremd mußten sie sein) ersetzen ließen. Ich warnte davor, nicht mit der Beseitigung eines politischen Systems auch gleichzeitig die gesamte deutsche Kultur aller Jahrhunderte zu zerreden und durch gewollt fremde zu ersetzen. Man solle den Gefangenen kulturelle Darbietungen reichen, die

ihrem europäischen Geschmacksempfinden entsprächen, ohne sich dabei chauvinistisch auf nationale Kultur zu beschränken. Aber die Kulturauffassung von uns sei eben europäisch und von der eines Senegalesen zum Beispiel doch grundsätzlich verschieden.

Der Lektor, der uns eingangs die bewußte Ermahnung zukommen ließ, meldete sich zur Gegendiskussion. Zunächst bezichtigte er mich der Übertreibung hinsichtlich der Torflager nach dem Motte: „Es sei schon nicht so schlimm!" (Er selbst hatte natürlich während seiner ganzen Gefangenschaft noch niemals gearbeitet!)

Dann aber, um den russischen Stellen zu beweisen, was für ein reaktionärer und darum indiskutabler Kerl ich sei, bezeichnete er mich als den Typ des reaktionären „Herrenmenschen", der die Neger noch als Untermenschen bezeichnete und verdrehte auch sonst meine Ausführungen zu dem, was er eben als Gegenargument gegen mich persönlich brauchte.

Daraufhin meldete ich mich erneut zu Wort, nur mit dem Erfolg, daß er nunmehr endgültig ausfallend wurde, und ich mir den Zorn der deutschen „Antifa"-Leitung Lettlands zuzog.

Ich war indiskutabel, weil ich Offizier war und auch noch die Frechheit besaß, die Wahrheit zu sagen.

In diesem Augenblick hat es mir wirklich leid getan, die Wahl meiner Kameraden angenommen zu haben. Statt etwas erreicht zu haben, saß ich lediglich in einem Rummel drin, der mich beschämte.

In diesem Sinne verlief die ganze Konferenz. Über Albernheiten wurde heftig und anhaltend diskutiert — um die wirklichen Probleme aber ein großer Bogen gemacht, da diese auf alle Fälle schärfste Kritik an der sowjetischen Verwaltung bedeuten mußten. Wie im Staatsleben in Rußland, so auch auf der Konferenz und in den Gefangenenlagern: Man darf „Demokratie" spielen, aber um Gottes willen nicht zu ehrlichen Entscheidungen gelangen!

Uns sollte auf der Konferenz demonstriert werden, wie gut es uns gehen würde, wenn wir Funktionäre werden würden — wenn, und nur wenn wir allerdings auf eigenen Willen und eigene Anschauungen Verzicht leisteten.

Wir waren uns alle drei einig über diese Forderung und die Nichtbefolgung derselben. Als die drei Tage um waren, zogen wir wieder mit unseren beiden Posten zurück ins Torflager, um eine Erfahrung über die Verlogenheit des Systems reicher.

Ein weiteres Beispiel, wie die „Demokratie" geübt wird: Es sollte ein Leiter der Jugendlichen im Lager gewählt werden. Da die „Antifa" genau wußte, vor allem nach ihrer Erfahrung bei der Wahl zur Konferenz, daß zweifellos ich gewählt werden würde, erschien eines Tages der „Antifa"-Leiter bei mir und erklärte mir lang und breit, ich müsse doch einsehen, daß ich unmöglich diesen Posten annehmen könne, und ich solle doch vor der Wahl das Wort ergreifen und den Kameraden X. vorschlagen. Ich war mehr als froh, daß ich diesem Posten aus dem Wege gehen konnte und schlug dann auch mit Erfolg den Mann vor, den die politische Abteilung gefordert hatte. Er war für den Posten eines Jugendleiters der denkbar ungeeigneteste Mann, aber als ehemaliger Überläufer, Chef der Lagerpolizei und Vertrauensmann des politischen Offiziers eben doch der „brauchbarste". Da sich sowieso kein Jugendlicher von ihm beeinflussen ließ, blieb es sich völlig gleich, ob er den Posten besetzte oder nicht.

Noch absurder war das folgende Ereignis, das wiederum ein Schlaglicht auf unsere politischen Verhältnisse wirft. Im Sommer wurde die Stelle eines „Kulturniks", das heißt eines Kulturarbeitsleiters geschaffen. Auch jetzt kam der „Antifa"-Leiter zu mir und erklärte mir erneut, ich sei zwar der geeigneteste Mann dafür, aber auf Grund meiner militärischen Vergangenheit und aus politischen Gründen könne ich nicht eingesetzt werden. Es wurde dann der Lagerfriseur dazu ernannt, dessen dahingehende Begabung darin lag, bei Ansagen ein paar unanständige Witze zu erzählen, vor allem

aber war er politischer Aktivist. Ich zürnte ihm sicher nicht, daß ich nicht genommen wurde, ist es mir doch so möglich, wenn ich einmal eine kulturelle Veranstaltung in Angriff nehmen will, diese nach eigenem Geschmack zu gestalten.

Hinterher habe ich dann erfahren, daß der Kulturnik von seinem Gehalt von 150 Rubel im Monat, 100 Rubel an den Instruktor für Propaganda abgeben muß. Eine prächtige Zusammenarbeit für eine garantiert gelungene Kulturarbeit! Zu solchen Westentaschengeschäften fühle ich mich allerdings völlig ungeeignet — und zu schade!

Meine Ansicht, daß in den Führungsstellen der Sowjetunion, wie auch in den übertragenen Rollen der „Antifa"-Stäbe, kein Mensch mehr an die Verwirklichung kommunistischer oder überhaupt gemeinnütziger Ziele denkt, bestätigt sich immer mehr. Mein Mißtrauen gegen alle politischen Systeme nimmt immer krassere Formen an.

Wer garantiert mir denn, daß ein Politiker, der seinen Wählern Himmel und Erde verspricht, der auf jede nur denkbare Weise seinen guten Willen dokumentiert, wer garantiert mir denn, daß er nicht einfach eine gutbezahlte, pensionsberechtigte Staatstellung anstrebt?

Die Geschichte verneint diese Frage. Ein Gang durch die Literatur der Jahrhunderte folgert nur den Schluß, daß nichts — keine Kriege und keine Pestilenzen, keine Jahrzehnte des Friedens und der Ruhe, kein Menschenglück und kein Menschenleid, die Menschheit auch nur einen einzigen Schritt weitergebracht hätte — nicht auf ihrem Wege zur Schaffung eines freieren und edleren Menschen.

Wir haben nichts gewonnen, wir Menschen, außer der rasanten Entwicklung unserer Zivilisation, Wissenschaft und Technik.

DER KOLCHOS

Jetzt arbeite ich als Hilfsarbeiter beim „Sanatorium MWD" in Kemeri, dem berühmten lettischen Kurort an der Rigaer Bucht. Meine Brigade habe ich abgegeben, da man die Versprechungen, uns geschlossen auf ein Außenkommando zu schicken, nicht einhielt. Die Torfsaison ist zu Ende, wir haben unsere Arbeit geleistet, und nun ist es nicht mehr nötig, Versprechungen einzuhalten. Es soll das letztemal gewesen sein, daß ich irgendeine noch so kleine Aufgabe in der Gefangenschaft übernahm.

Jeden Morgen fahren wir auf offenen Lastautos die fünf Kilometer vom Lager nach Kemeri, und abends um 6 oder 7 Uhr wieder zurück. Wir frieren erbärmlich auf unseren ungeschützten Wagen, aber jeder ist froh, einmal dem Torf entronnen zu sein. Die Arbeit ist im Verhältnis zum Torf längst nicht so schwer, vor allem haben wir hier manche Möglichkeit, uns etwas Eßbares zu besorgen.

In den ersten Tagen meines Hierseins hatte ich die Aufgabe, Brennholz auf die einzelnen Zimmer des Sanatoriums zu verteilen. Zwar kommt es einem auch nach über zwei Jahren Gefangenschaft noch recht erbärmlich vor, Lakaienarbeit für seine Gefängnisdirektoren zu leisten, aber man kommt darüber hinweg. Ich muß zugeben, daß ich mir im umgekehrten Fall in deutschen Hotels während des Krieges auch zu wenig dabei dachte, wenn ich Kriegsgefangene sah, die ähnliche Arbeiten verrichteten, wie ich das nun tue. Der Krieg hatte uns alle in unserem menschlichen Mitempfinden und Mitleiden doch sehr abgestumpft.

Jetzt arbeite ich nicht mehr im Sanatorium selbst, sondern als Handlanger bei Bauarbeiten, die an Nebenhäusern des Sanatoriums vorgenommen werden.

Das Wichtigste für uns alle ist die Tatsache der beendeten Kartoffelernte. Am Tage stehlen wir uns ein- bis zweimal von der Arbeitsstelle weg und stoppeln auf den abgeernteten Feldern nach zurückgelassenen Kartoffeln. In einer halben Stunde hat man im allgemeinen einen halben Eimer voll zusammen, wenn man allerdings dabei den halben Acker umgewühlt hat.

Satt werden wir also endlich mal wieder. Es ist unglaublich, welche Mengen ein Mensch essen, in diesem Falle besser gesagt, vertilgen kann. Einige Kameraden essen pro Tag zehn Kilo Kartoffeln zu ihrer empfangenen Verpflegung! Die Gier der Ausgehungerten ist kaum zu befriedigen. Solche Mengen vertilge ich bewußt nicht, um mir keine Schädigung des Magens zuzuziehen. Aber drei Kilo pro Tag esse ich auch.

So allmählich lebt man sich auch sonst in die veränderten Lebensverhältnisse ein. Man lernt die Möglichkeiten zur Verbesserung des eigenen Lebensstandarts, wie sie sich einem hier bieten, bald auszunützen. Die Gefangenen stehlen bei der Firma vom Nagel bis zur Schrotsäge alles, was verkäuflich erscheint, um es bei den Letten gegen Brot und andere Lebensmittel, oder auch gegen Geld einzutauschen. Da es unser russischer Techniker genauso macht, nur etwas großzügiger, findet von uns keiner etwas dabei, es ihm nachzumachen, zumal wir es einfach zum Leben brauchen. Ich esse jetzt weit besser und natürlich auch mehr als bisher, und zusehends kehren meine Körperkräfte und alter Lebensmut zurück. Katzen und Hunde, die in unseren Bereich kommen, haben ein kurzes Leben. Allerdings gehöre ich nicht zu diesem Kreis, da ich ganz einfach Angst habe, an Trichinose zu erkranken, wie ich es im Kriege einmal an einer ganzen Kompanie erlebt habe. Ein Kamerad meiner Stube schlachtet jede Woche mindestens einmal. Er gedeiht zusehends. Warnungen, das Fleisch mindestens zwei Stunden zu kochen, haben keinen Erfolg.

Die Letten, denen es selbst nicht besonders gut geht, unterstützen uns, wo sie nur können. Sie schenken uns Brot, Gurken, Möhren, Zwiebeln und sonstige Produkte aus ihren

Gärten. Fett ist bei ihnen äußerst knapp, Fleisch eine Rarität, die nur sehr teuer auf den Markt kommt. Das einstmals landwirtschaftliche Überschußgebiet ist Notstandsgebiet geworden. Aber im Verhältnis zu uns, sind die Leute natürlich noch direkt wohlhabend. Die Letten hassen und verachten die Russen, weil sie Land und Menschen ausplündern. Immer wieder versichern sie uns, daß wir Freunde seien und zusammenhalten müßten. Anhand vieler Beispiele aus ihren Erzählungen konnte ich erneut erfahren, in welch unglaublichen Mengen Russen als Neusiedler und Arbeiter nach Lettland importiert werden.

Der größte Teil der landwirtschaftlichen Produktion fließt ins Innere der Sowjetunion ab. Auf allen Versammlungen bekommt die immer mehr verarmende Bevölkerung von ihren „Volksführern" erzählt, wie gut sie es jetzt habe, seit Lettland Sowjetrepublik geworden sei. Von der ehemaligen lettischen Intelligenz lebt kaum mehr ein einziger Vertreter in den heutigen Grenzen des Landes. — —

Wir haben jetzt angefangen, die Winterkartoffeln für das MWD-Sanatorium einzulagern. Der Kartoffelbunker ist ein wahres Kartoffelparadies für uns. Wieviele Zentner täglich von den Gefangenen geklaut werden, ist kaum glaublich. Wenn wir abends auf die Lastautos klettern, können wir uns kaum bewegen, so vollgestopft sind unsere Kleider mit den begehrten Knollen. Natürlich muß alles versteckt werden, wenn gefilzt wird, darf man nicht auffallen, sonst arbeitet man am nächsten Tag wieder im Torf und kann schwer bestraft werden.

Ein einzelner Mann kann am Körper, in den Hosenbeinen, in den Ärmeln, unter dem Gürtel und auf dem Rücken unter dem Hemd gut zehn Kilo Kartoffeln verstecken, ohne daß es bei unserer zerlumpten Winterbekleidung auffällt. Wird man abgetastet, fühlt es der Filzer natürlich; dann hat man eben Pech gehabt.

Ich versorge täglich zwei Kameraden im Lager mit Kartoffeln und kellere mir einen Wintervorrat ein. Glücklicherweise nehme ich ordentlich zu und bin wieder kräftig ge-

worden. Es ist unerhört, wie eine solche reine Kohlenhydrat-Ernährung so völlig heruntergekommene Menschen in kürzester Zeit wieder auf die Beine stellt, jedenfalls soweit man das rein äußerlich beurteilen kann. Innere Krankheiten, wenn sie einen Mann nicht gerade umwerfen oder mit hohem Fieber verbunden sind, werden nicht als Krankheiten anerkannt.

Die vertilgten Mengen sind unwahrscheinlich groß. Mit der Wiedergewinnung der Körperkraft steigt auch die Stimmung bei allen. Man hört wieder Lachen und Scherze, die so selten geworden waren in dem braun-grünen Einerlei der erschöpfenden Torfsaison. — — —

Seit einer Woche bin ich jetzt zur Arbeit auf die Kolchose des Sanatoriums kommandiert, die fünfzehn Kilometer von Kemeri entfernt im herrlichen lettischen Land liegt. Auch sie habe ich auf meiner Flucht in hundert Meter Abstand gestreift. Die genauere Bezeichnung ist eigentlich nicht Kolchos, aber es ist die gleiche Art der Bewirtschaftung, nur daß der Unternehmer in diesem Falle das Sanatorium ist. Ich habe schon früher mancherlei Berichte über Kolchosenbetriebe gehört, aber was ich jetzt zu sehen bekam, überschreitet alle Erwartungen.

Der Kolchos ist in einem einstmals sehr schönen lettischen Bauernhof untergebracht, der früher einmal das behäbige Idealbild eines großen bäuerlichen Gehöftes hatte abgeben müssen.

Jetzt ist dieser Hof ein einziges Dreckloch. Wo früher ein Bauer, seine Frau, ein bis zwei Knechte und drei bis vier Mägde gearbeitet haben und gut davon lebten, sitzt heute zunächst einmal folgendes Führungspersonal:

1. Ein Direktor, der nie vorher Landwirt war und diese Stellung auf Grund seiner politischen Vergangenheit erhielt. Natürlich arbeitet er keinen Handschlag mit — er ist eben nur Direktor.
2. Die Frau Direktor, die ebenfalls keinerlei Arbeit verrichtet.

3. Ein Buchhalter, ein ehemaliger Major, der ewig betrunken ist und die Produkte des Kolchos lastautoweise zur Deckung seines Wodkabedarfes auf eigene Rechnung verschiebt. Zur Beladung dieser Lastwagen nimmt er immer uns Gefangene; wir nützen seine schiefe Lage dann dazu aus, selbst zu stehlen, wogegen er natürlich nichts machen kann.
4. Seine Frau und Tochter, die von seiner „Buchhalterei" miternährt werden müssen.
5. Eine Magazin-Verwalterin, die keine andere Aufgabe hat, als die Werkzeuge, die — wenn überhaupt vorhanden — in einem schauderhaften Zustand sind, die Produkte und das Brot, welches täglich an die Arbeiter ausgeteilt wird, zu bewachen beziehungsweise auszugeben. Diese „Verwaltung" muß ihre Schwester miternähren.
6. Ein Brigadier der Landarbeiter, der an und für sich natürlich mitarbeiten müßte, es aber nur in den seltensten Fällen tut.
7. Die Familie des Brigadiers, bestehend aus Frau, Mutter und zwei kleinen Kindern, die alle ebenfalls keine Arbeit für den Kolchos verrichten.

Jetzt habe ich aber erst die Verwaltungs- und Führungsorgane aufgezählt.

Dazu kommen die Arbeiter:

eine Schweinemagd;
zwei Kuhmägde;
eine Kuhhirtin;
ein Pferdeknecht,
und etwa zehn Arbeiter und Arbeiterinnen für die Feldarbeit.

Dazu kommen im Augenblick, vorgesehen bis zum Frühjahr, zehn bis zwanzig Kriegsgefangene!

Diese Riesenmenge an Personal soll eine Bauernwirtschaft tragen, die früher ein erweiterter Familienbetrieb war! Sie soll aber nicht nur diese Personalmenge tragen, das erst in zweiter Linie; sie soll vor allem Produkte abliefern!

Lust und Freude zur Arbeit hat natürlich nicht ein einziger auf dem ganzen Kolchos, weil die Entlohnung minimal ist und die Zuteilung an Lebensmitteln einfach lachhaft.

Ein Arbeiter erhält knapp 200 Rubel pro Monat und täglich 500 Gramm Brot und — wenn die Kühe nicht trocken stehen, was schon jetzt wegen Futtermangel fast der Fall ist — einen halben Liter Milch. Für einen Arbeiter auf einem Bauernhof ist eine solche Ernährung natürlich vollkommen unzureichend. Für die zweihundert Rubel kann er kaum seine Ernährungslage wesentlich bessern. Kleider, Haushaltsgeräte und so weiter zu kaufen, ist ihm völlig unmöglich.

Das gute Dutzend Kühe gibt am Tage keine dreißig Liter Milch. Im Schweinestall gingen seit meiner Anwesenheit zwei Jungschweine ein, weil die Fütterung viel zu nachlässig gehandhabt wird. Die Futterrüben werden nicht gereinigt und in halbgefrorenem Zustand den Schweinen vorgeworfen.

Natürlich stiehlt jeder, vom Direktor und seiner Frau angefangen bis zum letzten Arbeiter, von dem wenigen, was vorhanden ist, was er nur erwischen kann. Selbstverständlich helfen wir nach Kräften mit. Zurzeit ist unser Hauptschlager Hafermehl, das für die Ferkelaufzucht gedacht ist. Mit Wasser vermischt, backen wir davon eine Art Mehlpfannkuchen, die zwar etwas bitter schmecken, aber gut sättigen und einmal etwas anderes sind als die ewigen Kartoffeln.

Mit den Arbeitern leben wir in bestem Einverständnis, besonders mit den Frauen. Sie zeigen uns, wo man das Beste am besten stehlen kann und haben auch keinerlei Hemmungen, sich in unserem Beisein mit allem Notwendigen gründlichst einzudecken. Die große Wirtschaft weist weder Hühner noch sonstiges Federvieh auf — das ist sehr schade, denn Eier wären mal etwas anderes.

In einem Zimmer, das von Arbeitern bewohnt wird, warten wir nach Arbeitsschluß immer auf das Auto, das uns zum Lager zurückbringt. Bis dieses eintrifft, vergehen manchmal Stunden und wir haben Zeit, uns mit ihnen zu unterhalten.

Dieses Zimmer, vier zu fünf Meter groß, enthält folgende Einrichtungsgegenstände: drei Betten, einen Tisch, zwei baufällige Hocker aus ungehobelten Brettern, eine Benzintonne als Ofen, in die Wand eingeschlagen drei Nägel, darauf die Schlägermützen der männlichen Bewohnerschaft — sonst nichts. Unter jedem Bett stehen ein paar Kisten für Kleider und Kartoffeln. Die Wände sind rotgemustert von getöteten Wanzen, das Fenster luftundurchlässig verklebt, auf den blinden Scheiben wie auf den Wänden unzählige schwarze Pünktchen, welche die Fliegen hinterließen, die nach den Wanzen die zahlreichste Bewohnerschaft des Zimmers ausmachen.

Die Einwohner des Raumes sind: Ein Ehepaar im Bett rechts des Fensters, ein zweites im Bett links des Fensters. Die zweiundzwanzigjährige Schweinemagd schläft im dritten Bett. Dem armen Mädchen läuft vom Morgen bis zum Abend eine Eiterspur aus dem linken Auge, denn ihr schlecht eingepaßtes Glasauge hält die Augenlider in ständiger Entzündung. Sie tut uns allen leid, aber der ständige Eiterfaden auf ihrer Backe erregt beinahe Übelkeit. Die Ehepaare sind jung, sprechen auch etwas deutsch und berichten ungeniert von ihren, sowieso schon durch fünf geteilten, intimsten Erlebnissen. Der Kreis ist schon so groß, in dem sich ihr Eheleben abspielt, es macht ihnen sichtlich Spaß, diesen Kreis durch unser Einbeziehen noch zu erweitern. Meist sind sie gutmütig, manchmal verschlagen, unglaublich verstohlen und moralisch restlos verkommen. Aber im allgemeinen kommen wir sehr gut mit ihnen aus, weil sich ihre und unsere Lebensinteressen im Augenblick decken — das heißt, wir leben alle von Diebstählen.

Alex, so heißt der eine Ehemann, erklärte uns neulich ganz empört, daß der Direktor von ihm verlangt habe, er solle über seine Arbeitszeit hinaus noch weiterpflügen. Diese Aufforderung ist nur zu verständlich, denn es ist morgens bereits fest gefroren, und die Hälfte des Bodens liegt noch unbearbeitet.

Wie aber erklärt Alex seine Empörung? Unverblümt sagt

er uns, daß es ihm völlig egal sei, ob der Boden umgebrochen würde oder nicht; je weniger gepflügt würde, umso weniger könne im Frühjahr bebaut und im Herbst geerntet werden — und umso weniger Arbeit hätte er! Ich muß sagen, recht gesunde Ansichten für einen Bauern!

Wir haben die Zucker- und Futterrüben rausgemacht. Eine scheußliche Arbeit, da sich die Rüben aus dem schon manchmal gefrorenen Boden schlecht lösen lassen und unsere Hände in die kalten, mit Reif bedeckten Blätter greifen müssen. Die geernteten Rüben erfrieren zum großen Teil schon in der darauffolgenden Nacht, da sie nicht sofort eingemietet werden, und das Abdecken mit Blättern nur sehr nachlässig gehandhabt wird.

Die Rübenblätter fahren wir zu einem Silo, das wir aus Sandsteinplatten, die den knöcheltiefen Dreck des Hofes gangbar machen sollten, gebaut haben. Aber die Blätter sind bereits am Verfaulen, da sie nachts gefrieren und tagsüber wieder auftauen. Vorsichtig geschätzt, verdirbt ein Drittel der Rüben, ehe sie überhaupt zur Einlagerung gelangen.

Nicht anders verhält es sich mit den Kartoffeln. Jeden Mittag kochen wir uns in einem Futterkessel auf einer offenen Feuerstelle einen kleinen Sack Kartoffeln. Jetzt nehmen wir sie uns einfach aus dem Kartoffelkeller; aber solange es noch nicht fror, holten wir sie von den abgeernteten Äckern. Dazu wurde ein Mann abgestellt, der in einer Stunde bequem vierzig bis fünfzig Kilo Kartoffeln stoppeln konnte, weil die Russen beim Kartoffelrausmachen eben nur die Kartoffeln einsammeln, die beim Pflügen nach oben kommen; alles andere, nicht direkt Sichtbare, bleibt im Boden. Die Norm muß geschafft werden und wird geschafft — was dabei an Kartoffeln oder anderen Produkten kaputt geht, ist dem Kolchos-Arbeiter völlig einerlei. Was *er* an Kartoffeln braucht, bringt er sich auch so zur Seite, und das weitere interessiert ihn nicht.

Wirkt sich das Normsystem schon auf die Fabrikation, Bau-, Torf- oder Waldarbeiten katastrophal aus, so bedeutet es in der Landwirtschaft noch eine Steigerung zum Schlechten

Unsere Bauern bei der Brigade schütteln über solche Mißwirtschaft nur den Kopf. Für sie bedeutet der Kolchos das markanteste Beispiel, wie man es nicht machen darf, und das erste und wichtigste Abschreckungsmittel vor dem Kommunismus.

Täglich gehen ein oder zwei Mann unseres Kommandos über Land, um Brot oder Käse, manchmal sogar Fett bei den lettischen Bauern zu besorgen. Auf dem gleichen Wege wurde ich neulich zwei Wassereimer los, die zwei Kameraden aus „organisiertem" Blech hergestellt hatten. Ich konnte sie spielendleicht verkaufen, denn Haushaltsartikel sind kaum zu bekommen. Auf diesem Wege verschaffte ich mir weitere Einblicke in den Stand der lettischen Landwirtschaft. Die einstmals reichen Höfe sind heruntergekommen und verarmt. Man sieht, daß auch nicht ein Nagel mehr eingeschlagen wird, auch wenn die Scheune einzufallen droht. Der Bauer bearbeitet nur soviel, wie er zur Abgabe und zum eigenen Bedarf braucht. An Haus und Stallung erneuert er gar nichts. Auf dahin gehende Fragen erklären sie alle dasselbe: „Für wen soll ich arbeiten und mein Haus in Ordnung halten? Mein Sohn (wo überhaupt noch Söhne da sind, die nicht als Soldaten in deutschen Diensten ins Innere verschleppt wurden), erbt sowieso nichts. In Kürze ist alles kolchosiert. Es hat keinen Zweck zu arbeiten".

Viel Ackerland bleibt auf diese Weise unbebaut. Kein Lette hält mehr Schweine, Kühe oder Hühner, als er unbedingt notwendig hat. Die lettischen Bauern sind in einen ausgesprochenen Fatalismus verfallen, und ich kann sie gut verstehen. Es fehlt die Privatinitiative, weil die Arbeit dem Einzelnen keine oder zu geringe Früchte einbringt. So verfallen die reichen, prächtigen Bauernhöfe Lettlands zusehends.

Natürlich leidet die Volkswirtschaft unglaublich darunter; aber den Menschen leuchtet es schwer ein, daß sie mit äußerst geringer eigener Gewinnbeteiligung für ein „Gesamtwohl" arbeiten sollen. Die Landwirtschaft wird industrialisiert mit allen Folgen der zwangsläufigen Mißwirtschaft. Die aus dem

Niedergang der landwirtschaftlichen Verhältnisse bedingten Folgen für den Bestand des lettischen Volkes sind verhängnisvoll. Aber es scheint mir, daß diesem eine wohlüberlegte Absicht zugrunde liegt.

Man will den wohlhabenden und selbstbewußten lettischen Bauern auf den russischen Standard herunterdrücken, die so erleichterte Durchdringung des lettischen Volkstums mit russischem vollziehen und damit die Beseitigung etwaigen Widerstandes gegen den Bolschewismus erreichen. Eine konsequente und zweifellos erfolgreiche Kolonisationsmethode des sowjetischen Imperialismus.

Unser Zivilposten, der vom Sanatorium aus zu unserer Bewachung auf dem Kolchos gestellt werden muß, ist eine Geschichte für sich. Er ist 18 Jahre alt, wird von uns Michel genannt und kam im Jahre 1946 aus dem Innern Rußlands wie viele seiner Landsleute, die hofften, im Baltikum bessere Lebensbedingungen vorzufinden. Er erzählte uns, daß er auf einem Kolchos zwischen Moskau und Gorki gearbeitet habe; im Winter 1945/46 sei ihr ganzer Viehbestand verhungert, und auch für die Menschen sei nichts zu essen dagewesen, und deswegen habe er sich auf den Weg gemacht. Auf unsere Frage, warum sie denn ihr Vieh nicht geschlachtet hätten, meinte er, dazu hätte keiner die Erlaubnis gegeben. Das eingegangene Vieh sei von ihnen allerdings verzehrt worden. Er war noch nicht beim Militär, ist ein gutmütiger Kerl und längst nicht so unberechenbar wie seine übrigen Altersgenossen. Wir teilen alles, was wir im Laufe des Tages organisiert haben, mit ihm. Er erhält genau denselben Anteil wie jeder von uns Gefangenen auch und ist jedesmal selig.

Anfangs wollte er es uns nicht erlauben, zum Organisieren über Land zu gehen; wir haben ihn aber einfach ausgelacht und ihm gedroht, seine Flinte wegzunehmen. Neulich hat er aber doch einen Kameraden gemeldet, der ohne seine Erlaubnis weggegangen war. Der „Dicke", so nennen wir den stellvertretenden Chef des Sanatoriums, der als „Gehilfe" des Chefs ein Parteimann und eigentlicher Kopf des ganzen Betriebes ist, machte uns einen fürchterlichen Skandal. Mi-

chel mußte schwer büßen. Wir beschlossen, nicht mehr mit ihm zu reden, ihm nichts zu rauchen und nichts zu essen zu geben.

Beim Mittagessen kam er wie üblich mit seinem Napf, um seine Portion Kartoffeln mit Möhren abzuholen.

„Nein!", sagte der Essenausgeber. Verdutzt zog er ab.

Ein paar Minuten später kam er zu mir und bat um Tabak. „Nein!", war die Antwort. Er wurde immer unsicherer.

Als nun am Mittag die Ausbeute an Organisationsgut verteilt wurde, war für ihn kein Anteil abgetrennt worden.

Michel lief den Rest des Tages zwischen uns rum wie ein junger Hund, den man ordentlich verprügelt hatte. Gegen Abend wagte er sich zu mir ran und fragte, was los wäre.

Ich sagte, er wisse es ganz genau.

Längeres Schweigen seinerseits.

Dann fing er an: „Weißt du, ich hatte Angst, der X. wäre geflohen, und wenn ihr das so übel nehmt, dann will ich es nie wieder tun, nie mehr werde ich dem „Dicken" oder dem Direktor was über euch sagen, seid aber nur so gut und redet wieder mit mir!"

Er bettelte so eindringlich und kindlich um seine Wiederaufnahme in die Gemeinschaft seiner Gefangenen, daß ich ihm versprach, ich wolle mit den anderen darüber reden.

In gemachtem Ernst und gespielter Wut schimpften sie nun alle eine Weile kräftig herum, verneinten meine überbrachten Wiederaufnahmewünsche, aber schließlich erklärten wir ihm, wenn er uns jede Freiheit ließe, keinen mehr jemals verraten würde, und überhaupt ein ordentlicher Bursche würde, dann würden wir wieder mit ihm sprechen und ihm auch Tabak und Essen geben.

Es standen ihm die Tränen des guten Willens in den Augen, als er versicherte, er wolle alles tun, was wir von ihm verlangten, nur müßten wir wieder mit ihm reden und ihn wieder aufnehmen.

Wir versprachen es ihm, er durfte sich eine Zigarette drehen, und glücklich teilte er seine Freude in Unterhaltung

mit jedem einzelnen von uns mit. Ich glaube auch, daß er keinen mehr meldet; der Schreck war ihm gehörig in die Kniekehlen gefahren. Er bekam sein Säckchen mit Kartoffeln gefüllt, und als wir am Abend vor dem Lagertor von der Maschine kletterten, rief er jedem einzelnen sein: „Auf Wiedersehen Hans!", „auf Wiedersehen Franz!" und so weiter nach.

NEUE PLÄNE

In ein paar Tagen ist Weihnachten. Das dritte in der Gefangenschaft. Von allen Tagen des Jahres der schönste — für den Gefangenen der traurigste. Ich will versuchen, es so gut wie möglich zu gestalten, für die Kameraden meiner Stube und für mich selbst.

Seit Dezember arbeite ich nicht mehr auf dem Kolchos, sondern wieder in Kemeri. Mein Lebensstandard ist in ständigem Ansteigen begriffen. Man lernt, sich dieses Leben mit allerlei Unehrlichkeiten besser einzurichten. In erster Linie leben wir im Augenblick von dem Verkauf von Holz und Kohlen, die wir beim Sanatorium abzweigen.

Holz ist Gelegenheitssache, aber für Kohlen habe ich meinen festen Abnehmer. Jeden Abend bringe ich zwei Eimer in ein Haus, das nicht weit vom Beschaffungsort abgelegen ist. Ich entleere die Eimer in eine Hausecke, dann erscheint die Frau des Hauses und bringt die „Bezahlung": Brot, Fische, Gurken, Äpfel, auch mal ein Stückchen Speck oder Butter, je nachdem, was sie selbst gerade hat. Sie ist rührend liebenswürdig, spricht wie alle Letten in Kemeri deutsch und behandelt mich in jeder Weise als Gleichberechtigten. Sie mag so alt wie meine Mutter sein und verrät in ihrem Wesen viel mütterliche Güte. Wir sehen uns immer nur für einige Minuten, denn ich muß diesen „Verkauf" tätigen zwischen dem ersten Ruf zum Antreten nach Feierabend und der Abfahrt des Lastwagens zum Lager.

Wir sind drei Kameraden auf meiner Stube, die sich zu einer Gemeinschaft zusammengefunden haben. Alles was jeder einzelne organisiert, geht durch drei. Wir haben nur gemeinsame Vorräte. Die beiden anderen sind viel jünger als ich, das 21jährige Fritzle aus Württemberg und der 20jährige Bubi aus Hamburg, der seinen Namen seinem

jungenhaften Aussehen verdankt. Man würde ihn höchstens auf sechzehn Jahre schätzen. Beide arbeiten als Klempner auf meinem Kommando und haben schon manche Wassereimer oderWasserschüsseln „schwarz" hergestellt, die ich dann meiner Kohlenmutti zum Verkauf bringe. Der Erlös wird für gemeinsames Essen angelegt, wir liegen in unserer Bude in einem dreistöckigen Bett. Fritzle wohnt parterre, dann kommt Bubi, und ganz oben hause ich.

Für Weihnachten haben wir allerlei gespart. Wir haben Mehl, Fett und Zucker besorgt, auch etwas Kaffee und vor allem Geld, um uns etwas Alkoholisches zu kaufen! Das ist bei unserer Ernährungslage eigentlich blühender Unsinn, aber man muß auch mal Unsinn machen können, wenn man so lange „vernünftig" gelebt hat.

Aber etwas viel Wichtigeres als alle angeführten Dinge ist meine gelungene Verbindungs-Aufnahme mit einem Fischer!

Von unserer Arbeitsstelle aus ist es fünf bis sechs Kilometer weit bis zum nächsten der Fischerdörfer an der Rigaer Bucht, die sich in mäßigem Abstand entlang der Küste zwischen die Dünen drängen. Die Fischer, früher die ärmsten Leute in Lettland, sind jetzt die wohlhabendsten. Sie leben vom Schwarzverkauf ihrer Fänge und erzielen mit ihren Fischen gegen früher märchenhafte Preise. Und Deutschen gegenüber sind sie besonders wohlgesinnt, und so kommt es, daß ab und zu ein Kamerad das Risiko eines so weit führenden „Fischzuges" auf sich nimmt. Das ist nur möglich, wenn er in einer kleineren Gruppe arbeitet, die sein Verschwinden vertuscht, um nachher natürlich am Erfolg zu gleichen Teilen beteiligt zu sein.

Als ich von dieser Möglichkeit erfuhr, machte ich mich bei der ersten Gelegenheit auf zur Küste.

Die sechs Kilometer zum ersten Dorf legte ich in einer knappen Stunde zurück. Ich lief dann verschiedene Häuser an, in der Hoffnung, auf den richtigen Mann zu stoßen. Natürlich habe ich keinem Menschen meine wirkliche Absicht mitgeteilt und hatte nun auch etwas für die Kameraden

mitzubringen. Die Fischerfrauen, die zu Hause waren, kannten die deutschen Gefangenen aus Kemeri und ohne auf eine Frage zu warten brachten sie gesalzene oder geräucherte Fische, Brot, Mehl und Kartoffeln. Bei den meisten wurde man zum Essen genötigt, sie behandelten uns Gefangene als Gäste, nicht als Bettler, die wir ja der Lage nach praktisch darstellten.

Leider traf ich kaum Männer an, da diese zum Fang ausgelaufen waren, und wo ich welche traf, war die Gelegenheit zu einer offenen Frage ungünstig. Es klappte nicht, dieses Mal.

Mit einem Wäschebeutel voll Fisch und einem zweiten mit Brot und Kartoffeln traf ich drei Stunden nach meinem Start wieder bei meinen Kameraden ein, die sich entsprechend über meine Ausbeute freuten. Ich selbst war nicht so sehr begeistert, trotz der erheblichen Erweiterung unseres Drei-Mann-Küchenzettels.

Eine Woche später, es herrschte dichtes Schneetreiben und zwanzig bis dreißig Zentimeter nasser Neuschnee bedeckten den Boden, startete ich zum zweitenmal.

Das Gehen war sehr beschwerlich, ich rutschte andauernd aus, der Schnee durchnäßte mich von außen und der Schweiß von innen her. Aber bei dem Wetter konnten die Fischer kaum auslaufen, rechnete ich, und so war es auch. Diesmal ging ich weiter als nur zum ersten Dorf.

In dem ersten Haus, das ich betrat, saßen drei Männer am Tisch. Wie alte Wikinger kamen sie mir vor mit ihren mächtigen Körpern, kurzen Bärten und den typischen blanken Augen der Seeleute. Sie waren wortkarg aber freundlich. Eine Flasche Bier bekam ich hingestellt und mußte mit ihnen trinken. Die Frau brachte Brot und Räucherfisch. Dann rauchten wir.

Sie fragten behutsam und sehr vorsichtig nach meinem Woher und Wohin. Ich gab Auskunft, erzählte ihnen von meinen Erlebnissen nach dem Kriege und brachte dabei die Rede auf Schweden. Fast eine Stunde saß ich bei ihnen, die Zeit brannte mir auf den Nägeln, aber ich hatte das Gefühl, daß ich es hier wagen durfte, offen zu sein.

Und so erzählte ich ihnen von meiner Absicht nach Schweden zu fliehen.

Erst sagten sie gar nichts — einige Minuten lang. Dann fing der Älteste von ihnen damit an, mir zu erklären, daß sie mich ja gar nicht kennen, ich könne ein Spitzel sein und es sei schwer zu trauen. Glücklicherweise hatte ich einige Fotos von früher bei mir, auch von meiner Mutter, und ich zeigte sie ihnen, wohl in der Meinung, daß dies ein Argument zum Vertrauen sein könnte.

Sie sprachen ein paar Sätze lettisch miteinander und dann wieder deutsch zu mir. Ich merkte, sie waren über meine Person noch nicht ganz klar. Als ich ihnen einige schwedische Adressen nennen konnte und auch sonst deutliche Anhalte über die Wahrheit meines Berichtes zu geben in der Lage war, wurden sie endlich offener.

Einer der drei erklärte mir ruhig aber bestimmt, er wolle mir die Möglichkeit einer Überfahrt besorgen. Allerdings müsse ich das Frühjahr abwarten, da sie jetzt nur in der Bucht fischten. Ich glaube, daß ich die letzten Zweifel über meine Vertrauenswürdigkeit mit einer aufleuchtenden Freude zerstreute, denn in mir war ein Jubel ohne Grenzen. Ich hatte wieder ein Ziel vor Augen, ich hatte eine gute Verbindung für eine Erfolg versprechende, erneute Flucht.

Sie packten mir noch allerlei ein, und ohne mich um die anderen Häuser zu kümmern, die Nahrung versprechend am Wege lagen, rannte ich die verschneiten Wege wieder zurück, im Dauerlauf, denn ich war länger ausgeblieben als vereinbart. Aber ich jauchzte und habe im Wald, als ich mich allein wußte, geschrien vor Freude über meine vielversprechenden Aussichten.

Die Kameraden hatten natürlich mehr Ausbeute erwartet, ich mußte sie ein wenig beschwindeln; aber nicht um alle eßbaren Schätze dieser Erde hätte ich meinen Erfolg eingetauscht. Nun habe ich Verbindung zu halten, bis das Frühjahr eine Überfahrt erlaubt. Einmal in der Woche werde ich zur Küste rausstarten, bis es ein Hinweg ohne Rückweg sein wird!

Hoffentlich halte ich mich auf diesem Kommando, sonst wäre wieder einmal alles umsonst. —

Und das war unser Weihnachtsfest!

Es war das erste in meiner Gefangenschaft, dem etwas von dem anhaftete, was früher dieses Fest für uns Deutsche ausmachte.

Zwar hatte die Währungsreform unser für diesen Tag erspartes Geld im Werte 1 : 10 verschluckt und es blieb nur noch ein Rest für ein paar Zigaretten, aber wir hatten uns vorher mit Lebensmitteln eingedeckt, sodaß wir an diesem Tage wenigstens nicht zu hungern brauchten. Es ging uns besser als dem russischen Arbeiter, den die Währungsreform buchstäblich vor das Nichts gestellt hatte. Denn nur Bankguthaben wurden in günstigerem Kurs umgetauscht, und wer hat in der Sowjetunion Geld auf der Bank? Der Handarbeiter bestimmt nicht!

Drei Tage vor Weihnachten blieb ich nachts auf und habe aus organisiertem Mehl, Fett und von der Verpflegung abgespartem Zucker in dem ausgebrannten Ofen unserer Bude Plätzchen gebacken. Meine beiden Kleinen wußten nichts davon. Wir haben uns eine kleine Tanne mit Watte und Silberpapier geschmückt, ja, wir hatten sogar ein paar Kerzen, die mir meine Mutti aus Kemeri geschenkt hatte. Am Heiligen Abend buk ich aus Kartoffeln, Mehl und etwas Quark so eine Art Kuchen. Meine zwei Kameraden hatten richtige Kindergesichter, als ich den Baum ansteckte und jedem seine Plätzchen überreichte.

Was soll ich noch viel sagen über unsere dritte Kriegsgefangenen-Weihnacht? Wir saßen alle um den leuchtenden Baum, sangen mit nicht ganz festen Stimmen die alten Lieder zu dieser Nacht, dachten an Zuhause, an unsere Mütter, Väter, Frauen und Geschwister und hatten ein Herz voller Sehnsucht und Heimweh — richtiges Kinderheimweh, wie vor vielen Jahren, wenn wir lange von zu Hause weg waren. Es dauerte eine Weile, bis die Kerzen niedergebrannt waren. Als die letzte sengend verlosch, leitete uns eine wieder all-

täglich gewordene Stimmung in unser Gefangenendasein zurück.

Wir waren froh, als der erste mit gewohnter Stimme Banalitäten sprach und uns so aus unserem geistigen Kreis, der eine Qual bedeutete, herauslöste.

Am ersten Feiertag hatten wir von der Firma aus frei, mußten aber im Torf arbeiten, damit die dort arbeitenden Kameraden auch einen Tag frei machen konnten.

Weihnachten ist ein schwerer Tag für uns. Keiner kann uns das abnehmen, was unserem Tag mit Zentnergewichten anheftet: Gefangensein und jahrelange Trennung von dem einstmaligen Kreis unseres Lebens. —

Morgen ist Silvester. Ich will gegen mittag nochmals zu meinem Fischer raus. Vielleicht gibt es etwas Neues?

Wenn nur bald der Frühling käme!

KOMMANDO „GROSSES SANATORIUM"

Ich bin krank und liege im Lagerlazarett. Wir schreiben heute den 12. Juli im Jahre der Heimkehr — dem Jahre 1948.

Mein Befund ist Darmschleimhautentzündung. Ich habe sehr starke Schmerzen. Seit fast zwei Monaten quäle ich mich damit herum. Erst vor fünf Tagen wurde ich im Lazarett aufgenommen. Ich soll nach Riga ins Hospital kommen — wenn nicht die politische Abteilung einen Strich durch die Rechnung macht, denn vom Hospital in Riga fahren viele weiter nach Hause.

Am 31. Dezember 1947 war ich nochmals bei meinem Fischer. Er war ruhig und freundlich wie immer, bewirtete und beschenkte mich und vertröstete mich auf das Frühjahr.

In der Silvesternacht kam dann der Kompanieführer zu mir und gab mir Nachricht, daß ich am nächsten Tag nach Sloka versetzt würde, ins Nebenlager Papierfabrik, in dem ich schon einmal fünf Wochen war. Die Nachricht traf mich schwer. Damit mußte meine Verbindung zu meinem Fischer abreißen, denn von Sloka ist es zu weit zu ihm. Aber ich bin Gefangener und es war nichts zu ändern.

Bis zum 20. April habe ich in der Papierfabrik am Sägegatter gearbeitet. Die Arbeit war schwer, aber trotzdem ging es mir relativ gut. Das Lager wurde von den dortigen Gefangenen mit bei der Fabrik gestohlenen Baustoffen wesentlich verbessert. Wir verdienten Geld und konnten uns über Wasser halten. Das angenehmste im Vergleich zum Torflager war die kleine Belegschaft von nur 120 Mann. Im Januar wurden wir alle wieder mal geschoren, und ich gab mit Watteklamotten und Kahlkopf einen perfekten Sträfling ab. Angeblich wurde die Schur wegen Flecktyphusgefahr befohlen. Wir vermuten aber alle, daß es eine Antifluchtmaßnahme darstellt, weil die Gefangenen der andauernd wieder-

holten Versicherung, daß wir dieses Jahr nach Hause kommen, keinen Glauben schenkten. Einen Zweifel laut zu äußern, darf allerdings keiner wagen. Sofort wird er zum Faschisten gestempelt, der kein Vertrauen zur wahrheitsliebenden Sowjetunion hat. Bis jetzt ist allerdings hier bei uns keine Spur von Transporten zu merken. Der Pleni glaubt an gar nichts mehr, was von russischer Seite kommt.

Durch die Fortsetzung meiner englischen Sprachstudien im Lager in Sloka bin ich bei der politischen Abteilung mal wieder unangenehm aufgefallen.

Jeden Morgen vor Arbeitsbeginn und jeden Abend arbeitete ich eine halbe bis eine Stunde anhand eines englischen Lehrbuches, das mir ein Kamerad geliehen hatte. Als ich nun eines Morgens, wie immer, in der Revierstube des Lagers laut meine Sprechübungen machte, hörte ich hinter mir leise Schritte tappen. Beim Umdrehen erkannte ich ein paar bestrumpfte Damenbeine, die unter dem Vorhang, der die Waschecke des Arztes vom Behandlungsraum abtrennte, hervorschauten. Da es sich nur um die Beine unserer Ärztin oder Feldscherin handeln konnte, tat ich, als hätte ich nichts gemerkt, und sprach mir weiter meine Vokabeln vor.

Plötzlich setzte sich jemand neben mich — es war die Feldscherin. Sie fragte mich, ob ich englisch lerne und wozu ich es täte. Ich erklärte ihr, daß ich in der amerikanischen Zone beheimatet sei und natürlicherweise englische Sprachkenntnisse brauchen würde.

Sie ging darauf nicht weiter ein, erzählte mir nur noch, sie habe den Zug am Tage zuvor verpaßt und habe im Krankenzimmer geschlafen. Ob ich ihr warmes Wasser zum waschen holen wolle? Das tat ich natürlich und hielt die Sache für erledigt.

Weit gefehlt! Am übernächsten Tage, ich war gerade seit ein paar Stunden wieder im Torflager, erschien die Ordonnanz und erste Hilfskraft des politischen Offiziers im Einbringen von Nachrichten bei mir und fragte mich, nach was für einem Buch ich englisch lerne. Daß er im Auftrage fragte,

war vollkommen klar, denn von wem sollte er wissen, daß ich englisch lernte?! Ich erklärte ihm, was für ein Buch ich gebrauchte. Daraufhin sagte er mir, er habe nur gefragt, weil das sein Buch sei. Das stimmte natürlich nicht und ich gab zur Antwort, er solle kein dummes Zeug erzählen, das Buch gehörte dem Kameraden X. vom Revier, und zu welchem Zweck er mich überhaupt frage?

Er bekam einen roten Kopf und zog ab.

Es ist wirklich lächerlich in welcher Art und Weise sich das Mißtrauen der politischen Abteilungen gegen Leute äußert, die fremdsprachige Kenntnisse haben.

Ohne etwas dabei zu denken, hatte ich bei Fragebogenaufnahmen angegeben, daß ich als Schüler in England, Frankreich und Holland war. Während einer Vernehmung wurde ich nun gefragt, was für einen Auftrag ich im Auslande ausgeführt hätte?! Zunächst wußte ich gar nicht sofort, was man von mir wollte.

Die Dolmetscherin fragte mich aber weiter aus, von wem ich nach England und Frankreich geschickt worden wäre?

Ich erklärte ihr, ich sei damals sechzehn Jahre alt gewesen und mit einem Freunde zusammen auf Fahrt gegangen.

Also sei ich als Student der Universität rausgeschickt worden?

Wiederum verneinte ich natürlich und erklärte nochmals, ich sei ja noch Schüler gewesen und eben zu meinem Vergnügen und um fremde Länder kennenzulernen ins Ausland gereist.

Sie konnte es sich immer noch nicht erklären und bestand darauf, ich hätte von irgendjemand einen Auftrag gehabt.

Da ich ihr selbstverständlich keine befriedigende Auskunft geben konnte, machte sie sich ein paar Notizen und ging zur nächsten Frage weiter.

Kameraden, die das Pech hatten, mehrere westliche Sprachen zu kennen und das angegeben hatten, waren verdächtig der Spionage, des deutschen Geheimdienstes oder einer anderen Geheimorganisation. Daß man Sprachen aus Interesse und dem Wunsch erlernt, in fremdes Kulturgut einzudrin-

gen und aus demselben Grunde auch andere Länder besucht, das erscheint den politischen Offizieren einfach unvorstellbar.

Der deutsche Lagerarzt in der Papierfabrik, mit dem mich die Zeit meines Daseins eine herzliche Kameradschaft verband, erzählte mir in jenen Tagen einen bezeichnenden Vorfall, bezeichnend für die Auswahl, welche die russische Verwaltung hinsichtlich unserer deutschen Führungsorgane in den Lagern trifft.

Der dortige deutsche Kommandant und der „Antifa"-Leiter, letzterer war immer noch derselbe wie bei meinem ersten Aufenthalt in Sloka, die natürlich jede Freiheit genossen und auch ausgiebig von ihren Möglichkeiten Gebrauch machten, nahmen den Arzt einmal mit zu einem Spaziergang an die Küste. In der Nähe der See wurden die drei von zwei angetrunkenen Letten angesprochen, welche sich als Partisanen zu erkennen gaben, als sie die Spaziergänger als Deutsche erkannt hatten.

Der Lette ist unter Alkohol von einer gefährlichen Vertrauensseligkeit, die manchem schon das Genick brach, wenn er dabei seine tatsächliche Meinung ausplauderte und dann denunziert wurde.

Die beiden jungen Letten luden die drei in ihr Haus ein. Da der deutsche Arzt den Charakter der beiden Gefangenenführer kannte, konnte er den beiden Letten beim Betreten des Hauses gerade noch zuflüstern: „Antifa". Die Letten sind über unsere Lagerverhältnisse genauestens im Bilde und auch die beiden wußten, woran sie waren. Die beiden Gastgeber traktierten die drei Gefangenen mit Schnaps und Speise. Der Lagerkommandant gab sich als deutscher Oberzahlmeister aus, und der „Antifa"-Leiter, Überläufer a. D., tat es nicht unter dem Hauptmannsrang! Die immer schärfer trinkenden Letten erzählten, daß sie seit der Kapitulation im Walde hausten, berichteten von ihrer Ausrüstung, ihren Vorsichtsmaßnahmen und ähnlichen Geheimnissen mehr. Der eine der beiden trug eine in deutschen Diensten gegen die Sowjets erworbene sehr hohe Tapferkeitsauszeichnung.

Die anwesende Frau des einen weinte und bat immer wieder die beiden Partisanen händeringend, zu schweigen. Der temperamentvollere brüllte die Gefangenen an, warum sie dann nicht zu ihnen kämen, seit drei Jahren hockten sie im Walde, nur ganz selten trauten sie sich mal nach Hause, sie führten ein Leben wie wilde Tiere, ob das denn nichts sei?! Und sie? In guten Anzügen, vollgefressen, während die anderen Gefangenen hungerten!

Und dann schrie er den schlohweißerbleichenden „Antifa"-Leiter an: „Du Lump bist Kommunist!"

Der erbärmliche Kerl schlotterte vor Angst. Die Letten taten ihm jedoch nichts. Der Arzt selbst war machtlos, das einzige was er tun konnte, hatte er getan, nämlich die beiden gewarnt. Kaum außer Sehweite der beiden Partisanen, rannten die beiden Gefangenenführer zu des politischen Inspektors Wohnung in Sloka, um sie zu denunzieren! Der „Hauptmann" und der „Oberzahlmeister"!

Gibt es größere Lumpen unter der Sonne, als diese Schandkerle, die sich als Gäste bedienen ließen, um dann ihre Gastgeber den Henkern auszuliefern?

Ich bedaure unendlich, nicht an der Stelle des Arztes gewesen zu sein. Ich glaube doch, daß ich gegen eine solche Denunziation rechtzeitig Vorsichtsmaßnahmen getroffen hätte!

Hoffentlich, hoffentlich wurden die beiden sich der Gefahr bewußt, in der sie schwebten, und flohen, ehe es zu spät war. —

Sonst — die armen Kerle! Und durch Verrat von meinen eigenen Landsleuten!

Die Absurdität der Überheblichkeit eines Volkes in seiner Gesamtheit, ganz gleich, um welches es sich handelt, bekommt man in Gefangenschaft ebenfalls anschaulich demonstriert.

Nicht die Nationalfarben machen den Wert oder Unwert eines Menschen aus, sondern einzig und allein sein Charakter und seine menschliche Haltung.

Es kommt nicht darauf an, Nationen als Einzelgemein-

wesen zu vereinigen und von dem eigenen Überwert zu überzeugen, sondern es kommt darauf an, die Menschen aller Nationen, die gewillt sind, ihre menschliche Sendung zu erfüllen, zusammenzuführen!

Das i s t ein großes und schönes Ziel.

Der Torf bot für mich nun nichts überraschendes und neues mehr. Man trug mir sofort, schon bei der Ankunft am Lagertor, eine Brigade an. Ich lehnte ab, auch bei wiederholten Versuchen dieser Art. Beliebt habe ich mich damit wohl kaum gemacht, es ist mir aber gleichgültig. Ich hatte und habe zurzeit nur ein Ziel: nämlich Verbindung zu meinem Fischer zu bekommen.

Dies war mir schon einmal fast gelungen. Wer im Lager eine Zahnbehandlung unumgänglich notwendig hat, kann in sehr dringenden Fällen nach Kemeri zur lettischen Zahnärztin gebracht werden. Unser Lagerarzt verschaffte mir auf diese Weise die Möglichkeit, nach Kemeri zu gelangen. Natürlich ging ich nicht zur Zahnärztin, sondern im Laufschritt zur Küste raus. Der Posten, der mich und die andern beiden Zahnkranken dahin gebracht hatte, wartete auf uns im Quartier eines Arbeitskommandos, das für das große Sanatorium von unserem Lager gestellt wird. Den beiden Kameraden erzählte ich, daß ich in Kemeri Bekannte aufsuchen wollte.

Als ich in Schweiß gebadet beim Hause meines Fischers ankam, traf ich leider nur seine Frau daheim an. Sie konnte mir begreiflicherweise keine Auskunft geben. Ich ließ ihr ein Foto von mir da und erklärte ihr, ich würde meinen Freund vorbeischicken, der in Kemeri auf einem kleinen ständigen Außenkommando arbeitete. Wenn er das Bild fordert und dann erkennt, dürfte sie ihm vertrauen.

Der genannte Kamerad arbeitet seit einem Jahr in Kemeri bei diesem Kommando, hatte ebenfalls schon eine Flucht hinter sich, die ihn bis nach Ostpreußen führte, trägt sich auch mit der Absicht wieder zu fliehen und suchte wie ich nach einer Gewinn versprechenden Möglichkeit. Leider habe ich von ihm noch keine Nachricht, ob er etwas ausgerichtet hat. Mein Dauerlauf zur Küste war jedenfalls vergeblich.

In den folgenden Wochen schluckte mich der Torf; ich arbeitete wie im vergangenen Jahre, und wenn ich im Lager war, schlief ich. In dieser Saison wurden die Normen erneut erhöht, dazu die Mundstücke am Torfwolf vergrößert, sodaß ein Brett noch schwerer wiegt und mehr Torf für das einzelne Brett erforderlich wird. Die Norm ist nun fast doppelt so groß wie sie in der deutschen Besatzungszeit für russische Kriegsgefangene war! Die bemerkenswerte Tatsache erfuhren wir von den lettischen Arbeitern, die schon unter deutscher Leitung mit russischen Gefangenen zusammen gearbeitet haben.

Glücklicherweise ist das Essen dieses Jahres etwas besser, außerdem arbeitete ich an einer Maschine, an der wir wenigstens sechzig bis achtzig Rubel im Monat verdienen konnten. So ist mein körperlicher Verfall nicht so kraß wie im vergangenen Jahr.

Da ich lange mit meiner Peripoktitis zur Arbeit gehen mußte, bin ich in den letzten drei Wochen doch ziemlich vom Fleisch gefallen. Aber es geht noch. Vor Schmerzen konnte ich oft fast nicht mehr gehen. Ich ließ mir täglich zwei Einläufe machen, damit die Schmerzen erträglicher würden. Die deutschen Ärzte hatten die ganze Zeit nicht die Erlaubnis, mich krank zu schreiben. Erst vor fünf Wochen wies mich die russische Ärztin selbst ins Lazarett ein, da sie wohl einsah, daß es nun wirklich nicht mehr ging. Nun warte ich auf einen Abtransport nach Riga ins Hospital. Die Ärztin wollte mich schon beim letzten Transport mitschicken, aber es scheint mal wieder jemand quer zu schießen.

Seit meinem letzten Eintrag sind wieder zwanzig Tage vergangen.

Es hat jemand quergeschossen, wie ich vom Lazarettdolmetscher erfuhr, war es der Operativnik (Leiter der operativen Abteilung der politischen Abteilung).

Statt nach Riga kam ich mit einem anderen Invaliden auf das ständig in Kemeri stationierte Kommando „Großes Sanatorium". Da wir beide im Torf nicht mehr arbeiten konnten, hat man uns auf dieses für Gefangene selten gute Kommando geschickt.

Die Ärztin fragte mich eines Tages, ob ich in der Lage wäre, Strohsäcke zu waschen. Ich solle mit einem Kameraden zusammen in der Wäscherei des großen Sanatoriums alle Strohsäcke und Kopfkeile des Lagers durchwaschen. Sie versprach fest, daß ich beim nächsten Transport ins Hospital dabei sei, und da ich im Lazarett nicht länger als vierzehn Tage liegen dürfe, solle ich, wenn es irgend geht, die Wäscherei versuchen. Mein invalider Kamerad, der zweieinhalb Jahre auf diesem Kommando gearbeitet hatte, redete mir sehr zu, es sei dort für Plenis sehr ideal, und so habe ich mich bereit erklärt. Wenn ich nicht ins Hospital kommen sollte, war ich wenigstens in die Nähe meines Fischers gerückt.

Es geht mir gesundheitlich besser. Unsere Arbeit ist rasch erzählt. Wir haben 800 Strohsäcke und 1600 Kopfkeilbezüge zu waschen. In fünf Tagen sollten wir fertig sein! Nun, es wird länger dauern. Wir sind jetzt schon die zweite Woche hier und sind mit dem Waschen weder fertig noch ins Hospital gekommen. Zwar ging ein Schub Kranker vom Torflager nach Riga weg, aber die russische Ärztin hatte sich dem deutschen Arzt gegenüber, der auf mich verwies, so merkwürdig verhalten, daß ich sicher annehme, daß ihr die Hände gebunden sind und die politische Abteilung es einfach nicht genehmigt. Daran kann ich nun auch nichts ändern.

Aber von meinem Leben hier ist einiges zu berichten.

Wir bringen jeden zweiten Tag etwa hundert Strohsäcke und Kopfkeile zur Wäscherei. Unsere einzige Arbeit besteht in dem Säubern der Wäsche von Strohresten, alles andere verrichten die Frauen in der Wäscherei für uns, höchstens daß wir die fertig gewaschene Wäsche am Abend mit Hilfe der Heißmangel trocknen. Sie schimpfen sogar, wenn wir helfen wollen. Nun, wir sind nicht böse über unsere Ferien. Eigentlich führen wir zwei ein paradiesisches Gefangenenleben. Wachtposten haben wir keine bei diesem Kommando, wir müssen lediglich darauf achten, bei dem deutschen Kom-

mandoführer nicht aufzufallen. Zweifellos ist sein selten großes Vertrauen, das er beim russischen Kommandanten genießt, nicht grundlos, und in Hinsicht auf meine Person erhielt er sicher Instruktionen.

Aber trotzdem stört er uns wenig. Am Vormittag gehen wir arbeiten — „schwarz" natürlich. Was haben wir nicht schon alles gemacht! Vom Zimmerweißen bis zum Holzhacken, buchstäblich jede nur denkbare Bau- und Gartenarbeit. Wir verdienen auf diese Weise bei den Letten recht gut, Arbeitskräfte, vor allem Handwerker sind rar, und wir arbeiten in allen Branchen. So habe ich vor einigen Tagen eine Abfallgrube gemauert, selbstverständlich wurden Steine und Zement von unserer Firma besorgt. Wir haben einen sehr tiefen Brunnen gereinigt, was eine scheußliche Arbeit ist, weil man dabei barfuß im eiskalten Wasser stehend arbeiten muß. Aber noch scheußlicher ist, Abortgruben leeren, das stinkt erbärmlich; aber die Rubel stinken nicht und lassen sich ausgezeichnet verwerten.

Das tollste an unserem derartigen umgedrehten Dasein aber ist, daß wir jeden Mittag, wenn die Sonne scheint, mit den Omnibussen des Sanatoriums, welche die Kurgäste zum Strand bringen, zur See fahren. Die Chauffeure sind Letten, mit denen uns ein herzliches Verhältnis verbindet. Sie halten an, wenn wir an der Straße stehen, und wenn der Wagen von Moskauern und Leningradern platzt, wir kommen noch mit rein.

Inzwischen sind wir vornehme Leute geworden. Jeder besitzt ein Hemd mit einem Kragen daran, das aus weißen Strohsäcken verfertigt und von uns selbst blau gefärbt wurde. Aus einem alten Mantel ließ ich mir in der Lagerschneiderei eine Hose machen, die zur Abwechslung eine dunkelgraue Farbe erhielt. Mein Arbeitskollege trägt eine Hose aus einer Wolldecke — jedenfalls sind wir Zivilisten. Fragt uns ein Russe etwas, antworten wir ihm auf lettisch, daß wir nicht verstehen. Es geht bestens.

Liegen wir dann draußen im Dünensand, um uns der

Badebetrieb der Prominenten, vor uns das Meer, über uns der freie Himmel, dann vermag ich es kaum zu glauben, daß drei Kilometer entfernt meine Torfmaschine klappert, an der ich noch vor wenigen Tagen unter schärfster Bewachung schuftete. Es ist alles so unwahrscheinlich — dieses fast freie Leben, dem unser schwarz verdientes Gelt auch alle Notwendigkeiten und manche Annehmlichkeiten sichert.

Bei meinem Fischer war ich schon zweimal. Leider ohne sofortigen Erfolg. Er hat die Absicht, mit Frau und Kindern selbst nach Schweden zu fliehen und vertröstet mich auf den Spätsommer. Er hat noch allerhand abzuwickeln, was ich ja auch verstehe. Aber mich drängt die Zeit. Hoffentlich kommt nicht wieder eine Versetzung dazwischen!

Im Augenblick wäre es mir spielend leicht möglich, zu fliehen, aber es wäre wieder eine Flucht ins Blaue hinein mit denselben geringen Chancen wie beim ersten Male. Jede Dummheit im Leben soll man bekanntlich nur einmal begehen. Ich hoffe mit meinem Fischer eine sicherere Chance zu haben und warte lieber noch ab.

Der Kurbadebetrieb in Kemeri stellt das genau entgegengesetzte Milieu dar, wie das, welches ich bisher an mir und an den Russen meiner Umgebung gewohnt war.

Im großen Sanatorium, welches früher ein internationales Hotel ersten Ranges darstellte, wohnen nur ausgesprochen reiche Leute. Berühmtheiten, wie Schauspieler, Wissenschaftler, Generale und Politiker sind täglich zu sehen. Der Lebensstandard dieser Leute ist enorm hoch. Wenn man die schweren Wagen, die geschmückten Frauen und all die vom Wohlleben saturierten Männer sieht, kann man sich schwer vorstellen, daß diese Angehörige des gleichen sozialistischen Staates sind, wie die unterernährten russischen und lettischen Torfarbeiter im drei Kilometer entfernten Moor. Was bedeuten ihre 400 Rubel Monatsgehalt gegen die 4000 und oft weit mehr solcher Leute! Während die Menschen im großen Sanatorium für Schmuck Tausende und Zehntausende ausgeben können, hat der Torfarbeiter nicht einmal das Geld, sich auch nur Margarine als Brotaufstrich zu kaufen. Er

muß froh sein, daß er sich seit der Währungsreform wenigstens genügend Brot zur Sättigung leisten kann.

Während der Hauptsaison sieht man in Kemeri kaum mal einen Arbeiter vom Schlage unserer russischen Arbeitskollegen, der hier Erholung finden soll. In das große Sanatorium gelangt offensichtlich überhaupt keiner rein, und auch in den Sanatorien „SYS", „Schwerindustrie", „M. W. D." und all den anderen Firmensanatorien wohnen in dieser Zeit ebenfalls in erster Linie Direktoren, Natschalniki oder doch Leute mit gehobenen Stellen. Der ganze Betrieb der sich erholenden Prominenz ist mir erschreckend neu, und wieder einmal habe ich Beweise für die gar nicht vorhandene, aber immer propagierte Absicht der Sowjets, eine gerechte soziale Geschäftsordnung anzustreben. —

Nun bin ich schon drei Wochen in Kemeri und habe mich an mein um 180 Grad gedrehtes Leben schon beinahe gewöhnt. Es erscheint mir nicht mehr ungewöhnlich, daß ich kein trockenes Brot mehr esse, ordentliche Zigaretten rauche, stets sauber rasiert bin und immer ein sauberes Hemd trage. Letzteres ermöglicht mir die Wäscherei, in der unsere Strohsäcke auch ohne unser Zutun gewaschen werden. Ich ziehe mein Hemd aus, wasche es rasch, und lasse es solange durch die Heißmangel laufen, bis es trocken ist. Das Ganze dauert keine zehn Minuten und ich bin wieder in „Form".

Zwei Erlebnisse, von denen jedes die Einstellung einer Klasse der Sowjetgesellschaft zu uns Gefangenen widerspiegelt, begegneten mir in den letzten Tagen.

Am vergangenen Samstag mußte das gesamte Kommando, auch wir zwei Wäscher, den Park des großen Sanatoriums harken und die Rasenbeete abstechen. Die schönen Anlagen sind nur sehr unvollkommen gepflegt und unser lettischer Gärtner erzählt uns lange Geschichten, wie schön es früher hier aussah. Nun, mir kommt es auch jetzt noch schön vor, wenn auch alles ein wenig verwahrlost erscheint.

Mit meinem Kollegen stach ich Rasenbeete ab, als aus dem großen Sanatorium ein sehr gepflegter älterer Herr mit einer reichlich auf jugendlich aufgedonnerten Dame auf uns

zu kam. Sie traten an uns heran, und der Mann fragte uns in fließendem Deutsch, wie es uns ginge.

Wir antworteten, es ginge uns eben so, wie es Menschen geht, die seit Jahren auf ihre Freilassung warten. Wir wollten nur eines, nämlich nach Hause.

In einer abstoßenden zynischen Art höhnte er uns an; „Was, was, immer noch nichts Neues bei euch? Ihr wollt immer noch nach Hause? Fällt auch nicht mal was anderes ein? Was fehlt euch denn, es geht euch doch gut? Ihr lebt ja in einem großen Sanatorium, dürft sogar im Park arbeiten!", und noch ähnliche breitgezogene Quälereien mehr.

Wir bekamen rote Köpfe vor Wut, konnten uns aber natürlich nicht wehren. Die Frau merkte wohl, daß ihr Mann zu weit gegangen war, oder wollte sich nur ins Gespräch einmischen, jedenfalls fragte sie, was wir da arbeiteten.

Das war an sich eine sehr blöde Frage, denn das konnte sie ja sehen. Meinem Kollegen platzte nun völlig der Kragen und er erwiderte ihr nicht gerade freundlichen Tones: „Wir bringen euch ein wenig Kultur bei!"

Das war allerdings sehr hart. Aber hatte dieser kommunistische Bourgeois nicht eben seine Kulturlosigkeit auschaulich unter Beweis gestellt?

Jedenfalls zogen die zwei Gäste der *haute volée* wütend und schimpfend von dannen.

Die genau entgegengesetzte Einstellung zu uns verriet ein Russe, augenscheinlich ebenfalls zur Erholung in Kemeri, allerdings zweifellos nicht als Gast im großen Sanatorium. Sein Anzug, Auftreten und Äußeres ließen auf einen Angestellten in gehobener Stellung schließen.

Ich arbeitete gerade allein, als er an mir vorbeischritt. Er war schon ein paar Meter an mir vorbeigegangen, dann machte er kehrt und trat näher.

Den sich entspinnenden Dialog gebe ich möglichst wörtlich wieder, da er nur aus wenigen deutschen Worten bestand, die sich mir leicht eingeprägt haben.

Er: „Du Gefangener?"

Natürlich sah er das, aber diese Fragestellung schien ihm anscheinend die Möglichkeit zu bieten ins Gespräch zu kommen.

Ich nickte.

Er: „Wie gehen?"

Ich: „Wir wollen nach Hause".

Er: „Ja, nach Hause."

Ich: „Warum laßt ihr uns nicht?"

Er: „Ich auch weiß nicht. Ich lassen."

Ich: „Molotov sagt, dieses Jahr fahren wir alle nach Hause."

Er: „Ich weiß nicht." (! !) Dann, fortfahrend: „Ich auch Gefangener, Deutschland."

Ich: „Wo?"

Er: „Thüringen."

Ich: „Was hast du gearbeitet?"

Er: „Schumacher."

Ich: „Wie war's?"

Er: „Scheiße. Lager nixt zu essen. Alles Scheiße. Dann arbeiten bei Meister. Meister gut, viel Essen. Bleiben Scheiße."

Ich: „Natürlich, Gefangener Scheiße."

Er: „Für dich auch Scheiße."

Ich: „Gefangener immer Scheiße, für dich in Deutschland, für mich in Rußland."

Er: „Scheiße, große Scheiße."

Längeres Schweigen.

Er: „Rauchen?" (Zigaretten aus der Tasche ziehend.)

Ich: „Natürlich."

Nun nahm er eine Zigarette aus der Schachtel, ich dachte, er wolle sie mir geben, aber weit gefehlt; die steckte er in den eigenen Mund — und gab mir die volle Schachtel. Dann drehte er sich schnell um, und bevor ich mich bedanken konnte, war er weitergeschritten.

Natürlich habe ich mich über die Zigaretten gefreut, aber vielmehr über die Art, wie er sie schenkte. Nämlich so, daß er zugleich einen Dank verhinderte. Aber am meisten

freut mich noch heute an dieser Begegnung, daß ich einem russischen Menschen begegnet bin, einem von denen, die der Krieg und die Gefangenschaft selbst zwischen den marternden Rädern gehalten hatte, und der darum, nicht etwa trotzdem, nein, der darum meine Lage verstand und mit seinem in Deutschland aufgefangenen Schlagwort für solch üble Zustände, seine vergangene und meine jetzige Lage so bildhaft charakterisierte.

Wo der intellektuelle, verbürgerte Kommunist mich verhöhnt, da versteht mich der Angehörige der arbeitenden Schicht und besitzt vor allem — im Gegensatz zu jenem „Gebildeten" — was ich so selten hier antraf: Taktgefühl.

Seit ein paar Tagen bin ich zum Hausburschen bei meiner „Mutti" vom letzten Winter avanciert. Sie hat mich sozusagen fest angestellt. Auch jetzt bringe ich ihr täglich Kohlen mit, nur daß sie von einer anderen Quelle stammen. Sie behandelt mich wie einen Sohn, nennt mich nie anders als „mein lieber Junge", und obwohl ich mir gar nicht mehr wie ein Junge vorkomme, lasse ich mir diese mütterliche Anrede gern gefallen und nenne sie „Mutti". Zurzeit verputze ich den Sockel ihres Hauses neu, dann muß ich noch ein paar Fenster verkitten und ein paar Gartenstühle streichen. Gleichzeitig bin ich ihr Gärtner und ihr Straßenkehrer. Jeden Abend esse ich bei ihr zu Nacht, nicht viel anders als früher zu Hause, und mein Frühstück für den nächsten Tag bekomme ich noch obendrein eingepackt.

Seit drei Jahren ging es mir nie annähernd so gut. Die Sonne und Seeluft haben mich braun gegerbt, und ich habe Kräfte wie einstmals, als ich bei Rugbyspielen und Leichtathletik meine überschüssige Kraft austobte.

Kaum habe ich zwei bis drei Stunden gearbeitet, dann kommt Mutti angelaufen und ruft mich mit den Worten: „Mein lieber Junge, jetzt haben Sie aber genug gearbeitet; kommen Sie rein, Sie müssen essen"; zu Tisch. Ich bin schon völlig zu Hause bei ihr. Weiß, wo die Waschschüssel steht, die Seife liegt und das Handtuch hängt. Natürlich steht mir nichts verschlossen, ich verfüge über den Kellerschlüssel

genau so wie über den zur Speisekammer in derselben Weise wie sie.

Wenn ich einmal heimkehren sollte, das Andenken an diese Frau wird stets eines der tiefsten Dankbarkeit sein. Es ist schön, wieder einmal als Mensch behandelt zu werden und die mütterliche Güte einer Frau um sich zu verspüren.

Am Sonntag war ich zu Kaffee und Kuchen bei ihr eingeladen. Ich habe sogar seit langer Zeit mal wieder Schnaps getrunken. Es geht ihr wirklich nicht schlecht, aber so gut nun auch wieder nicht. Zurzeit hat sie große Sorgen, daß sie im Zuge der gegenwärtigen Enteignung von Grund und Boden ihr Haus weggenommen bekommt. Sie wird es sicher verlieren, aber noch ist sie voller sorgender Hoffnung.

Am Sonntag beim Kaffeetrinken erklärte sie mir den typisch sowjetischen Wahlvorgang in Kemeri. Ich hatte danach gefragt, weil ich mir nicht erklären konnte, daß bei den lettischen Wahlen mit über neunzig Prozent für das bestehende System gestimmt wird.

Bei der Wahl sitzen die Parteimitglieder des Ortes, es sind nur drei oder vier Stück, im Wahllokal und händigen dem Wähler den fix und fertigen Wahlzettel aus. Ist der Wähler mit dem bestehenden System einverstanden, dann steckt er den Wahlzettel, ohne die geringsten Veränderungen an ihm vorgenommen zu haben, auch kein „Ja", Kreuz oder dergleichen, in die Wahlurne.

Ist der Wähler nicht einverstanden, dann steht ihm eine Wahlkabine zur Verfügung, in der er ohne Einsichtmöglichkeit für fremde Personen eine Veränderung am Wahlzettel vornehmen kann.

Also: Wer einverstanden ist, das System bejaht, wirft den unveränderten Zettel in den Kasten.

Ein völlig geheimer, demokratischer Wahlvorgang — wenn, ja wenn sich dieser Wahlvorgang nicht in der Sowjetunion abspielte!

Denn wie sehen die Folgen aus, wenn der Wähler von der Wahlkabine Gebrauch macht?

Wer das System verneint oder eine Abänderung wünscht, der muß vor den Augen der Parteimitglieder in die Wahlkabine — und mit diesem Schritt hinter den Vorhang dokumentiert er seine Einstellung, wird vermerkt und wird in Kürze die Folgen seiner eigenen Meldung zu spüren bekommen.

Natürlich hütet sich jeder sich so zu exponieren, jeder steckt seinen unveränderten Zettel in die Urne, und Lettland hat mal wieder neunzigprozentig Ja-Stimmen abgegeben!

In Wirklichkeit beten die lettischen Frauen und Mädchen, ich meine es so wörtlich, wie ich es schreibe, sie beten jeden Abend:

„Herr Gott schicke uns einen Krieg, daß die Russen vertrieben werden!"

Es gibt keine Familie in Lettland, aus der nicht irgendein Mitglied verschleppt oder zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt ist. Wer in deutscher Zeit irgendeinen Posten, und sei es als kleiner Beamter, innehatte, wanderte ab in das Innere des Riesenreiches. Junge lettische Männer sieht man nur ganz selten, dafür aber umso mehr russische. Durch die deutsche Besetzung sind natürlicherweise viele Letten in unsere Dienste getreten, nicht zuletzt aus der Erkenntnis, lieber eine deutsche Besetzung, als eine Bolschewisierung Lettlands. Und wenn die armen Kerle nur bei der Ordnungs- und Straßenpolizei waren, unter zehn Jahren, Offiziere unter fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit, kam keiner davon.

Die Lage der baltischen Sowjetrepubliken ist so erschütternd, daß man nicht genug in der Welt berichten kann und gerade wir Kriegsgefangene, die wir im Baltikum die Hilfe und Freundschaft jener Völker in unserer bittersten Not erfahren durften, wir haben die Pflicht, ihre traurige Lage bekannt werden zu lassen!

Mancher deutsche Gefangene verdankt Leben und Gesundheit dem Opferwillen einer lettischen Frau oder Mannes, die in uns Schicksalsgenossen sahen, für die zu sorgen sie die Pflicht zu haben glaubten.

Meine Erinnerung an das lettische Volk ist ein einziger

großer Dank für hundertfache Hilfe und Beweise menschlichen Mitgefühls in meiner schwersten Zeit.

Nach vier Jahren habe ich heute zum ersten Male wieder einem deutschen Mädchen gegenüber gestanden!

Als ich von einem Besuch bei meinem Fischer zurückkehrte, holte ich eine junge Frau ein, die vor mir barfuß, die Schuhe in der Hand, durch den Sand des Waldweges stapfte. Beim Überholen schaute sie auf und grüßte mich lächelnd mit „Guten Tag".

Erstaunt blieb ich stehen und fragte, ob sie Deutsche sei. Sie bejahte es. Wir gaben uns die Hand und im Weitergehen erzählte sie mir ihr gezeichnetes Leben.

Auch während ich jetzt schreibe, hätte ich ihr den Tod unter den Ruinen Königsbergs lieber gewünscht, als dieses Leben, das sie seit dem Fall der ostpreußischen Hauptstadt zu leben gezwungen ist.

Als Gefangener könnte man mir vorwerfen, ich sei aus begreiflichen Gründen voreingenommen gegen einen Staat, der mich in seiner Gewalt hat. Aber das Schicksal dieses Mädchens, das keine Gefangene ist, und doch viel, viel mehr erleiden mußte und muß, ihr Schicksal zeichnet bestimmt ein objektives Bild der Lage der Deutschen in der Sowjetunion.

Manches Mal habe ich mir die erste Begegnung mit einer deutschen Frau ausgemalt, wenn die Gedanken aus der Erinnerung in die Zukunft zogen. Und wie anders war nun diese Begegnung!

Sie entsprach unserer Zeit und diesem verfluchten Lande. Grausam, vernichtend, zynisch und quälend.

Sie ist 21 Jahre alt, heißt Ursula X und stammt aus Königsberg. Ihr Vater war mittlerer Beamter, ihr Bruder Arzt. Ich möchte sie hübsch nennen, wie sie kräftig, blond und helläugig neben mir durch den durchsonnten Wald schritt und erzählte. Ihr Gesicht wies kaum die Zerstörungen auf, die ich nach ihrem Bericht darin suchte. Vielleicht, daß der Mund, der während des ganzen Berichtes unbeteiligt

blieb, auch wenn sich ihr Gesichtsausdruck dem Inhalt ihrer Erzählungen anpaßte, das sprechendste Argument ihrer Vergangenheit war. Auch wenn sie lächelte, blieb er unbewegt zwischen zwei feinen Strichen, die ihn in den Mundwinkeln begrenzen, liegen.

Da wir uns kurz vor der Hauptstraße begegneten und nicht gesehen werden wollten, bogen wir zu einem See ab, der einige hundert Schritte neben der Straße einsam und von niemand berührt in der Sonne lag. Wir lagerten uns am Ufer, und während ich sie dauernd vor Augen hatte, sie wohl auch aufmerksam musterte, erzählte sie mir in erschütternder, völlig ungeschminkter Weise ihr Leben.

Beim Fall von Königsberg geriet sie, wie viele Tausende deutscher Frauen in die Hände einer aufgeputschten und zur Schändung aufgestachelten Soldateska. Sie erlebte das, was so viele Tausende deutscher Mädchen und Frauen vom zwölften Lebensjahr bis zum siebenzigsten dulden mußten. Sie wurde viele Male, in einer einzigen Nacht bis zu fünfzehnmal vergewaltigt. Die Russen waren nach dem Fall von Königsberg ewig betrunken, zwangen sie mit vorgehaltener Pistole ebenfalls zu trinken und mußte ihnen gruppenweise zu Willen sein. Als sich die Lage etwas normalisierte, hatte sie schwerste Männerarbeit zu verrichten, lebte von Kartoffelschalen, Abfällen und Diebstählen an russischem Militärgut. Sie versicherte mir, daß in Königsberg in vielen Fällen Menschenfleisch gegessen worden sei. Als es gar nichts mehr gab, verkaufte sie sich, damals achtzehnjährig, an russische Soldaten und Offiziere gegen Brot. Es gab nur eine Wahl, entweder verhungern oder Dirne werden.

Dann versuchte sie auf dem Lande zu leben. Ostpreußen ist aber völlig entvölkert und die wenigen Menschen, die noch da sind, konnten ihr weder Arbeit noch Brot geben. Nach Deutschland konnte und kann sie nicht, nicht einmal in die Ostzone. Nur der Weg nach Osten liegt offen, das allerdings bis Wladiwostok. Wie viele ostpreußische Frauen, ging sie ins Baltikum.

Arbeit kann sie nirgends bekommen. Nicht, daß keine Arbeit da wäre, viele lettische Bauern hätten sie gerne als

Magd genommen, aber sie dürfen es nicht. Grund — und das ist das sadistische Moment an solcher Art von Menschenbehandlung —: nach den bestehenden Gesetzen hat sie, wenn sie nicht mit einem Letten oder Russen verheiratet ist, an jedem Ort nur für 24 Stunden Aufenthaltsgenehmigung!

Die Folge davon ist: Umherziehen, betteln, wenn das nicht genug einbringt, der Verkauf des Körpers.

Kleidet sie sich sorgfältig und sauber, dann bekommt sie zu hören, sie solle doch ihren Mantel oder ihr Kleid verkaufen, dann hätte sie zu essen. Nur in Riga hat sie die Möglichkeit unterzutauchen, weil in einer Großstadt eine genaue Kontrolle kaum möglich ist.

Sie war bis Moskau gewesen, wurde auf einer Milizwache eingesperrt, konnte jedoch fliehen. Sie versucht mit allen Mitteln nach Deutschland zu kommen. Es gebe einen Weg, aber der kostet Papiere, und die kosten Geld, viel Geld.

Wenn sie in Riga nicht mehr genug zum Leben hat, geht sie wieder für ein paar Tage aufs Land betteln. Sie stiehlt, wenn sich eine Gelegenheit bietet, und ich mache ihr keinen Vorwurf daraus.

Zurzeit wohnt sie in Riga bei einer anderen Deutschen, die Papiere hat. Sie ist das, was man ein öffentliches Mädchen nennt, aber sie gewährt ihr Unterkunft. Ihr Wohnungsrecht muß sie manchmal durch „Mitverdienen" bezahlen. Das ließe sich nicht vermeiden.

All das und noch vieles mehr, was ich nicht aufschreibe, erzählte sie mit einer gleichgültigen Stimme und ihrem resignierten Mund, als berichte sie von einem Mittagessen oder einer Kinovorstellung.

Und ich habe geglaubt, mein Leben sei schwer und belastend gewesen!

Ich hatte grenzenloses Mitleid mit ihr und konnte ihr nicht helfen, weder mit Worten noch mit einer Tat. Ich saß neben ihr an dem Seeufer, stumm wie ein gefühlloses Stück Holz, aber ich war nicht in der Lage ein Wort zu sagen.

Welche Träume mag dieser junge Mensch geträumt haben, als er die Schwelle des bewußten, in der Vorstellung so

schönen Lebens überschritt, und welcher Dreck und Schutt hat ihn ausgelöscht — getötet!

Wenn neben meinem Gefühl des Mitleidens noch ein anderes Platz hatte, dann das einer maßlosen und grenzenlosen Wut gegen das System, welches dieses Schicksal verschuldet hat und es täglich, Tag für Tag, an Millionen immer aufs neue verschuldet!

Da lagen wir im Gras, in einem baltischen Wald, über uns leuchtender Himmel, zwei junge Menschen, denen das Leben einmal alles versprach — und suchten mit wunden Händen vergeblich nach einem einzigen leuchtenden Glasscherben in dem Schuttberg unseres Lebens.

Seit vier Jahren war mir keine Frau mehr so nahe gewesen — und keine war mir — als Frau — je so fern.

Da ich lange schwieg und es für sie wohl nicht schwer war, den Gang meiner Gedanken zu erraten, sie vielleicht auch glaubte, mir, dem Gefangenen, etwas Gutes tun zu wollen, sagte sie zu mir hin, so gleichgültig, als ob sie mir ein Butterbrot geben wollte: „Ich bin gesund, wenn du willst —".

In ihrem Gesicht veränderte sich bei diesen Worten nichts, gar nichts. Die Augen blieben unverändert, und ihr Mund verharrte geschlossen und ohne Anzeichen eines Gefühls in seiner immer gleichbleibenden Resignation.

Ich konnte ihr immer noch nichts sagen. Wie gerne hätte ich ihr irgendein freundliches Wort gesagt! Es mag unglaubhaft erscheinen, aber als Mann von fast 28 Jahren hockte ich angesichts einer jungen, hübschen Frau, die sich mir anbot, da wie ein verprügelter Hund.

Da ich schwieg, fragte sie mich nun ihrerseits nach meinem Leben.

Ich erzählte ihr mehr von früher, als von meinem jetzigen Dasein. Sie hörte zu, rauchte und erschien mir beinahe interesselos. Als ich mal eine Pause nach einem Bericht von zu Hause machte, da sagte sie nur, und verriet damit hinter ihrer scheinbaren Gleichgültigt dämmernde Wünsche:

„Ja, wenn man doch nochmal beginnen könnte!"

Dann lächelte sie ein bißchen und erzählte nun ihrerseits etwas Belangloses aus ihrem Vagabundendasein.

Wir wanderten durch den Wald nach Kemeri zurück. Bevor wir zu den ersten Häusern gelangten, trennten wir uns.

Weder sie noch ich sprach von einem Wiedersehen, das bei meinen gegenwärtigen Lebensverhältnissen leicht möglich gewesen wäre.

Wir gaben uns die Hand, wünschten uns „alles Gute", und jeder ging seinen Weg, zwei deutsche Menschen — sie, die Bettlerin — und ich, der Gefangene.

Das war mein erstes Wiedersehen mit einer deutschen Frau.

BIRGIT

Wieder bin ich seit einigen Stunden in dem verfluchten Torflager.

Irgendetwas Übles hat man mit mir vor. Höchstwahrscheinlich werde ich schon morgen, zusammen mit neun anderen Kameraden, alles Leute von — nach russischer Ansicht — belastenden Truppenteilen oder solche, gegen die ein Verfahren wegen angeblicher Kriegsverbrechen läuft, abtransportiert.

Jahr der Heimkehr!

Wie Hohn klingt mir die Versicherung unseres politischen Kapitäns in den Ohren, der vor ein paar Tagen erklärte, im Oktober dieses Jahres seien 93 Prozent des Lagers, der Rest im Dezember zu Hause!

Maxim Gorki, der größte sowjetische Schriftsteller, sagte einmal, der Russe habe sieben Zungen und mit jeder lügt er. Wie gut er seine Leute kennt!

Heute abend, als ich von der Arbeit zurückkehrte (nach fünf Wochen Wäscherei arbeitete ich seit drei Wochen im großen Sanatorium), standen der politische Kapitän und ein Sergeant in unserem Quartier, um mich in Empfang zu nehmen. Unter ihrer Aufsicht mußte ich meine Sachen zusammenpacken und ihnen ins Lager folgen.

Ganz unerwartet trifft mich diese Geschichte nicht, irgendetwas lag in der Luft, aber nun ist es zum Handeln zu spät!

Vor ein paar Wochen wurde ich fotografiert, gleichzeitig mit den Kameraden, die wie ich auf den Abtransport warten. Der deutsche Arbeitseinsatzleiter, der die Aufnahmen machte, erklärte mir, bei meinen Papieren fehle ein Foto. So wenig wie der Mann selbst, erschien mir diese Erklärung glaubwürdig. Ferner hat mich ein Spitzel, der zu dieser Tätigkeit unter unglaublichem Druck gezwungen worden war, weil er einmal einem russischen Sergeanten eine Ohr-

feige verabreicht hatte, vor vier Wochen gewarnt. Er erzählte mir, daß er von der politischen Abteilung den Auftrag erhalten habe, auf mich aufzupassen, und ich solle in meinen Äußerungen vorsichtig sein. Das war verdammt anständig von ihm, denn eine solche Bloßstellung seiner Person bedeutete für ihn eine außerordentliche Gefahr. Aber ich konnte nicht ahnen, um was es sich handeln könne, vor allem habe ich nicht geglaubt, daß solch plötzliche Maßnahmen erfolgen würden.

Mein Fischer wird nun ohne mich in die Freiheit fahren. Es ist zum Verrücktwerden. Weiß der Teufel, wohin man mich verfrachtet, vielleicht macht man mir auf Grund einer mir unbekannten Denunziation einen Prozeß und verknackt mich zu ein paar Jahren Zwangsarbeit? Im Augenblick kann ich nichts tun, als abwarten.

Die Ärztin hat gesprächsweise verlauten lassen, wir würden morgen abtransportiert werden. Das hat sich bis zum Stab herumgesprochen und nun wurden sogar die Wachen um das Lager verstärkt. Man scheint die Geschichte ernst zu nehmen.

Ein Spitzel, der hier im Lager auf derselben Stube liegt, die auch ich immer bewohnte, und den ich im Verdacht habe, er könne der Schuldige meines Abtransportes sein, kam grinsend auf mich zu, um mich zu begrüßen. Er fragte, wie es mir ginge. Ich steckte beide Hände in die Taschen und gab ihm zur Antwort:

„Die Welt ist beschissen, und die Kameraden sind Lumpen!"

Mit hochrotem Kopf schob er ab. Wenn er mich bisher noch nicht denunziert hat, wird er es jetzt nachholen. Aber ich könnte diese Burschen erwürgen, die um ihrer eigenen dreckigen Person willen, ihre Kameraden verraten und einem ungewissen Schicksal ausliefern.

Ganz gleich, was nun kommen wird, die letzten fünf Wochen meines Lebens waren schön — sie waren beinahe glücklich. So außerhalb allen bisherigen Kriegsgefangenenlebens und -daseins lagen sie, wie ein Traum neben dem bewußten Leben steht.

Heute nacht werde ich ohnehin kaum schlafen und ich will versuchen, dieses Geschehen niederzuschreiben, das im normalen Leben ein so natürliches ist — in unserem aber die Erfüllung einer jahrelangen Sehnsucht bedeutet.

Soeben habe ich einen Brief beendet — einen Brief an eine Frau. Ein Freund wird die Beförderung nach Kemeri übernehmen, und so wird sie noch einmal und wohl zum letzten Male in ihrem Leben von mir hören.

Ich nenne sie hier Birgit, da sich meine Vorstellung von der Trägerin dieses Namens mit ihrem Wesen ein wenig deckt, wenn ihr oft gesprochener Name auch viel mehr von ihrer baltischen Welt in sich einschließt. Aber um ihre Bloßstellung und Verfolgung im Falle eines Auffindens meines Tagebuches zu verhindern, darf ich sie nicht mit ihrem ihr so zugehörigen Namen nennen. Sie wird es mir verzeihen, daß ich die zwei leuchtenden Silben ihres lieben Namens gegen zwei andere austausche.

Es begann nicht anders, als sich auch sonstwo in der Welt ein solches Geschehen seinen unabwendbaren Weg sucht. Man sieht sich einige Male, und jener undefinierbare Konnex webt seine Bahn, auf der zwei Menschen zueinander finden.

Sie war mir aufgefallen, als wir uns zum ersten Male begegneten. Ein großes, dunkelblondes Mädchen, vielleicht zwanzigjährig. Ihr Gang, Haltung und Auftreten verrieten Selbstbewußtsein und einen gewissen Ernst.

Es ist in Lettland keine Seltenheit, daß ein deutscher Kriegsgefangener, der auf einem Kommando lebt wie ich in den zwei vergangenen Monaten, eine Lettin zur Freundin hat.

In ihrer sicheren Haltung erschien sie mir so abweisend, oder war es nur die Zurückhaltung des Mannes, wenn sein Gefühl im Schatten der Achtung steht — jedenfalls unternahm ich zunächst nichts sie kennenzulernen. Sie arbeitete im großen Sanatorium als Schwester, und so mußten wir uns notwendigerweise am Tage einige Male begegnen. Das einzige, was sich im Laufe unserer Begegnungen änderte, war, daß wir uns von Mal zu Mal sichtlich aufmerksamer betrachteten.

Wir kannten uns auf solche Betrachtungsweise schon einige Tage, als ich an einem Nebengebäude zur Isolierung des Dachbodens Schlacke auf diesen zu tragen hatte. Wie ich gerade vor dem Hause dabei war, meinen Korb frisch aufzufüllen, kam sie an mir vorbei. Da niemand in der Nähe war, bat ich sie lächelnd um die Uhrzeit, die ich natürlich genau kannte.

„Elf Uhr", sagte sie, blieb eine, zwei Sekunden stehen, lachte mich ein bißchen an und setzte ihren Weg fort.

Am darauffolgenden Tage, an derselben Stelle, es war wieder genau elf Uhr, kam sie wieder vorbei

Dieselbe Frage meinerseits, nur antwortete sie, daß es genau so spät wie gestern sei, und lachte noch ein bißchen freundlicher.

Weg war sie.

Ich stand da, schaute ihr nach und hatte das sichere Empfinden, daß ich ein Trottel sei, wie anno dazumal, als ich noch ein Pennäler war.

Das sollte anders werden! Es war Sommer, ich verfügte — welch herrliche Wahrheit! — über eine ganze Menge Freizeit, und mein seit vier Jahren brachgelegenes Herz hatte ein Ziel bekommen. Sollte ich es nicht verfolgen?

Natürlich verfolgte ich. Nach Feierabend ging ich einfach — selbstredend rasiert und auch sonst *comme il faut* — in ihr Schwesternaufsichtszimmer, von dem ich längst wußte, in welchem Teil des Sanatoriums es lag.

Ich klopfte.

„Herein", sagte eine Frauenstimme auf lettisch und ich trat ein.

Sie saß hinter dem Schreibtisch. Ihre Schwesternhaube, diese Unzierde eines sehr weiblichen Kopfes, hatte sie abgenommen, daß ihr schweres, leichtgelocktes Haar ihr ovales, zum Kinn stumpfgespitztes Gesicht umrahmte.

Mit einer völligen — mir im Augenblick recht unangenehmen — Sachlichkeit fragte sie mich nach meinen Wünschen. Eigentlich hatte ich gedacht — aber wir Männer denken manchmal in solcher Situation komisch — und zu weit.

Ich stand etwas betreten, denn schließlich, wann hatte ich zum letzten Male in ähnlicher Situation gestanden? Zum Glück war mir vor zwei Monaten mein Finger in der Torfmaschine gequetscht worden und der blutunterlaufene Nagel kam mir rettend zu Hilfe. Also bat ich um schwesterliche Behandlung, ich hätte mich verletzt.

Sie schaute verdutzt meinen Fingernagel an, dann mich — und mußte lachen. Ich lachte herzlich mit — und so haben wir uns kennengelernt.

Der Verband wurde übrigens gemacht und jedesmal, wenn sich Schritte auf dem Gang näherten, wurde er schnell abgewickelt und neu angelegt. Für eine Lettin, auch für eine Russin, ist es gefährlich mit einem deutschen Kriegsgefangenen gesehen zu werden, ich habe selbst einige Fälle erlebt, wo diese Mädchen bestraft wurden.

Nun, es kam niemand, und nach dem vielleicht zehnten Verbandswechsel — wir hatten uns inzwischen einiges voneinander erzählt — warf sie mich sozusagen raus, da bei ihr Betriebsschluß sei. Aber wir verabredeten uns für den nächsten Tag an gleicher Stelle — zum Verbandswechsel.

Als wir uns kennenlernten, war es Dienstag gewesen. Die Woche verlief rasch. Sie bestand für mich im Warten auf den Abend — Wiedersehen mit Birgit, und ab Freitag im Warten auf den Sonntag — Wiedersehen mit Birgit!

Wir fuhren zusammen zum Strand. Das war nicht so ganz einfach zu bewerkstelligen. Auf der Straße kannten wir uns nicht und nur, wenn wir ganz nahe aneinander vorbeigingen, murmelten wir mit möglichst geschlossenen Lippen einen Gruß durch die Zähne. Es waren die drolligsten Grüße in fünf Sprachen: deutsch, lettisch, russisch, englisch oder französisch. War gerade niemand in der Nähe, trat zu einer üblichen Begrüßungsformel von meiner Seite meist noch ein *„give me a smile"* mit einer reizenden Erwiderung hinzu.

Am Morgen unseres Strandtages trafen wir uns an der Haltestelle der Omnibusse, grüßten uns aber nicht. Birgit fuhr wie verabredet ein Auto vor mir, und als ich im nächsten zur See nachkam, mußte ich eine ganze Weile in dem Trubel suchen, ehe ich sie erspähte.

Endlich fand ich sie. Sie stand zwischen den Strandföhren, in ihrem weißen Stranddreß wie das bildgewordene Versprechen für einen schönen Tag.

Die ersten zwei Kilometer legten wir mit mindestens dreißig Metern Zwischenraum zurück. Als ich mal etwas aufgerückt war, rief sie mir zu: „He, das ist aber mein Weg!", und ich beeilte mich einen eigenen zu suchen.

Erst als der allerletzte Kurgast hinter uns zurückgeblieben war, wartete sie auf mich. Von da ab liefen wir zusammen durch die bewaldeten Dünen und durch den schönen Tag meines baltischen Sommers.

Nach wohl einstündigem Wandern hielten wir unseren Abstand von der störenden Menschheit für groß genug, daß wir uns zu lagern wagten.

Was für ein Tag! Ich weiß, nur wer solche Jahre tierhaften Vegetierens hinter sich hat, kann ermessen, was solches Erleben der wiedergeschenkten, durch die Teilnahme einer Frau vollgültigen Welt, bedeutet. Man erlebt nicht die Sonne, den Strand, das Meer und die Frau, — man lebt in der Sonne, im Meer, im Strand und tief, tief im Wesen der Frau an seiner Seite.

Unsere Unterhaltung — wie könnte es anders sein in unserer Zeit und unter unserem Geschick — beschritt bald ernste Pfade, die in die beschatteten Gründe unserer Gegenwart führten.

Hatten wir bisher, in den kurzen Tagen unseres Kennenlernens nur selten die gesuchten sonnigen Wege heiteren Plauderns verlassen, jetzt, wo wir alleine waren, ausgesetzt auf den Bergen des Willens und des Glücks zum gegenseitigen völligen Verstehen und Einklang, begann Birgit mir ihr Leben zu erzählen, wie es war und wie es ist.

Aufgewachsen in der Sicherheit und dem festen Gefüge einer glücklichen Familie, die ihrer Kindheit und früher Jugend sonniges, unbeschwertes Behütetsein war, stand sie heute allein und auf das eigene Vermögen angewiesen in ihrer bedrückenden Zeit und lastenden Umgebung. Ihr Vater verschleppt, wahrscheinlich tot. Der einzige Bruder verschollen. Ihre Mutter war schon während des Krieges ge-

storben. Weitere Verwandte leben in Kurland, sind verarmt und nicht in der Lage sie wesentlich zu unterstützen. Ihre Großmutter lebt bei ihr und wird von ihr ernährt. Sie hatte ein Studium begonnen, aber sie muß sich selbst ernähren und dazu noch ihre Großmutter, so hat sie die Universität wieder verlassen um Schwester zu werden. Sie verdient jetzt ganz gut, was aus ihrem Leben weiter wird, weiß sie nicht. Eine junge Frau, ein Mädchen fast, von 22 Jahren!

Ist es ein Wunder, daß zwei junge, nach Glück suchende Menschenkinder unter der Gnade eines sommerlichen Tages zueinander fanden, um Glück zu finden und Glück zu geben?

Wir verloren unsere Schwermut, streiften sie ab wie ein ungeliebtes Gewand, wurden unbeschwert, fröhlich, froh und ruhig.

Wir schwammen weit ins Meer hinaus, tobten am Strand umher wie ausgelassene Kinder und waren in stillen Augenblicken dem Geschick dankbar, das uns zusammengeführt hatte.

Wir wußten gut, daß unsere gemeinsame Zeit eine vorübergehende sein würde, eine so schmerzend flüchtige — aber wir gestanden uns diese Vergänglichkeit nicht ein. Dieser Tag war für Menschen gemacht, war unser Tag, er lag außerhalb der Gegenwart, aus der wir kamen.

Birgit vergaß ihr Magddasein unter dem Terrorregime der Sowjets, und ich war weit aus meinem Gefangenendasein herausgetreten zu einer Stunde der menschlichen Freiheit und der Liebe.

Wir sahen uns täglich. Da wir mit Erlaubnis des Kommandoführers bis zum Einbruch der Dunkelheit „schwarzarbeiten" durften, mußte ich erst gegen 22 Uhr im Quartier sein.

Zu dieser Zeit weilte gerade der Verteidigungsminister Bulganin im großen Sanatorium zur Kur. Seine Parade-Ruhekabine in den Moorbädern, wo nach halb acht Uhr kein Gast mehr weilte, war unser von niemand gestörtes, weltabgeschiedenes Versteck. Eine Kollegin von Birgit verschaffte uns Schlüssel und Zutritt, und Menschen und Welt ließen

wir sozusagen vor verschlossenen Türen stehen wie Bettler. Von unserer kurzen, selber gestohlenen Gemeinsamkeit konnten wir keine Almosen geben.

Unsere Umgangssprache war in erster Linie Deutsch, das Birgit mit drolligem Akzent nur unvollkommen beherrschte. Wo es nicht ausreichte, sprachen wir englisch, französisch, russisch oder auch lettisch — ein buntes Gemisch von Worten und Redewendungen, die uns natürlich weniger auffiel, aber einen Zuhörer zum Lachen veranlaßt hätte.

In Birgit lernte ich eine junge Lettin kennen, wie sie, wenn es ihrer viele gibt, die sichere Garantie bieten, daß Lettland trotz Terror und russischer Invasion nicht sowjetisiert werden kann.

Ich will nicht von Versuchen sprechen, die wohl jede Jugend, auch eines anderen Landes unternimmt, wenn sie unter solcher Herrschaft steht wie die hiesige, um mit den Mitteln, die sie für geeignet hält, dagegen zu kämpfen. Was viel unüberwindlicher ist als eine Zusammenrottung, die ja doch zusammengeschlagen wird, ist das Bewußtsein des eigenen Wertes und des Unwertes der gegenwärtigen Beherrscher. Solange dieses Selbstbewußtsein besteht, wenn es, wie in diesem Falle ein begründetes ist, solange muß diese Beherrschung in den Grenzen ihrer tätlichen Macht bleiben und wird nach einem äußeren Anstoß verschwinden, wie sie kam. Solche Herrschaft bleibt an der Peripherie des Volksbestandes, weil sie nur die momentane Überlegenheit der Minderwertigen darstellt.

Birgit ist Nationalistin, vielleicht weniger aus Intellekt als aus Gefühl und Empfindung. Aber ich glaube selbst, daß man sie nicht verpflanzen könnte, ohne sie schwer, vielleicht tötlich zu verletzen. Denn bei ihr ist es mehr als nur Schutz gegen die Russen, gegen die Sowjets. Noch nie in meinem Leben habe ich irgendwo in der Welt eine Frau gefunden, auf die der Begriff „verwurzelt" im Hinblick auf ihre Heimat so treffend hätte in Anwendung gelangen können.

Die Russen sieht Birgit einfach nicht. Sie versicherte mir, daß während unserer Besatzungszeit, sie mich ebensowenig

beachtet hätte. „Jetzt sind wir beide Gefangene, du und ich, wir stehen auf der gleichen Basis", versicherte sie ernst.

Ich machte ihr einmal den Vorschlag, mit mir nach Schweden zu fliehen. Mit einer Bestimmtheit, die mich bei einem so jungen Menschen, noch dazu bei einer Frau in einer Lage wie der unsrigen überrascht, erklärte sie mir, sie sei Lettin und bleibe in Lettland, ganz gleich, was auch käme.

Als ich sie dann fragte, ob sie mich heiraten würde, wenn ich sie darum bitte, gab sie mir zur Antwort:

„Ja, aber nur, wenn du in Lettland bleibst. Lettland darf und will ich nicht verlassen. Zuerst bin ich Lettin und dann bin ich Frau!"

Man hört oft große Worte, die leicht gesagt, bei der ersten Beanspruchung durch eine Wirklichkeit zerplatzen wie Seifenblasen. Aber daß sie zuerst Lettin war und dann Frau, das ist ihre persönliche Wahrheit.

Es fällt mir schwer, bei einer Frau, die liebt, solchen Nationalismus anzuerkennen, weil ich grundsätzlich durch unsere jüngste Vergangenheit von solchem abgedrängt wurde, ihm, nicht zuletzt durch frühe Einblicknahme in die Kultur der anderen Völker, durch Literatur, auch niemals annähernd so konsequent angehörte, wie Birgit. Aber was andere vielleicht Chauvinismus nennen würden, ist bei ihr viel mehr. Mögen diese kleinen Völker zwischen großen Nachbarn vielleicht instinktmäßig zur Selbsterhaltung ihres Volkstums von Natur und Erziehung durch die Zeit ihres beständigen Kampfes bewußter veranlagt sein — bei Birgit ist es noch etwas anderes. Sie will ihr Menschtum, das ihr angelebt wie anerzogen ist, hier in ihrer Heimat nicht von einer Horde Menschen zerstören lassen, ja, sie will nicht einmal die Wurzeln verlassen, weil sie nicht daran glaubt, sich allein in Sicherheit bringen zu können. Und so wird dieser zweiundzwanzigjährige Mensch nicht nur zum unbeugsamen Schützer seines Volkstums — sondern auch zum Stein in der Mauer gegen den Ansturm der Entmenschung durch den Bolschewismus.

Unser Verhältnis zueinander war weit ab von einer verliebten Spielerei, darum nicht weniger beglückend; aber die

Schwerelosigkeit einer Liebe solcher Jugend blieb ihm versagt. Unsere Leben, ihres wie das meinige, lagen unter dem Schatten unserer Zeit, waren bestimmt von den Jahren, in deren zerrissenem Verlauf der Beginn unseres menschlichen Bewußtseins fiel.

Eine reizende und unbeschwerte Episode streichelte und wirbelte über ein paar Nachmittage unserer Zweisamkeit hin wie ein frühsommerlicher Wind über meinen geliebten Bodensee.

Und es kam der letzte Sonntag an der See. Die Abende wurden schon kühl. Meine Mutti, bei der ich nach wie vor, wenn auch verkürzt arbeitete, besorgte mir Stoff zu einem Jakett, das ich jetzt brauchte. Konnten wir uns doch nur in Zivil am Abend frei bewegen, denn als Gefangene durften wir nicht zu erkennen sein, sonst mußten wir im Quartier bleiben.

Auf einmal war der Abschied da. Birgit mußte eine andere Stelle in Kurland annehmen und konnte nur noch Samstag Sonntag und manchmal Mittwochs zu Besuch kommen. Wir beschlossen ein Fest des Abschieds zu feiern. Die Organisation stieß auf Schwierigkeiten, hervorgerufen durch meine Ausgangsbeschränkung nach Dunkelheit, aber wir fanden einen Ausweg. Es gab nur eine Möglichkeit länger Ausgang zu erhalten, nämlich den Nachweis einer Nachtarbeit. Da mein Freund, der Fischerverbindungsmann, noch immer auf dem anderen kleinen Kommando in Kemeri arbeitete, kamen wir auf folgenden Dreh.

Er mußte zu meinem Kommandoführer gehen und ihm sagen, er habe ein gutes Geschäft in Aussicht, nämlich das Leeren einer Abortgrubenanlage, was hundert Rubel einbringen sollte. Da diese Arbeit aber nur während der Nachtstunden vorgenommen werden könne, und er mich als Hilfe brauche, solle er mir bis zum Sonntag früh 3 oder 4 Uhr frei geben. Er bezeichnete Straße und Haus, und mein Kommandoführer genehmigte es. Da er das Haus seiner „Mutti", wo er seinerseits Hausbursche machte, genannt und diese instruiert hatte, daß sie im Falle einer Kontrolle durch meinen Kommandoführer, ihm sagen solle, wir seien mit

dem Jauchewagen gerade zum Entleeren in den Wald gefahren, konnte nicht viel passieren.

So hatten wir einen ganzen Abend mit solch herrlich weiter Zeitbegrenzung für uns! Als der letzte Kurgast die Moorbäder verlassen hatte, rückte ich an. Birgit hatte einen Kuchen gebacken, Blumen auf den Tisch der Staatskabine gestellt, ich brachte Zigaretten, Kaffee und selbstgebrauten Mokkalikör mit. So unwirklich wie meine ganze Zeit in Kemeri, das kurze Glück eines Sommers unter der Liebe einer Frau, so war dieser Abend.

Was soll ich noch darüber schreiben? Es waren glückliche Stunden zweier junger Menschen, denen die Klarheit über ihr Schicksal und die baldige Trennung nicht den Mut nehmen konnte, zum Leben „ja" zu sagen und ihm in sein oft dunkel verhangenes Gesicht hinein zu erklären: „Jawohl und trotz allem, du bist schön!"

Ich schenkte Birgit an jenem Abend das einzige, was ich zum Verschenken besaß: einen Talismann, einen „Ritter Georg", an einer silbernen Kette, den ich seit Kriegsbeginn als Geschenk eines Mädchens um den Hals trug, und den an dieser Stelle bisher auch kein Russe entdeckt hatte. Sie wollte ihn nicht annehmen, sagte, er sei sicher von einer Frau, und ich tät ihr unrecht damit. Aber ich mußte ihr einfach etwas schenken, und was bedeutete ein kaltes, kleines Stückchen geprägten Silbers und seine lange, lange zerronnene Vergangenheit, gegen die Liebe unseres Sommers! Schließlich hängte ich ihr das Kettchen einfach um den Hals, und da blieb der silberne Ritter dann auch.

Und sie, die einmal erklärt hatte, nie in Worten auszusprechen, daß sie mich liebe, dankte mit einem *„Jag älskar dig"*, was diese Tatsache in schwedischer Sprache formuliert. Sie nahm wohl an, daß ich es nicht verstünde, und als ich — recht unpassend — lachte, schaute sie ganz bestürzt zu mir auf. Ihre Überraschung quittierte ich mit *„es melu devi"*, was nun lettischerseits unserem Zustand entsprach, und das Gleichgewicht war damit endgültig wieder hergestellt.

Morgens gegen 5 Uhr schlich ich mich auf Strümpfen ins Quartier, und es hat mich auch keiner gehört.

Am selben Tage sahen wir uns noch einmal im Begegnen auf der Straße, und die fremdsprachigen Beteuerungen waren unser gemurmelter Gruß im Vorbeigehen.

Am folgenden Samstag ging ich an den Zug, der sie zu mir führen mußte. Leider war eine Verwandte bei ihr, die bekanntlich immer dann auftreten, wenn sie nicht angebracht sind, und so konnte ich nur grußlos an ihr vorüber gehen. Am Sonntag lag ich lange auf der Lauer, bis sie endlich gegen 12 Uhr mittags zu einem in der Nähe unseres Quartiers gelegenen Kiosk kam, um Bonbons zu kaufen, die sie leidenschaftlich gerne aß. Kurz nach ihr betrat ich die kleine Verkaufsbude und erstand wir ein paar Zigaretten. In hundert Meter Abstand folgte ich unbeteiligt und möglichst unauffällig ihrem Weg. Erst als wir fast einen Kilometer von den letzten Häusern entfernt uns im Walde gegenüber standen, hatte sie die notwendige Sicherheit, daß kein fremder Blick unser Begrüßen und Begegnen treffen konnte.

Eine Stunde liefen wir durch den Wald und verabredeten uns für den Nachmittag an vertrauter Stelle. Wir mußten allerdings beide vom Hof aus durch ein Fenster in das Sanatorium einsteigen, das zu öffnen ein dort arbeitender Kamerad den Auftrag erhielt. Da Birgit nicht mehr im Sanatorium arbeitete, konnte sie es nicht mehr so ohne weiteres betreten.

So kletterte ich um 18 Uhr hinein, und eine Viertelstunde später tat es wieder einen Plumps, denn Birgit war vom Fensterbrett herabgesprungen.

Ein paar armselige, und doch von dem Glück unseres Lebenswillens erfüllte Stunden hatten wir wieder unserem Dasein abgestohlen, daß es sich dann eine halbe Woche wieder leichter alleine tragen ließ.

Wir trafen uns am Mittwoch noch einmal, wieder kletterten wir durchs Fenster, und am darauffolgenden Wochenende — es regnete abscheulich — hatten wir ebenfalls unser Hauptquartier der Organisation von Glücksdiebstählen an der nämlichen Stelle.

Am Montag morgen mußte ich mit demselben Zug wie sie eine Station mitfahren, um für unsere Firma an einem

Sägegatter Holz zu schneiden. Ich erzählte es ihr, und sie freute sich, daß wir uns am Morgen noch einmal sehen sollten.

In der Morgenkühle meines letzten Montags in Kemeri ging ich mit einem Kameraden zum Zug. Einige Minuten später kam Birgit, von einer Kollegin begleitet. Diese ging wieder zurück, aber nun kam jene Verwandte, die mich schon einmal gehindert hatte, sie zu begrüßen und stieg in ihren Waggon ein.

Ich überlegte lange, dauernd schwankend zwischen ja und nein, ob ich zu ihr gehen sollte. Schließlich gab ich es auf, denn ich wollte ihr unter keinen Umständen Schwierigkeiten bereiten.

Ich Narr!

An der nächsten Station mußte ich aussteigen. Ich wartete am Geleise. Der Zug fuhr an und führte sie an mir vorbei — zum letzten Male!

Sie stand am Fenster. Ich konnte nur stumm und unauffällig hinaufnicken. Ihre Augen waren groß und traurig. Sie würde jetzt weinen: Warum bist du nicht gekommen?

Ach, Birgit, ich bin eben nur ein Gefangener, und du eine Lettin in einer russisch besetzten und von Spitzeln durchsetzten Sowjetrepublik! Wir können nicht handeln, wie wir wollen — wenn es auch schmerzt und weh tut.

Der Zug war vorbei. Ich arbeitete schwer an diesem Tage.

Ins Quartier zurückgekommen, schrieb ich ihr einen Brief. Wir hatten verabredet, uns während der Woche zu schreiben, die Briefe aber nicht abzuschicken, sondern uns am Samstag zu geben. Am Samstag wollte ich ihr alles genau und mündlich erklären.

Am Samstag!

Vor zwei Stunden ist es Samstag geworden und an diesem Samstag werde ich dir nichts mehr erklären, sondern irgendwohin abtransportiert werden, und wir werden uns im Leben nie mehr sehen.

DIE FAHRT NACH OSTEN

Seit 48 Stunden bin ich in einem Waggon eingesperrt, zusammen mit 42 Kameraden, zusammengepfercht wie Vieh, das man zum Schlachthof führt. Es ist kalt. Wir haben weder Stroh, noch Decken, noch einen Ofen. Unsere Notdurft müssen wir durch eine Holzrinne verrichten, die eine Öffnung von sechs zu drei Zentimetern aufweist. Es stinkt im Waggon wie in einer Abortgrube. Die Räder rollen stoßend und polternd eine verlassene Melodie. Ihr Motiv hämmert den ewig gleichen Anschlag eines quälenden Akkordes: Nach Osten, nach Osten, nach Osten.

Am 18. September wurden wir zehn Kameraden vom Torflager Sloka mit einem Lastauto ins Torflager Olaine transportiert. Drei Posten mit Maschinenpistolen saßen als Wächter mit auf. Wir mußten uns mit dem Gesicht nach hinten auf den Boden der Plattform setzen und durften uns nicht umdrehen.

In Olaine waren seit einigen Tagen bereits an die tausend ähnlicher „Fälle" wie wir eingetroffen. Man behandelte uns von Beginn unserer Fahrt an als Verbrecher.

Alle die in Olaine zusammengetriebenen Menschen waren „Belastete". SS-Männer, Männer von Elitedivisionen, Offiziere mit hohen Auszeichnungen, Denunzierte, angebliche Kriegsverbrecher und ähnliche „Fälle". Auch Österreicher befanden sich darunter, die bekanntlich seit Dezember 1947 offiziell zu Hause sind!

Die Tage bis zur Abfahrt des Transportes arbeiteten wir in den Mooren von Olaine unter schärfster und strengster Bewachung. Die Posten trieben pausenlos zur Arbeit an, verboten uns miteinander zu sprechen und erlaubten nicht die kleinste Pause.

Man hat uns mal wieder ausgeplündert, es war nun schon der achte Rasierapparat, der mir abgenommen wurde. Aber

es war auch endgültig der letzte, ich werde mir keinen neuen mehr zulegen. Um meine in Kemeri angeschafften Kleider nicht abgenommen zu bekommen — es war angesagt worden, daß alles, was nach Zivil aussah, „umgetauscht" würde — verschleuderte ich alles gegen ein paar Rubel an Stammgefangene vom Lager Olaine. Für das Geld kaufte ich mir Verpflegung, die ich jetzt sehr nötig habe.

Es kreisten die tollsten Parolen durchs Lager. Einmal hieß es, wir sollten in die Tschechei verfrachtet werden, wohin vor einem halben Jahre auch ein großer Transport sowjetischer Kriegsgefangener verkauft wurde. Dann hieß es, wir kämen in ein sibirisches Schweigelager, dann wieder in ein Untersuchungslager zur Klärung unserer Papiere. Die Stimmung war verständlicherweise nervös und gespannt. Ich glaube, man schaffte uns einfach ins Innere, um uns nicht so nahe an den Westgrenzen zu haben, dadurch Fluchten zu erschweren und um uns ungestört — wie der Pleni sich ausdrückt — verheizen zu können.

Zweifellos wurde ich denunziert. Ich schließe das aus dem sichtbaren Erschrecken eines Spitzels in Sloka, als er mich beim Weggehen sah, kreideweiß wurde und kaum sprechen konnte. Wenn man im allgemeinen auch weiß, wer für die politische Abteilung Spitzeldienste leistet, manchmal sagt man doch ein paar offene Worte, wo man es nicht dürfte, weil die Wut und das Temperament mit einem durchgehen. Nun, es wird sich klären, warum ich dabei bin.

Die Offiziere, welche die Transportorganisation durchführen, geben sich in keiner Weise Mühe zu verbergen, daß wir als Verbrecher eingestuft sind. Sie brüllen uns an und benehmen sich gegen uns wie Viehtreiber. Das einzige, was sie mit Sorgfalt betreiben, ist die lückenlose und schikanierende Bewachung. Der Weg zum Bahnhof vom Lager Olaine zeigte erneut und deutlich, wie man uns einschätzte. Eine derartige Bewachung habe ich seit der schwedischen Auslieferung nicht mehr erlebt. Posten über Posten, Bajonette aufgepflanzt, die Maschinenpistole schußbereit und von Hunden begleitet, umkreisen unsere Kolonne.

Im Waggon werden wir zweimal am Tage gezählt. Ein Offizier und zwei Soldaten klettern zu diesem Zweck durch den Türspalt (die Tür läßt sich nur so weit öffnen, daß ein Esseneimer durchgereicht werden kann). Wir werden in eine Ecke des Waggons unter Flüchen und Pfüffen zusammengetrieben und dann nach der anderen Seite hinüber „gezählt". Bei der nachdrücklichen Zählung gibt es Schläge, und mancher stürzt von der Hand des Offiziers gestoßen, zu Boden. Vom Anbruch der Dunkelheit bis zum Morgengrauen schießen die Posten, die auf einer an jedem Waggon vorn und hinten zu diesem Zweck montierten Plattform stehen, pausenlos Leuchtkugeln. Erlischt die eine, ist schon die nächste in der Luft. Bei jedem Halt klopfen sie mit großen Holzhämmern die Böden, Wände und Dächer ab und prüfen so, ob kein Brett gelockert wurde. Es schallt und knallt jedesmal, als wollten sie den Waggon eindreschen. Das einzige winzige Fenster ist schwer vergittert. Zu essen gibt es ein- bis zweimal am Tage etwas. Alles in allem, man behandelt uns wie schwerste Verbrecher. Zu welchem Ziel?

Die Richtung ist einwandfrei Ost. An den Stationsschildern erkennen wir die Strecke: Riga—Moskau. Ob Moskau unser Bestimmungsort sein wird oder nur Durchgangsstation?

Bei aller Sorge um die Zukunft ist die Stimmung im Waggon ruhig und manchmal sogar so etwas wie fröhlich. Galgenhumor in reinster Ausgabe. Es sind viele ganz junge Burschen dabei, meist SS-Männer, oder von den Divisionen „Groß-Deutschland", „Brandenburg", „Feldherrnhalle" und verschiedenen Panzerdivisionen, die zum Teil als Rekruten eingezogen waren.

Ein typischer Fall davon mein Nachbar in unserer Ecke. Er war ganze 29 Tage zur Division „Leibstandarte" eingezogen gewesen, war schon fünfmal (!) offizieller Dystrophiker, aber man ließ den armen Kerl nie nach Hause fahren, auch wenn er schon zwölfmal von ärztlicher Seite aus vorgeschlagen worden war. Er ist eine zwanzigjährige Menschenruine, 1,89 Meter groß, schmal, kalkweiß, völlig unterernährt. Trotzdem, auch er läßt den Kopf nicht hängen

und erzählt in seiner sudetendeutschen Mundart kleine Gaunereien, mit denen er die Russen übers Ohr gehauen hatte.

Unser Waggonältester, Offizier und Ritterkreuzträger, sagte heute bei einer Debatte, ob wir dieses Jahr, wie versprochen, nach Hause kämen: „Wenn ich nicht nach Hause komme, tritt mein Vater am 31. Dezember in die kommunistische Partei ein!"

Alle lachten, und wenn ich mir diese und ähnliche Gespräche in der Heimat Verwandten und Bekannten mitgeteilt, vorstelle (und dort werden sie eines Tages mitgeteilt werden!), dann erkenne ich mal wieder die blödsinnig dumme, g e g e n propagandistisch so wirksame Methode der russischen Kriegsgefangenenbehandlung. Man erzählt jede Woche mehrmals in Versammlungen kindliche Märchen, die uns für den Marxismus gewinnen sollen, und behandelt uns dann wie den letzten Dreck und Ausschuß aus einem zu liquidierenden Tiergarten!

Wenn die kommunistische Partei Westdeutschlands nach diesem Zusammenbruch und unter der wirtschaftlichen Notlage trotz alledem so unbedeutend ist, dann nicht zuletzt auf Grund der Berichte ehemaliger Kriegsgefangener aus der Sowjetunion. Den Märchenerzählern vom Sowjetparadies dürfte in Westdeutschland erheblich über ihr bestochenes Maul gefahren werden, und das ist gut und richtig so.

Mein linker Nachbar auf meiner Pritsche ist ein Student aus dem Rheinland, etwa in meinem Alter. Sein Gefangenenleben ist noch weit erzählenswerter als meines. Er floh bisher nicht weniger als viermal, hat ein Jahr in Lettland in einem Bunker gelebt, bis er durch den Verrat eines deutschen Lagerkommandanten, der zufällig durch eine deutsche Frau, die diesen Lumpen nicht richtig eingeschätzt hatte, von seiner Existenz erfuhr, verraten wurde. Er war im stürmischen Dezember in einer einzigen Nacht über den finnischen Meerbusen gerudert, um mit seinem völlig erschöpften Kameraden ausgerechnet einen russischen Stützpunkt anzulaufen und über Helsinki wieder ausgeliefert zu werden! In jedem Lager, in dem er als Wiedergefangener auftrat,

lebte er bis zu seiner nächsten Flucht unter einem anderen Namen. Alles in allem stellt er einen Menschen von unerhörter Tatkraft dar, dessen Drang nach Freiheit mit dem Begriff „Abenteuertum" nicht erklärt ist. Wir unterhielten uns viel. Er hielt es für notwendig, wieder zu fliehen, hatte aber jetzt, da er wieder nach langer Pause Schreibverbindung mit seiner einsamen Mutter hatte, Bedenken, man könne vor einer eventuellen baldigen Entlassung alles verderben. Wir verabredeten, in enger Fühlungsnahme zu bleiben, jetzt aber erst mal abzuwarten, wohin wir gebracht werden.

Wir haben Welikije—Luki passiert. Moskau rückt immer näher. Die Fahrt wird zur Qual. Der Kot neben der Rinne verpestet die Luft. Nachts ist es bitterkalt, wir zittern vor Frost. Es wird jetzt weniger gesprochen. Die Gedanken sind ernst. Bald ist es völliger Winter, und 1948, sagt von Molotov bis zum letzten kleinen Kommissar im Lager jeder Russe, fahren wir nach Hause! Warum also im Oktober 1948 noch nach Osten?

Manchmal denke ich an die Freiheit, die ich in Kemeri genoß und an Birgit. Es ist ein unglaubhaftes Märchen. Warum habe ich diese Freiheit nicht genützt! Birgit wollte mir ein sicheres Versteck verschaffen, auf alle Fälle hätte ich in Lettland eine Weile untertauchen können. Mein Fischer machte mir so feste Hoffnungen! Aber wie konnte ich damit rechnen, nochmals nach Osten transportiert zu werden?

Aus und vorbei! Es hat keinen Zweck über Versäumnisse nachzudenken. Es ist notwendig, sich mit den Forderungen der Zukunft auseinanderzusetzen. —

Nun sind wir angekommen. Nachdem man uns erst an der nördlichen Stadtperipherie Moskaus an falscher Stelle ausgeladen hatte, brachte man uns auf Lastwagen nach dem Lager Krasnogorsk II.

Krasnogorsk ist eine kleine Vorstadt von Moskau an der Strecke nach Riga, ungefähr dreißig Kilometer von der Stadtmitte entfernt. Unser Lager bestand schon im ersten Weltkrieg, und es ist das gleiche, in dem Dwinger seine „Armee hinter Stacheldraht" projektierte.

Bei unserer Ankunft vor dem Lagertor fielen uns vor allem die vielen Japaner auf, die in nagelneuen deutschen Uniformen hinter dem Draht überall herumsaßen. Es stellte sich heraus, daß sie kurz vor dem Abtransport in die Heimat standen.

Aber etwas anderes, weit Beunruhigenderes erlebten wir beim Betreten des Lagers. Ich stand ziemlich am Anfang unserer Kolonne und hörte, wie ein russischer Major, der zum Lager gehört, unseren Transportoffizier fragte, warum wir so schlechte Bekleidung hätten. Der Transportoffizier erklärte ihm darauf in wegwerfendem Ton, wir seien Festungshäftlinge! Bezog sich das auf eine erlogene Vergangenheit oder auf eine geplante Zukunft? Noch wissen wir es nicht.

Im Lager wurden wir zunächst unter japanischer Polizeiaufsicht scharf von den anderen 1500 deutschen Kriegsgefangenen des Lagers getrennt gehalten. Auf Anfrage, warum wir gesondert behandelt würden, erhielten wir keine Auskunft. Eine einzige Erklärung gab der „Antifa"-Leiter ab. Er teilte uns mit, wir seien ein besonderer Transport, und könnten auch nicht an den politischen Versammlungen und Vorträgen teilnehmen. Das will schon allerhand heißen, denn ohne Befehl würde er so etwas niemals aussprechen.

Wir liegen seit drei Tagen in sogenannter Quarantäne. Ich habe wieder eine beginnende Darmschleimhautentzündung. Wahrscheinlich muß ich ins Lazarett einziehen.

Das Lager Krasnogorsk ist eines der größten Gefangenenlager im Raume Moskau, und seiner Bedeutung nach wohl das wichtigste.

Im Lager I, das von uns einen Kilometer entfernt liegt, befinden sich nur ganz besondere Fälle, keiner der dortigen Gefangenen verläßt jemals das Lager, auch nicht zur Arbeit. Die Belegschaft besteht aus deutschen, japanischen, rumänischen, ungarischen, italienischen Generalen, deutschen Diplomaten mit ihren Frauen und Kindern, oder die Frauen in Gefangenschaft verstorbener Diplomaten. Bis vor kurzem war auch der gesamte polnische Hochadel dort untergebracht.

Ferner befinden sich noch Leute dort, die einer besonderen Bewachung unterliegen, und — wohl als Beispiel der anbrechenden Epoche für diese Gefangenen ohne Heimkehraussichten — die größte „Antifa"-Schule der Sowjetunion, die ausschließlich für die Ausbildung von Funktionären in halbjährigen Lehrgängen arbeitet.

In unserem Lager II sind ebenfalls in erster Linie besondere Fälle, auch einige Generäle und Diplomaten. Auffällig ist die große Anzahl von Offizieren, die aus Untersuchungshaft im Zuchthaus kamen, oder in Kürze hinsollen. Die politische Abteilung umfaßt hier einen Personenkreis, der weit größer ist, als in anderen Lagern. Zweifellos will man uns hier ebenfalls unter die politische Lupe nehmen, um unsere „Seelen" zu filzen. Die Zukunftsaussichten sind schlecht. Zwar propagiert die politische Abteilung durch ihre deutschen Sprachrohre nach wie vor, daß bis zum 31. Dezember alle Gefangenen zu Hause sein sollen, aber nur die blühendsten Optimisten glauben es noch.

Mein rheinländischer Fahrtgenosse will fliehen. Wir sprachen heute davon. Ich will mit. Zunächst wollen wir nach Estland rauf, um eventuell nochmals die Finnlandtour zu machen. Geht es nicht, dann runter nach Lettland, um zunächst einmal unterzutauchen und eine Überfahrtsmöglichkeit zu suchen. Es ist schwer von hier abzuhauen, von diesem Lager ist noch nicht ein einziger durchgekommen, da Moskau und Umgebung scharf bewacht wird. Aber wir wollen es wagen. Zurzeit organisieren wir Zivilklamotten. —

Nun liege ich doch im Lazarett. Die Schmerzen im Darm wurden unerträglich. Es soll ein operativer Eingriff gemacht werden. Das Lazarett hier ist das beste, das ich bisher in Kriegsgefangenschaft antraf. Sauber und hell, wurde erst vor zwei Jahren von Kriegsgefangenen erbaut. Sehr gute deutsche Fachärzte zählen zum Ärztebestand. Man kann hier Vertrauen haben, vernünftig und richtig behandelt zu werden. Mein Rheinländer kommt täglich ans Fenster und fragt, wann ich gesund sei. Die Zeit drängt, es schneit bereits. Es ist wieder Winter geworden. —

Während ich noch immer mit meinem entzündeten Darm im Bett liege, ist er alleine geflohen. Ich kann ihm nicht zürnen, er glaubte, nicht länger warten zu können. Nun bin ich wieder allein. Hoffentlich kommt er durch! —

Nun liege ich die vierte Woche, Draußen fällt der Schnee. Die Temperatur ist jedoch noch nicht sehr tief.

Er wurde geschnappt. Auf der Bahnstrecke nach Leningrad haben sie ihn gegriffen. Er kam zum Lager I, ist frisch geschoren, wurde aber angeblich nicht geschlagen. Hoffentlich transportieren sie ihn nicht ab. Vielleicht kann ich durch den Brotfahrer mit ihm in Verbindung treten. —

Seit drei Wochen bin ich aus dem Lazarett entlassen und arbeite an der Fertigstellung des Kriegsgefangenenarchivs. Das ist ein riesiger Prachtbau, das schönste und größte Gebäude der Stadt, von Grund auf von Kriegsgefangenen errichtet — sogar die Schlackensteine wurden in zusätzlichen Schichten im Lager selbst hergestellt — und soll der Aufnahme von Kriegsgefangenenakten dienen. In den beiden fertiggestellten Seitenflügeln wird bereits gearbeitet. Neulich mußte ich Säcke mit Akten raufschleppen, die oben von Offizieren und jungen ausgesuchten Mädchen, die alle das Jungkommunistenabzeichen tragen, abgenommen wurden. Dabei konnte ich einen Blick in die in Betrieb befindlichen Räume werfen. In riesigen, bis zur Decke reichenden Regalen stehen Zehntausende von Akten. Jeder entlassene Gefangene hat hier seine eigene Akte.

Warum? Die Gründe kann man sich erklären.

1. Wenn die Sowjets im Eventualfalle einen Gefangenen wiederbekommen, brauchen sie nur die entsprechende Akte herauszuziehen und sind über den Mann im Bilde.
2. Ist dieses Material natürlich auch eine Fundgrube zur Instruktion der kommunistischen Parteien in den einzelnen Ländern über interessierende Personen.

In dem etwa sechzig Meter langen Hauptgebäude sind die Innenarbeiten noch nicht abgeschlossen. Ich arbeite als Handlanger bei den Parkettlegern. Die Korridore, sowie die Konferenz- und Generalszimmer werden mit norwegischem Par-

kett ausgelegt. Die Waschhäuser an der parkähnlichen Einfahrt sind ziemlich genaue Nachbildungen der Kavaliershäuser am Brandenburger Tor in Berlin.

Die Bauleitung liegt theoretisch in russischen Händern. Praktisch wird jedoch alles von deutschen Gefangenen gemacht. Ingenieure, Bautechniker, selbst der Konstrukteur und Chefarchitekt sind Deutsche. Es wird mit Hochdruck gearbeitet, da zum 1. Januar das Archivgebäude schlüsselfertig übergeben werden muß. Die Schichten sind bereits auf zehn Stunden verlängert; es wird pausenlos angetrieben. Dabei wird soviel unnütze Arbeit geleistet, die unter dem Druck der Russen gemacht werden muß, obwohl die deutschen Fachleute wissen, und es auch sagen, daß wir die gleiche Arbeit in ein paar Wochen noch einmal machen müssen. Zum Beispiel legen wir Steinholzfußböden und auch das Parkett auf den frischen, nassen Beton. Natürlich muß der Fußboden quellen und hochgehen, aber es wird befohlen und gemacht, denn der Termin muß eingehalten werden. Ein paar Wochen nach dem Termin werden wir unsere Fußböden eben wieder rausreißen und neu legen.

Die gesamte Inneneinrichtung, Möbel, Kronleuchter, Türen, Vorhänge und sonstiges Inventar werden im Lager gemacht. Ganze Industrien sind bei uns entstanden. Eine große Tischlerei, Schmiede, Großschneiderei, alles ist da. Verdient wird keine Kopeke, angeblich sollen die Facharbeiter etwas bekommen, wir Handlanger erhalten nichts.

Das Essen ist schlecht und völlig unzureichend. Es stillt nicht einmal den gröbsten Hunger. Weihnachten steht vor der Tür. Was ist mit der versprochenen Heimfahrt 1948? —

Auch dieser „Heilige Abend" ging vorbei. Ich hatte mein letztes Hemd, das noch aus Kemeri stammte, verkauft, um wenigstens einmal satt zu werden. Um 10 Uhr nachts ging ich zu einer vierzehnstündigen Schicht raus zur Arbeit.

Die Stimmung der Gefangenen ist trostlos. Die versprochene Heimkehr war eine schamlose Lüge. Noch nie habe ich ein so trauriges Weihnachtsfest erlebt wie das letzte. Die

meisten Gefangenen hatten weder einen Baum gewollt, noch auch nur einen grünen Zweig. Mit vier Kameraden haben wir versucht, den Abend wenigstens etwas weihnachtlich zu gestalten. Aber es mißlang vollkommen. Bei den Weihnachtsliedern im Radio hatten viele das Wasser in den Augen stehen, andere saßen völlig stumpf auf ihren Pritschen. Geschmacklos, aber für uns glücklicherweise, brachte der Lautsprecher bald Tanzmusik. Es war besser so.

Die armen Mütter und Frauen zu Hause! Wieder haben sie umsonst gewartet.

Noch immer darf im Lager keiner wagen, von der Nichterfüllung des Heimkehrversprechens zu reden. Er wird sofort zum Faschisten gestempelt, weil er kein Vertrauen zur Sowjetunion habe!

Ja, woher sollen wir denn Vertrauen nehmen?! Hat nicht Molotow offiziell versprochen, die deutschen Kriegsgefangenen sind bis 31. Dezember 1948 zu Hause?!

Es nützt nichts. Es bleiben nur zwei Wege, auf denen ich die Heimkehr vielleicht erreichen kann: Flucht oder Hunger, um als Kranker als unbrauchbar weggeschickt zu werden.

Die Flucht bietet vielleich ein Prozent Gewinnchancen, das hungern dauert lange, sehr lange, ist für meinen ohnehin durch Krieg und Gefangenschaft strapazierten Körper gefährlich und bietet auch keine vollkommene Sicherheit. Aber irgendetwas muß ich tun, denn nach der Nichterfüllung eines so offiziellen, vor der Welt geäußerten Versprechens, wäre es eine wahnsinnige Selbsttäuschung, auch nur noch ein einziges Wort von sowjetischer Seite zu glauben.

Morgen ist Silvester. Wir arbeiten am 31 Dezember 1948, dem letzten „offiziellen" Tag unserer Gefangenschaft vierundzwanzig Stunden durch! Das Parkett muß morgen Nacht liegen. Die letzten beiden Tage haben wir dreizehn und sechzehn Stunden gearbeitet. So gehe ich ins neue, fünfte Jahr meiner Gefangenschaft!

Wie sagt man in Europa?

Ein gesegnetes, glückliches, neues Jahr!

GEDANKEN, GEREDE, TATEN

Es ist März 1949, der Tag meines 28. Geburtstages. Ich liege wieder im Lazarett. Mein Befund: Bronchopneumonie, Bronchiektase, Verdacht auf Lungentuberkulose. Ich habe es so gewollt. Habe mich zu diesem Zustand heruntergehungert.

Den Plan einer Flucht habe ich aufgegeben. War es nur die fast völlige Aussichtslosigkeit auf Gelingen, oder bin ich schon so abgenutzt, daß ich einfach zu feige geworden bin? Ich bin mir darüber nicht klar, und im Augenblick bleibt es auch bedeutungslos, da ich den andern Weg bereits beschritten habe, der viel mehr Geduld, Zähigkeit und Ausdauer erfordert, aber mehr Gewinnchancen hat.

Seit 1. Januar esse ich kein Brot, keinen Zucker, kein Fett. Ich lebe von zwei dünnen Suppen und ein paar Löffeln Brei zum Mittagessen. Mein Hungern mußte ich verheimlichen, denn mein rechter Nachbar in der Baracke stand im Verdacht Spitzel zu sein. Wenn ich morgens mein Brot empfing, packte ich es ein und tat so, als ob ich es auf der Baustelle essen würde. In Wirklichkeit kaufte es mir ein zuverlässiger Kamerad ab, oder gab mir Zigaretten und Tabak dafür.

Meine Arbeit im Januar und Februar war sehr schwer. Meine Brigade hob Kanalisationsgräben aus, die 1,80 Meter tief in die gefrorene Erde gehauen werden mußten. Wir arbeiteten mit Meißeln und schweren Vorschlaghämmern, da nur die letzten achtzig Zentimeter mit Kreuzhacke und Spaten bearbeitet werden konnten.

Zur Arbeit ging ich morgens raus ohne etwas gegessen zu haben. Ich trank lediglich eine Tasse Kaffee. Da das Essen nur selten zur Baustelle gebracht wurde, erhielt ich

meine erste Mahlzeit am Tage abends um 18 Uhr.. Dafür rauchte ich umso mehr.

Bei der ersten Kommissionierung Ende Januar, hatte ich schon erheblich abgenommen und wies den russischen Arzt auf eine überstandene Lungentuberkulose hin. Im Winterrückzug vor Moskau im Jahre 1941 hatte ich nach einer doppelseitigen Lungenentzündung ein Infiltrat zurückbehalten; diese Tatsache versuchte und versuche ich jetzt auszunutzen. Aber bei der kommissarischen Untersuchung wurde ich nur Arbeitsgruppe II geschrieben, also noch voll arbeitsfähig.

Anfang Februar bekam ich eine heftige Bronchitis. Ich hustete derartig, daß auch die Kameraden um mich herum nicht schlafen konnten. Täglich ging ich zum Lazarett, um Codein zu holen. Allmählich stellten sich leichte Temperaturen ein. Trotzdem wurde ich nicht krank geschrieben.

An Sonntagen aß ich ab Ende Februar meine Brotration, auch etwas Fett und Zucker. Unter der Woche, wenn ich zur Arbeit ging, nach wie vor nur Suppen.

Zu dieser Zeit begann mir die Arbeit sehr schwer zu fallen. Aber ich gab nicht nach. Je mehr ich arbeitete, umso schneller mußte der körperliche Verfall eintreten. Fünf Wochen hatte ich schon die üble Bronchitis. Jeden Abend ging ich zum Lazarett zum Fiebermessen und Codeinempfang. Einmal wurde ich für zwei Tage krank geschrieben. Dann ging ich wieder zur Arbeit.

Bei der zweiten Kommissionierung Ende Februar wurde ich als schwacher IIer eingestuft. Also voll arbeitsfähig.

Am 18. März wurde ich dann endlich dem deutschen Internisten vorgestellt. Das geschah am Abend um 9 Uhr. Um 10 Uhr lag ich im Lazarett. Ich erzählte auch ihm, daß ich schon einmal eine Lungentuberkulose gehabt hätte und gab ihm ein gegenwärtiges Krankheitsbild mit allen Erscheinungen einer solchen. Kein Mensch weiß, daß ich hungere.

Es ist nicht leicht, das Wenige, was man erhält, nicht zu essen. Aber ich bin auf dem Punkt angelangt, wo es dem

Menschen gleichgültig wird, was mit ihm geschieht — wenn er nicht sein gestecktes Ziel erreicht, in meinem Falle die Freiheit.

Hungern tut weh, sehr weh sogar, aber es ist keine Ausrede für Charakterschwäche, auch nicht verhungern. Ich selbst habe manchen damit entschuldigt. Es ist nicht richtig. Man sagt, der Körper verlange sein Recht. Das stimmt solange, wie das Recht des Körpers sich keine Rechte über Geist und menschliches Verantwortungsgefühl anmaßt. In diesem Augenblick wird das Recht zum Unrecht.

Ich werde solange hungern, bis ich soweit heruntergekommen bin, daß man meine Arbeitskraft als nicht mehr verwendungsfähig einstuft. Auf diesem Zustand werde ich mich dann solange halten, bis man mich nach Hause schickt — oder ich kaputtgehe. Vorläufig halte ich es noch aus.

Heute bin ich 28 Jahre alt geworden. Und das Facit dieser achtundzwanzig Lebensjahre?

Eine behütete Kindheit und der Beginn einer erwachten Jugend, in die früh, sehr früh, der Krieg hineingriff, mich heraushob aus junger Ziellosigkeit und beginnender Zielstrebigkeit und mich hineinwarf in das universelle Geschehen eines Krieges, der mir mit zwanzig Jahren bereits Verantwortung über Menschenleben aufbürdete, ohne danach zu fragen, ob ich diese Bürde tragen wolle oder könne.

Ich glaubte richtig zu handeln, wenn ich mich viereinhalb Jahre lang im Töten übte, selbst in kurzen Abständen mit Blut bezahlte, und den einmal begonnenen Weg, zwar unter seinem Neigen zum Abgrund mit erwachenden Bedenken, aber doch in seiner begonnenen Konsequenz zu Ende ging — bis ich an jenem 8. Mai 1945 mit körperlichen und seelischen Narben gezeichnet, mit Orden und Ehren des eigenen und Flüchen und Haß der fremden Völker versehen, anlangte, um festzustellen, daß dieses Ende das Ende eines Traumes war!

Und dann?

Versuch einer Entziehung von sowjetischer Gefangenschaft, Auslieferung vom neutralen Schweden, Gefangen-

schaft, Hunger, Dreck, Flucht, Schläge, Strafzug, Torf, eine helle Minute: Birgit — und nun im Zentrum der Sowjetunion, in Moskau, mit der einzigen Handlungsmöglichkeit um Freiheit: den eigenen Körper nach zehn Jahren Krieg und Gefangenschaft so zu ruinieren, daß dieses gnadenlose System mich — vielleicht — als unbrauchbar, als nicht mehr verwendungsfähig, wegwirft!

28 Jahre! Ein Mann in diesem Alter irgendwo in der Welt hat wohl andere Ziele als zu hungern und den Ruin des eigenen Leibes! Er hat wohl einen anderen Willen, als immer nur den, nicht weich zu werden gegen die Forderungen und Gelüste seines eigenen Körpers!

Er hat Arbeit, vielleicht auch eine Frau, ein Kind — und wenn er alles drei nicht hat, so besitzt er doch eines, was ihn überhaupt erst zum Menschen und Manne macht: die Freiheit!

Freiheit! Ich verfüge im Augenblick über sehr viel Zeit zum Nachdenken, und ich habe dieses Nachdenken wahrgenommen, um mich zu prüfen, w a r u m ich hungere? Es könnte manche Erklärung dafür geben:

Zum Beispiel könnte ich zur Arbeit zu faul sein? Oder ich hätte Heimweh nach zu Hause, nach Mutter, Vater und Geschwister? Oder Heimweh nach einer schönen Umgebung, nach einer Frau?

Aber das ist es alles nicht. Nicht der Wunsch nach Wiederbegegnen, nicht die Sehnsucht nach schönen Dingen, nicht das Verlangen nach Liebe.

Es ist viel einfacher und doch vielleicht unverständlicher: Ich habe es satt G e f a n g e n e r zu sein! Die Freiheit meiner winzigen, unwichtigen Person ist es, ohne die ich nicht mehr zu leben imstande bin.

Hätte ich dies früher in einem Buch gelesen, dann hätte ich, je nach meiner Altersstufe, feurig daran geglaubt, oder skeptisch darüber gelächelt. Heute weiß ich es, heute an meinem 28. Geburtstag, daß ich entweder verrecken werde — oder die Freiheit erlange!

Was ist also das Facit meiner 28 Jahre? Was kann ich auf die Seite der Positiva buchen?
Neben etwas Lebenserfahrung, einigen menschlichen Erkenntnissen, das Wissen um das entscheidende Moment des menschlichen Lebens: Die Freiheit!

Nicht nur die absolute Freiheit seines Geistes, seines Bewußtseins — nein, auch die sehr körperliche Freiheit seiner Person, seiner Handlungen.

Auch der Mensch, der die erste Forderung seines Menschtums, die seiner geistigen Freiheit seines Bewußtseins, erfüllt — auch er geht, und wenn es Jahre braucht, aber er geht unter der Unfreiheit seiner Person und seiner Handlungen zugrunde!

Also habe ich eine Erkenntnis gewonnen, und diese eine ist die einzige, der ich eine so große Bedeutung beimesse, daß sie überhaupt auf der Waage des Gewonnenen und des Verlorenen, ein in die Waagschale zu werfendes Gewicht bedeutet.

Aber wiegt diese eine Erkenntnis, wiegt sie die Nöte des Geistes und des Körpers, die Verluste an Gesundheit und Ausbildung zu einem Beruf auf, und die Tatsache, daß ich — auch wenn es mir gelingt, meine Freiheit zu erhungern — ein Nichts, ein Niemand bin, mit keiner anderen beruflichen Ausbildung als der des geschulten Tötens?!

Vor ein paar Jahren hätte ich diese Frage bejaht — heute, heute sage ich: Ich bin so bar jedes Vertrauens, so entkleidet jedes Glaubens — daß ich verlerne an mich selbst zu glauben. Und mein „Nein" ist keine Antwort, sondern eine Resignation. Diese Resignation ist in der Welt der Gefühle zu Hause, die zu haben ich mir auf allen Gebieten des Intellekts nicht mehr erlaube, oder besser, auf allen dem Intellekt nachbarlich angrenzenden Gebieten.

Mein Verstand sagt mir: Diese Erkenntnis wiegt nicht zehn Jahre deines Lebens auf. Wenn du alle Erkenntnisse so teuer bezahlen willst, dann wirst du bald alle Zahlungen einstellen — oder hochstapeln!

Ich suche nach Schuldigen. Mit Vorurteilen kann manches, aber wird niemals das Wesentliche getan sein. Aber

ich suche nach dem Weg, der aus den ewigen Wiederholungen solchen Geschehens herausführt!

Was ist damit getan, Schuldige (und schuldig genannte Unschuldige!) zu bestrafen, zu hängen oder in jahrzehntelanger Haft zu halten, wenn man, wie es hier so erbarmungslos anschaulich demonstriert wird, selbst nicht einmal den Willen zum Bessermachen hat, geschweige denn einen Weg wüßte, der das menschliche Leben lebenswert und glücklich macht?! Und gibt es denn etwas Schändlicheres im menschlichen Handeln als sein *„pereat"* zu sprechen und selbst die abgeurteilten Verbrechen noch zu potenzieren?!

Nein, das gibt es sicher nicht, und kein Teufel, kein Dämon der menschlichen Vorstellungswelt kann so verdorben, so schlecht, so gemein sein wie diese mit zynischer Selbstverständlichkeit praktizierten Methoden des Strafens unter gleichzeitigem Vollzug ungleich schlimmerer Praktiken.

Jetzt im Lazarett leide ich etwas mehr unter dem Hungern als in den Tagen, wenn ich zur Arbeit ging. Der Tag hat viele Stunden, und manche Stunde der Nacht tröpfelt nur minutenweise von der durchwachten Gegenwart in die bewußtlose Vergangenheit.

Es ist gut, daß ich im Lager einige Menschen fand, mit denen zusammen man dem Gleichlauf des Alltags leichter entrinnen konnte. Wir waren ein seltsamer Kreis, der sich jeden Sonntag und manchmal auch an Wochenabenden traf. Ein katholischer Priester, ein Augenarzt, ein Student der Technik (von 31 Jahren, auch ein Opfer unserer Zeit), ein deutscher General und ich.

Der General ist einer von den Männern aus einstmals führenden Stellungen, die auch in der Gefangenschaft, unter Wegfall aller Privilegien, Hilfen der Autorität und der Befehlsgewalt, seine Haltung als Mensch der Verantwortung, bewahrte. Es waren längst nicht alle, die Beispiel solcher menschlichen Bewährung gaben.

Unsere Gespräche waren bunt wie die Zusammensetzung unseres Kreises. Über das Essen sprach keiner, oder doch nur insoweit es die kulinarische Begleiterscheinung und Vor-

bereitung eines Zusammenseins erforderlich machte. Ansonsten war es zwar lebensnotwendig, bot aber keinen Stoff für ein Gespräch. Gerade der außerhalb unseres Milieus liegende Stoff der Gespräche machte die gemeinsamen Stunden einem jeden von uns liebenswert. Literatur, Geschichte, Musik, philosophische und Glaubensfragen, alle Gebiete, die geistig über unserem Milieu lebende Menschen berühren, wurden diskutiert. Auf diese Abende freute ich mich Tage zuvor, weil sie Lichtblicke waren in einem sonst eintönigen Tageskreislauf.

Der große Kreis, der die Menschen meines Wohnraumes mit achtzig Mann, oder überhaupt alle Gefangenen des Lagers umfaßte, bietet im allgemeinen geistigen Rund- oder Leerlauf. Die meisten sind so völlig — und das bis zu einem gewissen Grade verständlicherweise — von den zwei Fragen der Sättigungsmöglichkeit und dem Zeitpunkt der Entlassung in Anspruch genommen, daß für andere Fragen wenig oder gar kein Platz mehr bleibt. —

Nach drei Wochen wurde ich aus dem Lazarett entlassen. Beweise für eine Lungentuberkulose liegen nicht vor. Auf Grund meines Körperzustandes und meiner noch immer diagnostizierten Bronchiektase bin ich „o. k." geschrieben worden. Das heißt, ich brauche nicht zu arbeiten, sondern liege zusammen mit zehn anderen arbeitsunfähigen Kameraden auf einer Stube und kann innerhalb des Lagers machen, was ich will, von einigen Reinigungsdiensten abgesehen.

Da ich nur noch 110 Pfund wiege, esse ich jetzt täglich 200 Gramm Brot. Nehme ich zu, höre ich eben wieder auf damit. Meinen Körper habe ich vollkommen in der Gewalt, er ordnet sich unter.

Zu einer konzentrierten geistigen Arbeit für mehrere Stunden bin ich nicht mehr in der Lage, auch zu lesen vermag ich nicht länger als ein bis zwei Stunden an einem Stück. Natürliche Folgen der Unterernährung. Um die brachliegende Zeit unbewußt zu durchleben, verfertige ich jetzt Kämme aus Hartgummi. Als Werkzeug stehen mir ein kleiner Fuchsschwanz, eine Feile und etwas Schmiergelpapier

zur Verfügung. Meine Produkte werden immer besser. Für die Friseure habe ich jetzt Spezialkämme gemacht. Diese Art von Arbeit macht mir zwar keine Freude, aber sie erfordert Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und die Stunden des Tages vergehen auf diese Weise leichter.

Für eine Aufführung von „Wallensteins Lager“, die als Musterbeispiel höfischer Intrige wirken soll, hat man mir die Rolle des jungen Piccolomini gegeben. Ich spiele ihn gern, nicht nur wegen der gedanklichen Ablenkungsmöglichkeit. In manchem seiner Wünsche nach Friede und Ruhe finde ich die eigenen wieder. Wie gerecht und berechtigt, und wie ganz der Schrei unserer eigenen Zeit, jenes:

o, laßt den Kaiser Friede machen, Herr,
den blutigen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
fürs erste Veilchen, das der März uns bringt!

Friede! Nicht nur des Schwertes, auch des Geistes und der Herzen.

DAS HOSPITAL

Nun ist es Hochsommer geworden. Das Jahr hat seinen Höhepunkt bereits überschritten. Noch immer bin ich Gefangener und noch immer hungere ich. Verändert hat sich lediglich meine Umgebung.

Seit Mai liege ich hier im Spezial-Hospital in Lublino, einer südlichen Vorstadt Moskaus. Da ich im Lager weiter abgenommen hatte, wurde ich mit Tbc.-Verdacht hierher verlegt. Angeblich, so nahmen es die deutschen Ärzte im Lagerlazarett wenigstens an, besteht hier die günstigste Absprungsbasis zu einer Heimfahrt. Leider sieht es in Wirklichkeit anders aus.

Das Spezial-Hospital beherbergt fast ausschließlich Gefangene mit chronischen Erkrankungen, die oft jahrelang liegen. Der ganze Menschenschrott der Moskauer Gefangenenlager wird hierher zusammengekarrt. Es steht unter russischer Verwaltung, das gesamte Personal, vom Koch bis zum Chefarzt, auch die Schwestern, das umfangreiche weibliche Hilfspersonal und die Abteilungsärzte sind Russen. Einige deutsche Ärzte, welche die eigentliche Arbeit machen, sind als Fachärzte mit oft jahrzehntelanger Praxis jungen russischen Ärztinnen unterstellt. Die politische Abteilung, in Händen eines besonders gehässigen und korrupten politischen Offiziers, bildet den eigentlichen Kopf des Hospitals, den Oberbefehl über Tod und Leben. Sie spricht das letzte Wort über Entlassung oder Nichtentlassung, auch wenn die russischen Ärzte und Ärztinnen den baldigen Tod eines Patienten klar voraussagen können und seine Repatriierung fordern.

Wieviel Todesurteile diese politische Abteilung im Spitzel-Hospital bereits ausgesprochen hat, geht aus der Todesziffer hervor, welche längst die Fünfhunderter-Grenze überschritt. Mindestens fünfzig Prozent davon sind Fälle, die in der Hei-

mat hätten geheilt werden können; weitere dreißig bis vierzig Prozent hätten jedenfalls noch einige Zeit zu Hause leben und ihre Angehörigen nochmals sehen können — wenn der politische Offizier ihre Entlassung genehmigt hätte.

Die sanitären Verhältnisse für ein Hospital von zwei- bis dreihundert Kranken sind katastrophal. Die Abortanlage besteht aus Kübeln, die direkt vor dem Hauseingang in eine Grube mehrmals am Tage entleert werden. Die Waschgelegenheit für je eine Station von fünfzig bis achtzig Kranken bildet ein Blechbecken, das höchstens drei bis vier Eimer Wasser faßt. Aus kleinen Ventilen kann man es sich auf die Hand träufeln lassen, um sich zu waschen. Zum baden müssen die Patienten Sommer wie Winter über freies Gelände dreihundert Meter zur Badebaracke gehen. Wer nicht in der Lage ist zu laufen, kann auch nicht baden. Er wird in der Waschschüssel „gebadet". Wanzen und Fliegen bevölkern wie überall in quälenden Mengen unsere Krankenzimmer.

Die Verpflegungsverhältnisse entsprechen den hygienischen Anlagen. Es gibt verschiedene Verpflegungsklassen, je nach Krankheit des Patienten. Die zur Ausgabe gelangende Menge ist minimal. Laut Verpflegungsplan, der neben dem Essenschalter aushängt, stehen dem Kranken meiner Verpflegungsklasse unter anderem 150 Gramm gekochtes Rindfleisch und hundert Gramm Gries oder Reis zu. In den Wochen meines Hierseins habe ich weder Reis noch Gries und höchstens zwanzig bis dreißig Gramm Fleisch pro Tag erhalten. Was es tatsächlich gibt, sind fünfhundert Gramm Weißbrot, fünfundzwanzig Gramm Fett, dreißig Gramm Zucker, morgens drei gehäufte Eßlöffel Hafer- oder Graupenbrei, mittags einen halben Liter Wassersuppe, die ausschließlich Krautblätter enthält, und wieder drei Löffel Brei mit einer saucenähnlichen Flüssigkeit, in der ein paar Fleischstückchen herumschwimmen. Laut Speisezettel nennt sich das Goulasch. Zum Abendbrot erhalte ich einen halben Liter Wassersuppe *oder* wiederum drei Löffel Brei. Diese Kost empfängt aber keineswegs der Normalkranke, sondern nur der Empfänger

der zweitbesten Koststufe. Der Normalempfänger, das sind sechzig Prozent aller Kranken, erhält fünfzehn Gramm Fett, zwanzig Gramm Zucker, und statt fünfhundert Gramm Weißbrot sechshundert Gramm nasses Schwarzbrot. Außerdem noch etwas weniger Brei.

Aus welchem Grunde die Essensverhältnisse so schlecht sind, erfuhr ich in allen Einzelheiten von einem Kameraden, der als Halbgenesener einige Zeit zur Arbeit in die Lazarettküche kommandiert wurde. Die beiden russischen Köche nehmen zunächst einmal täglich Fett und vor allem Fleisch kiloweise mit nach Hause. Ferner essen fast sämtliche russischen Lazarettangestellte, ich schätze ihre Stärke auf mindestens 40 Personen, von den hochwertigen Nahrungsmitteln der Gefangenenküche, davon lediglich der diensthabende Arzt mit Genehmigung. Für den politischen Offizier werden ebenfalls täglich zu jeder Mahlzeit Bratkartoffeln, Kotelettes, Omeletten und ähnliche Speisen, die eine mehrfache Krankenration an Fett und Fleisch erfordern, in der Gefangenenküche zubereitet. Das deutsche Lazarettpersonal, dem auch einige Ungarn angehören, vor allem diejenigen, welche im Dienste der politischen Abteilung stehen, leben natürlich auch um ein Vielfaches besser als die Kranken. Die Schwerkranken haben bei dieser Kost überhaupt keine Chance je gesund zu werden.

Die Tbc.-Station umfaßt vierzig bis fünfzig Menschen. Die meisten der Tbc-Kranken dürfen nicht nach Hause fahren, auch wenn sie sich den Zeitpunkt ihres sicheren Todes nach Wochen errechnen können. Der Kostunterschied für Tbc.-Kranke besteht darin, daß sie am Morgen anstatt der drei Löffel Brei, drei Löffel Bratkartoffeln erhalten. Ansonsten empfangen sie dieselbe Verpflegung wie ich auch.

Ich selbst liege auf der Station für innere Krankheiten. Der Röntgenapparat des Hospitals arbeitet so schlecht, daß sich keine genauen Lungenaufnahmen machen lassen. Meine Diagnose blieb natürlich unverändert und lautete nach wie vor auf Bronchiektase und Verdacht auf Lungen-Tbc. Mein vom deutschen Internisten in Krasnogorsk mitgeschickter

Befund liegt der hiesigen Diagnose unverändert zu Grunde. Ich wiege zurzeit 53 Kilogramm. Dieses Gewicht werde ich halten. Je nach Aussage der Wage esse ich zweihundert Gramm Brot oder weniger zu meinen Suppen.

Mein Abteilungsarzt wird von einer jungen russischen Ärztin — wegen ihres raschen und hüpfenden Ganges von uns „Pferdchen" genannt — verkörpert. Ihre medizinischen Kenntnisse sind belanglos, für mich gereicht dieser Umstand zum Vorteil, für die schwerkranken Kameraden aber sehr zum Nachteil. Sie ist recht hübsch, dabei aber auch ohne jede Empfindung für das Leid ihrer Patienten. Die drei Jahre Arbeit in Kriegsgefangenenlazaretten haben sie wohl abgestumpft und gleichgültig gemacht. Eine Entscheidung, ob ein Schwerkranker heimfahren darf, liegt letzten Endes ja doch außerhalb ihres Machtbereiches.

Unsere Stationsschwetser nennen wir „Tränenkrüglein", weil sie immer ein Gesicht macht, als wolle sie losweinen. Aber sie ist gewissenhaft in der Medikamentenausgabe und zuverlässig in der Ausführung ärztlicher Vorschriften. Eine der wenigen Ausnahmen, denn die anderen Schwestern verrichten meist nur sehr nachlässig und leichtsinnig ihren Dienst. Haben sie Medikamente, geben sie alles her, was man von ihnen wünscht. Am nächsten Tage ist natürlich nichts mehr da. So habe ich mir einen ganzen Vorrat an Luminalschlaftabletten zusammengehamstert — für alle Fälle. Einige von uns haben das.

Sehr nett in ihrem Wesen ist eine ukrainische Schwester, genannt die „Kolchosbäuerin". Sie ist menschlich, von einem immer gleichbleibenden freundlichen Ernst, und bringt aus ihrem Garten Zwiebellauch, Petersilie oder sonst etwas Grünes ihren Patienten mit. Wegen ihres menschenfreundlichen Verhaltens genießt sie das Ansehen aller Kranken. Über die gesamte Schwesternschaft können wir uns in menschlicher Hinsicht nicht beklagen, alle sind freundlich, wenn auch manchmal in medizinischer Hinsicht von leichtfertiger Gleichgültigkeit.

Auf meiner Stube liegen elf Kranke, meist sind es Fälle, die schon seit Jahren in diesem oder anderen Lazaretten als Schwerkranke auf ihre endliche Heimkehr warten.

Spitzenreiter macht ein ehemaliger Hauptmann der Luftwaffe. Er wurde bereits im Juli 1941 abgeschossen und gefangengenommen. Seine Gefangenenzeit während des Krieges verbrachte er zum größten Teil in Zuchthäusern und Gefängnissen. Seine Berichte werfen ein erschütterndes Licht auf das Leben der deutschen Kriegsgefangenen während des Krieges. Kältezellen, die bei einem Frost von dreißig bis vierzig Grad unter Null ohne Fenster waren, wechselten mit Kellerzellen ab, in denen kniehoch das Wasser stand. Er wog bei einer Größe von 1,82 Meter bis zu 78 Pfund! Heute ist er nur noch ein körperliches Wrack. Vom Herzfehler über eine kaputte Lunge, Magengeschwür, chronische Blinddarmentzündung, Miniskusriß und zwei Zentimeter langen Hämorrhoiden weist er sämtliche Krankheiten auf, die ein Gefangener nach acht Jahren sich unter solchen Verhältnissen zuziehen muß. Er war früher Flugkapitän bei der Lufthansa und flog unter anderem die Verkehrsstrecke nach Spanien als Zivilflieger. Mit dem Bürgerkrieg selbst hatte er überhaupt nichts zu tun. Aber er gilt daher als Belasteter und „Plombierter", weil er verdächtig ist, an dem wundesten Punkt des kommunistischen Vorkriegsimperialismus, in Spanien, beteiligt gewesen zu sein. Seine Tochter ist acht Jahre alt, er hat sie noch nie gesehen.

Wir bewundern alle seinen ungebrochenen Lebensmut und seinen nicht unterzukriegenden Humor. Von uns allen erscheint er als der heiterste und seelisch ungebrochenste Kranke. Seine menschliche Haltung ist beispielgebend. Seit vier Jahren ist er ununterbrochen krank, wurde trotzdem ab und zu arbeitsfähig geschrieben, kehrte aber in kurzen Abständen immer wieder ins Lazarett zurück. Er darf nicht nach Hause fahren, immer wieder wird er vom politischen Offizier von der Heimkehrerliste gestrichen.

Es liegen zwei Geistliche und ein evangelischer Theologiestudent auf meiner Stube.

Der katholische Priester, Universitätsprofessor, Dogmatiker, liegt seit dreißig Monaten als schwer Herzkranker in Lazaretten und Hospitälern herum. In kurzen Abständen leidet er unter schwersten Atemnotanfällen. Obwohl er während des Krieges lediglich als Divisionsgeistlicher eingesetzt war, verhindert die politische Abteilung immer wieder seinen Heimtransport.

Auch er ist geistig völlig ungebrochen, durchdrungen von seiner priesterlichen Sendung und der Mann in unserer Stube, der zu allen Entscheidungen in Gesprächen hinzugezogen wird, weil er über ein nahezu lückenloses geistiges Rüstzeug verfügt.

Der evangelische Pfarrer, seit vier Jahren krank, erlitt vor einem halben Jahr den dritten Schlaganfall in der Gefangenschaft, der ihn halbseitig lähmte. Er wurde siebzehnmal (!!) von der Transportliste gestrichen. Grund: Abwehroffizier beim Festungsstab Königsberg.

Der Theologiestudent, 28 Jahre alt, 1942 als Leutnant in Gefangenschaft geraten, leidet an einer Angina pektoris. Bei der Aufforderungsaktion an junge Offiziere für die Volkspolizei in der Ostzone, wo er beheimatet ist, blieb er ablehnend und darf vermutlich aus diesem Grunde nicht heimkehren.

Einen weiteren besonders tragischen Fall bildet ein ehemaliger Offizier aus Westdeutschland. Seit vier Jahren ist er offiziell zum Invaliden erklärt, lag ausschließlich wegen eines schweren Herzklappenfehlers in Lazaretten und Hospitälern, der ihn alle paar Tage an den Rand des Todes bringt. Er darf nicht nach Hause fahren, weil er nach einer schweren Verwundung als Adjutant zu einem Landesschützenbataillon kommandiert worden war. Landesschützen gelten als belastet und plombiert, da sie infolge ihrer Bewachungsaufgaben an Bahnstrecken und Industrieprojekten mit Partisanenbekämpfung zu tun hatten. Wenn er nicht sehr bald fährt, wird er hier sterben.

Nach einem sehr schweren Anfall, das Herz schaffte die Durchblutung der Lungen nicht mehr, er lag mit ganz schwachem Puls eine Nacht fast ohne Bewußtsein und spuckte

laufend Blut, erklärte er „Pferdchen" bei der Visite am nächsten Morgen, daß man an ihm einen politischen Mord begehe. So behandle man in Europa keinen Hund.

Sie stand hilflos dabei und ging zum nächsten Patienten weiter. *Status item.*

Der zweite Angina-pektoris-Fall, seit zweieinhalb Jahren erkrankt, schon einmal bis Brest-Litowsk im Krankentransport mitgefahren, von dort zurückgeschickt, darf nicht nach Hause fahren, weil er Angehöriger der Landespolizei in Ostpreußen war. Jeden zweiten oder dritten Tag hat er schwerste Herzanfälle, daß er nicht mal in der Lage ist, um Medikamente zu bitten. Wir müssen dauernd auf ihn aufpassen, um rechtzeitig zur Hand zu sein.

Mein rechter Nachbar leidet seit achtzehn Monaten an einer chronischen Nierenbeckenentzündung, wurde bereits einmal erfolglos operiert und darf nicht nach Hause fahren, weil er Heeresnachrichtenoffizier war. Als solcher gilt er der Spionage verdächtig, außerdem lassen die Russen Angehörige von Spezialwaffengattungen nur in seltensten Fällen nach Deutschland heimkehren.

Mein linker Nachbar hat nach einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung noch nach Monaten täglich Fieber und eine starke Verschwartung des Rippenfells, darf nicht nach Hause fahren, weil er im Zivilberuf Zollinspektor war, und als solcher unter dem Verdacht von Spionageaufträgen steht.

Ferner liegen noch Fliegeringenieure mit Rippenfellentzündung und ein junger Baustudent nach einer Lungenentzündung auf meiner Stube, bei denen man erst abwarten muß, ob sie fahren werden oder nicht.

Seit meiner Anwesenheit ging bereits ein Transport nach Hause ab. Vor seinem Abgang wurde ich zum Verhör beim politischen Inspektor gerufen. Er fragte mich vor allem nach der Art meiner Waffengattung. Ich war nicht beim Transport dabei, auch sonst kein Panzeroffizier oder Offizier einer anderen Spezialwaffengattung. Aber ich hoffe auf das nächste Mal. „Pferdchen", dem ich die Gefahr einer Wiederholung meiner Lungentuberkulose eindringlich vor Augen

führte, versprach mir mich zum Transport vorzuschlagen. Aber das entscheidende Wort spricht der politische Offizier.

Im Zimmer neben uns liegen nur Schwerkranke, meist Herzfälle. Drei davon sind seit meinem Hiersein gestorben. Alles Leute sogenannter plombierter Einheiten, keine Offiziere, sondern einfache Soldaten, die auf Befehl der politischen Abteilung hier sterben mußten. Auch sie lagen schon jahrelang in Lazaretten, hätten vielleicht zu Hause geheilt werden, jedenfalls aber ihre Angehörigen noch einmal sehen können, und nicht hier wie Hunde einzugehen brauchen.

Die Toten werden obduziert und in einem Papiersack verscharrt. Das erledigen zwei Sanitäter.

Die kommunistische Partei lehnt nach ihrer Propaganda den politischen Mord ab, sie erklärt, daß sie ihn verabscheue.

Und was geschieht hier? In einem Spezial-Hospital für deutsche Kriegsgefangene? Ist dieses langsame Auslöschenlassen, dieses Verreckenlassen von Menschen, die genau wissen, Monate lang genau wissen, daß sie hier sterben müssen, weil sie „belastet" sind, nicht tausendmal grausamer, als ein „gnädiger" Genickschuß?

Heute geschah zweierlei, was man mit Galgenhumor bezeichnen könnte.

Als „Pferdchen" heute morgen zur Visite kam, lagen wir brav in unseren Betten, und bei ihrer Frage nach dem Ergehen der einzelnen Patienten erhielt sie immer nur die lakonische Antwort: *Status item.*

Sie lächelt amüsiert, galoppierte von Bett zu Bett und verschwand. Sie hatte Zeit gespart. Wir werden weitestgehend bei dieser Methode bleiben, vor allem den alten Kranken hängt die seit Jahren sich täglich wiederholende Beschreibung ihres Zustandes förmlich zum Halse heraus.

Im Arbeitslager, das mit dem Hospital in einem Gebäudekomplex untergebracht ist, war heute die monatliche Versammlung für die Arbeitsprojektierung. Diese Versammlungen dienen in erster Linie der Verkündung und formellen Abstimmung der Lagergemeinschaft über eine Steigerung der

Arbeitsleistung, wie sie von der russischen Verwaltung gefordert und von der deutschen „Antifa" bekanntgemacht wird. Unter den gegebenen Verhältnissen mit all den möglichen Druckmitteln gegen „Saboteure und Reaktionäre" stoßen solche Forderungen kaum auf Schwierigkeiten, und so auch heute nicht.

Ich schaute vom Gangfenster aus zu. Nach einer Rede des „Antifa"-Leiters, eines berüchtigten Spitzels, der in mehreren Lagern „erfolgreich" gearbeitet hatte, in der er die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Stärkung der Sowjetunion, der mächtigen Freundin Deutschlands, hervorhob, schritt er zur Abstimmung über eine zehnprozentige Leistungssteigerung.

Nach der Aufforderung, wer dafür sei, solle die Hand heben, hob vielleicht ein Drittel der Gefangenen die Hand.

Bei der Aufforderung, wer dagegen sei, solle die Hand heben, rührte sich keine einzige Hand.

Stimmenthaltung? Keine Hand!

Und stolz verkündete der Knecht seiner Auftraggeber dem politischen Major, daß die zehnprozentige Leistungssteigerung einstimmig angenommen worden sei! Daß dies nicht der Fall war, sah der Major natürlich auch, aber weil formell dem Anspruch auf diese Leistungssteigerung zugestimmt worden war, konnte es ihm ja gleich sein, ob das „einstimmig" auf Wahrheit beruhte oder nicht.

Aus Anlaß des „stolzen Erfolges" wurde auch gleich eine Resolution verfaßt (die natürlich bereits griffbereit und längst vorbereitet auf dem Rednerpult lag), welche der „herzlichen Freundschaft" der deutschen Kriegsgefangenen zur Sowjetunion beredten Ausdruck gab, und die mit einem „Es lebe der große Führer aller Werktätigen — Generalissimus Stalin" endete.

Dann sprach der politische Major selbst. Von gleicher Stelle hatte er vor zwei Monaten verkündet, daß im Juni (es ist jetzt Juli) 40 Prozent der Lagerinsassen zu Hause seien. Und so trat er auch heute wieder vor die noch um kein Prozent verringerte Lagerbelegschaft, um zu lügen.

Als er nun wieder davon sprach, daß in diesem Jahre, im Jahre 1949, nunmehr alle Kriegsgefangenen, auch SS und sonstige Plombierte, nach Hause fahren würden, da es im Gegensatz zu 1948 jetzt offizieller Beschluß des obersten Sowjets sei (1948 hatten es nur die „Privatleute" Außenminister Molotov und Marschall Sokolowski erklärt!), da brach seine Zuhörerschaft in schallendes Gelächter aus.

Er schaute etwas betreten aus, der „Antifa"-Leiter bekam einen knallroten Kopf, dann faßte er sich und log weiter.

Wer glaubte ihm noch etwas? Keiner! Er hatte es zu gründlich besorgt, jegliches Vertrauen zu zerstören. —

Zurzeit liege ich auf dem Balkon im zweiten Stock des Hospitals. Es gefällt mir gut hier, ich suche diesen Platz öfter auf. Die Sonne wird durch einen stetigen frischen Wind erträglich, und wenn das Land in meinem Blickfeld auch die eintönige Trostlosigkeit einer in kahle Felder übergehenden Vorstadt Moskaus aufweist, ist doch der sommerliche Himmel weit und breit. In einem flachen Tal vor mir zeigen ein paar Bäume entlang eines Flußbettes etwas frisches Grün. Es gefällt mir hier, und wenn die „Glühbirne" oder der „Trolleybus", wie unsere russische Ärztin für künstliche und Sonnenbestrahlung genannt wird, mich nicht ins Zimmer jagt, bleibe ich noch eine Weile draußen. Der „Trollybus" ist übrigens eine gute Frau, ein Überbleibsel aus der Zarenzeit, die aber auf die Minutenzahl genau ihre Sonnenbestrahlung vorschreibt und sehr böse wird, wenn man ihr nicht gehorcht. Sie ist alt und klein, dabei fast ebenso breit wie hoch. Zusammen mit unserer Chefärztin, einer Russin von vierzig Jahren, ist sie die einzige Ärztin im Hospital, die wirklich Spuren menschlicher Güte zeigt. Aber beide sind vor der politischen Abteilung machtlos. Die Chefin, der man es oft anmerkt, daß sie unter ihrer Hilflosigkeit und deren Auswirkungen sehr leidet, genießt bei uns Gefangenen Ansehen und Hochachtung. —

Der zweite Transport während meines Hierseins fuhr nun auch in die Heimat, und ich war wieder nicht dabei. Die

Tage vor einem solchen Transport bedeuten für uns alle eine wahre Nervensäge. Jeder lauert gespannt auf die Schritte jedes Sanitäters, der an der Stube vorbeigeht, ob man ihn nicht zum politischen Offizier rufe, da dieser jeden Heimkehrer vor dem Transport vernimmt. Und war einer bei den Glücklichen, die vernommen wurden, dann lauert er auf die „Vogelschau" — jene Kontrolle unter den Oberarmen nach den Tätowierungen der Blutgruppe, wie sie die Angehörigen der Waffen-SS und der Polizei haben, die nach wie vor völlig plombiert sind. Der Begriff „Plombe" stammt von der Bezeichnung der Tätowierung in der Kriegsgefangenensprache. War er bei der Volgelschau und hatte er weder eine Plombe noch eine Narbe an der entsprechenden Stelle, die auf eine etwaige Entfernung hinweisen konnte, dann lauert er weiter, ob er bei denen ist, die unterschreiben müssen, daß sie in der Sowjetunion gut behandelt worden seien und keinerlei Ansprüche an die Sowjetunion zu stellen haben. Und wenn er unterschrieben hat, dann wartet er bis zum endgültigen Abtransport, ob nicht einer die Hiobsbotschaft brächte, er sei von der Transportliste wieder gestrichen worden.

Besonders schwer haben es in diesen Tagen die langjährigen Kranken. In der Regel, um ihnen Hoffnung zu machen oder aus sadistischer Quälerei, werden sie zum Verhör gerufen, ja oft sogar noch zur Vogelschau. Und dann ist es wieder aus — wie all die vielen Male zuvor. Der evangelische Geistliche auf meiner Stube wurde ebenfalls erneut bis zur Vogelschau geschleppt, schwankte zwischen Hoffen und Bangen — und war natürlich nicht dabei. Völlig bewegungsunfähige Kranke werden zur Vogelschau getragen — um gestrichen zu werden, auch wenn sie keine Tätowierungen oder Narben vorweisen.

Ich selbst kam nur bis zum Verhör, dann war es wieder aus. Ich wiege jetzt 52 Kilo. Ob die ganze erbärmliche Hungerzeit umsonst war? Jedenfalls gebe ich noch nicht auf.

Der Hunger ist mir schon so zur Gewohnheit geworden, die Erwartungen meiner Sinnesorgane sind so eingespielt auf die zweihundert Gramm Brot und das bißchen Suppe und Brei, daß ich nur selten zu kämpfen habe, nicht über mein

Maß zu essen. Manchmal allerdings packt mich eine regelrechte Gier. Aber ich darf nicht nachgeben, oder sechs Monate solchen Lebens sind durch eigenes Verschulden verspielt. Das Rauchen hilft mir oft über solche Momente hinweg.

Manchmal mache ich mir Sorgen und Gedanken, wie mein Körper solche Belastungen wohl übersteht.

Einen Heimkehrer habe ich beauftragt, meine Eltern von meinem Hungern und meiner „Tuberkulose" zu unterrichten. Sie sollen entsprechende Briefe schreiben und auf meine vergangene Tuberkulose hinweisen, weil ja alle Briefe durch die Zensur gehen und ausgewertet werden. Er bekam ferner den Auftrag, wenn im November von mir die Post aussetzt, meinen Eltern mitzuteilen, daß ich nach Mißlingen einer Heimkehr als Kranker die Absicht hätte, nach Lettland zu fliehen, um dort zunächst unterzutauchen und dann eine Überfahrtgelegenheit zu suchen.

Wenn ich beim nächsten Transport wieder nicht dabei bin, komme ich von diesem Hospital kaum mehr weg. Man wird mich wohl als Invalide in ein Arbeitslager stecken, von denen jedes einige durchzuschleppen hat. —

Heute war ich zur „Vogelschau", aber nicht um nach Hause zu fahren, sondern um — als arbeitsfähig! — in ein Arbeitslager entlassen zu werden. Ich wiege 52 Kilo bei meiner Größe von 1,76 Metern! Die Chefin schlug die Hände vor die Augen, als ich — nackt, wie immer in solchen Fällen — vor dem Gremium der fünf russischen Ärztinnen zur Schlußuntersuchung erscheinen mußte. Sie wies „Pferdchen" immer wieder darauf hin, daß ich in diesem Zustand unmöglich arbeitsfähig sei. Aber „Pferdchen", als Abteilungsärztin die Hauptverantwortliche, erklärte immer nur, daß mein Auswurf ohne Befund sei, die Durchleuchtung keinen sicheren Anhalt für eine Tbc ergeben habe, ich nur selten Temperatur hätte und im übrigen ein Astheniker sei und arbeitsfähig. Fertig. Rausgeschmissen!

Nun, in einigen Stunden werde ich wissen, wohin ich diesmal komme. Der hiesige politische Offizier hätte mich

sowieso nicht nach Hause geschickt, vielleicht habe ich in einem Arbeitslager mehr Aussichten, weil dort Schwache und bedingt Arbeitsfähige unbeliebte Erscheinungen sind. Einen weiteren Monat werde ich noch hungern, und wenn das immer noch keinen Erfolg zeitigt, mit der Vorbereitung einer Winterflucht nach Lettland beginnen.

In diesem Jahre wird meine Gefangenschaft zu Ende gebracht — auf diese oder jene Art. Einmal ist jedes Maß erschöpft.

MOSKAU

Seit drei Wochen bin ich nun schon in meinem neuen Arbeitslager. Ich arbeite als Bauarbeiter an dem Neubau eines Bürohauses auf einer Weinversuchsplantage. Natürlicherweise fällt es mir sehr schwer, meinen entkräfteten Körper zu schwerer Arbeit zu zwingen. Um durchzuhalten esse ich jetzt etwas mehr, wenn auch noch nicht alles. Ich beginne die Hoffnung zu verlieren, daß meine siebenmonatliche Hungerkur noch einen Erfolg zeitigt. Es sei denn, ich fahre doch noch in der nächsten Zeit als Tbc.-Verdächtiger. Die Aussichten sind gering. Anscheinend stehe ich auf einer so schwarzen Liste, daß selbst Tuberkulose kein Entlassungsgrund bedeutet.

Täglich gehe ich zum deutschen Arzt, um meinen Zustand nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Leider scheint es, daß ich weder von ihm noch von der russischen Ärztin Hilfe zu erwarten habe. Natürlich halte ich den Grund meines Zustandes gegen alle und jeden geheim. Wenn vom Lager bisher Kameraden nach Hause fuhren, es waren nie mehr als acht bis zehn Mann auf einmal, dann wurden zu 60 Prozent chronische Kranke mitgeschickt. Das Arbeitslager kann nur an arbeitsfähigen, kräftigen Leuten verdienen, und diese Tatsache ist meine einzige geringe Hoffnung. Noch heißt es Geduld haben. Nach dem nächsten Transport vom Lager aus werde ich klarer sehen.

Sehr interessant war die Fahrt vom Hospital hierher nach Kutschino, da sie uns quer durch Moskau führte. Wir waren ein trauriges Trüpplein Kranker und Invaliden, die an Stökken und teilweise auf Kameraden gestützt, sich zu Fuß und per S-Bahn durch die sowjetische Hauptstadt bewegten.

Das Eindruckvollste an unserem Transport war die zutage tretende Einstellung der russischen Zivilbevölkerung uns Ge-

fangenen gegenüber, vor allem der Frauen. So viele fragten uns, ob wir nach Hause führen; sie gratulierten uns in der Annahme, wir seien Heimkehrer, freuten sich sichtlich, und als sie dann erfuhren, daß unser trauriger Zug zur Arbeit führte, waren sie bestürzt und bemitleideten uns. Ihr Mitgefühl war so ehrlich, daß mich diese ungewohnte Anteilnahme freudig überraschte. Vor allem ältere Frauen schenkten uns viel Beachtung, und auf ihren Gesichtern konnte man in fast allen Fällen tiefstes Mitgefühl lesen, und wenn sie unseren Begleitposten betrachteten, beinahe Abscheu. Die Männer kümmerten sich kaum um uns, jedenfalls die jungen nicht.

Es ist übrigens bezeichnend, diese Wandlung der Zivilbevölkerung in Rußland dem deutschen Kriegsgefangenen gegenüber. Beim ersten Zusammentreffen holten die russischen Frauen ihre Kinder von uns weg, sie schlossen die Türen, fürchteten und verabscheuten uns. Ihre bewußt verlogene Propaganda hatte den deutschen Soldaten als Kindsmörder, Marodeur und Vergewaltiger hingestellt. Ilja Ehrenburg, der für sein Tendenzbuch „Der Sturm" mit dem Stalinpreis ausgezeichnet wurde, propagierte uns Deutsche als jene Art von Soldateska, wie sie unter seiner Anleitung und Erziehung als „Rote Armee" in Deutschland einfiel.

Bald aber änderte sich das Verhältnis vollständig. Die Kinder durften mit uns spielen, oft schickten Frauen durch sie von dem wenigen Brot, das sie selbst besaßen, zu den Gefangenen. Wir genossen bei ihnen bald ein Ansehen, das sich eher ehrerbietig darstellte als verachtend oder gehässig.

So geschah es uns auch auf unserem Weg durch Moskau. Unsere Posten achteten allerdings streng darauf, daß wir nicht mit Zivilisten ins Gespräch kamen, aber dies ließ sich bei dem Gedränge in den Zügen nur sehr unvollkommen unterbinden. Zu einer Frage oder einem Wunsch wie: „Nun Kamerad, nach Hause?", oder: „Jetzt fährst du bestimmt bald nach Hause, ja, ja!" reichte es doch immer, ehe der Posten dazwischenfahren konnte.

Moskau hatte ich bisher einmal auf einem Lastauto durchfahren. Für die Russen, oder besser für ihre Propaganda ist Moskau die schönste Stadt der Welt. Nun, was ich darüber sagen kann, deckt sich kaum mit dieser Behauptung.

Gewiß, es gibt breite, asphaltierte Straßen, große Kaufhäuser, eine moderne U-Bahn, deren Bahnhöfe in Marmor und halbedlen Metallen erstrahlen; es gibt den „Roten Platz", der übrigens auf allen Bildern ungleich größer erscheint als er in Wirklichkeit ist, und es gibt in Moskau den Kreml, die große Oper und die Tretjakow-Galerie. Das und noch anderes sieht man, wenn man auf den Hauptstraßen bleibt.

Beim Umsteigen von einer S-Bahnstation zu einer anderen gingen wir aber durch Nebenstraßen, die auch im Zentrum liegen, und mit dem Lastwagen hatten wir ebenfalls viele Seitenstraßen der inneren Stadt durchfahren. Da sieht Moskau ganz anders aus. Nämlich so, wie es vor hundert Jahren wohl auch schon aussah. Windschiefe, alte Holzhäuschen, ein Kopfsteinpflaster, wenn überhaupt Pflaster, bei dem jeder Stein eine andere Kopfhöhe hat, Löcher, Rinnen und Schmutz. Die verputzten Häuser stehen krumm und traurig in ihrem abblätternden Verputz und in ihren abgewaschenen, verdreckten Farben.

Und wie die Häuser aussehen, so grundverschieden auf Haupt- und Nebenstraßen, genau so verhält es sich mit der Kleidung der Menschen. Man sieht relativ gut angezogene Leute, wenn auch längst nicht so gut wie in einer europäischen Hauptstadt. Lange Kleider bei Frauen, wie sie neuerdings die Ostzonenzeitungen zeigen, habe ich überhaupt nicht gesehen. Aber die Masse der Menschen ist überhaupt unsorgfältig und ärmlich gekleidet. Insbesondere fällt der große Prozentsatz verwahrlost erscheinender Jugend auf.

Auf den Treppen zu den Bahnhöfen sitzen Krüppel mit ihren Mützen im Schoß und betteln. Auch junge Bettler sieht man häufig. An ihnen vorbei rollen die schweren „SYS 110", die repräsentativsten russischen Personenautos, glänzend in ihrem schwarzen Lack und Chrom, in ihrem Innern wohlgenährte Männer, geschminkte Frauen oder auch

nur kleine Kinder der Oberschicht, die der Chauffeur zum Sportplatz oder zur Schule fährt. Das erstemal sah ich den krassen sozialen Unterschied im Kurort Kemeri. Die zweite Belehrung erteilte mir mein Kennenlernen Moskaus.

Die Oper, die ich von blendenden Fotoaufnahmen her kannte, macht von außen einen mehr als dürftigen Eindruck. Sie ist aus mehreren stilistisch völlig verschiedenen Bauten zusammengesetzt und wirkt ausgesprochen häßlich.

Die Untergrundbahn, deren Verherrlichung in keinem Zeitungsartikel über Moskau fehlt, ist modern und schnell. Die Bahnhöfe sind geschmückt wie Kirchen.

Sie haben eine U-Bahn, und wir unsere Dome. Das unterscheidet uns, nicht nur in architektonischer Hinsicht. —

Auf meiner Baustelle arbeiten wir mit russischen Frauen zusammen. Hier wie überall in Rußland, die schwerste körperliche Arbeit wird in erster Linie von Frauen geleistet. Ein Mann steckt, wenn er einigermaßen intelligent und geschickt genug ist, in einer Uniform und schont bei weit besserer Bezahlung seine Hände.

Auf dem Bau arbeiten als Handlanger in erster Linie Frauen. Sie sind kräftig, gutmütig und liebenswürdig.

Uns deutschen Männern, die wir die Frau in anderer Arbeit zu sehen gewohnt sind, tun sie bei jedem Zusammentreffen erneut leid. Wenn wir ihnen von Deutschland erzählen und davon, daß die Frau eines Arbeiters in normalen Zeiten in erster Linie in ihrem Haushalt und Garten arbeitet, werden sie ganz still. Sie kennen nur eines: Bei geringer Entlohnung und daher schlechter Ernährung schwerste körperliche Arbeit zu leisten. Vielleicht einmal einen Film als Vergnügung, aber nur, wenn das Geld gereicht hat, um Brot und Kartoffeln zu kaufen.

Eine Schwester im Hospital sagte einmal zu uns: „Wenn Sie nach Deutschland kommen, dann sagen Sie den deutschen Frauen, daß keine Frau der Welt so unglücklich lebt wie die Frau in der Sowjetunion." Sie sagte das ernst und traurig — und sie hatte recht.

Der sogenannte Mutterschutz sieht im allgemeinen so aus, daß die alleinstehende Frau bis wenige Tage vor der Entbindung arbeiten muß, um leben zu können. Ich habe es zweimal erlebt, daß einer hochschwangeren Frau mit Davonjagen gedroht wurde, wenn sie nicht besser arbeite. Beide Fälle ereigneten sich in Lettland, der eine auf der Kolchose, der andere bei einer Kohlentrimmerin im Elektrizitätswerk der Papierfabrik in Sloka.

Gewiß, es ist richtig, daß die Frau in der Sowjetunion neben dem Manne alle Berufe erlernen und ausüben kann. Aber kann sie das bei uns in Europa etwa nicht?! Aber es ist auch richtig, und in der Beurteilung der Frauenfrage viel entscheidender, daß die Frau in der Sowjetunion auch alle schwersten physischen Arbeiten leisten m u ß , die sie auf Grund ihrer körperlichen Konstitution und der Tatsache ihrer Bestimmung zur Mutterschaft niemals leisten dürfte! Es ist ein ganz dummes und verlogenes Märchen, wenn Leute behaupten, der Russin mache es nichts aus, im Schacht, im Torf, im Wald, beim Straßen- und Bahnbau oder sonstwo schwerste Männerarbeit zu leisten. Das ist eine Lüge, denn die russische Frau hat wie jede andere Frau der Welt das gleiche Bedürfnis nach Familie und Mutterschaft und einem Heim.

Aber wie soll sie ein Familienleben führen können, selbst wenn sie heiratet, wenn der Mann in Leningrad und sie in Moskau arbeitet! — Oder wenn sie beide in Moskau arbeiten; bei den Arbeitslöhnen für durchschnittliche Arbeiter sind sie weder in der Lage, sich eine halbwegs ordentliche Wohnung leisten zu können, noch kann die Frau jemals daran denken, nur für Haushalt und Kinder zu arbeiten. Sie wird genau wie vor ihrer Ehe auf den Bau gehen, Steine und Beton schleppen, um abends müde in eine ungemütliche Stube heimzukehren, als habe sie niemals geheiratet.

Die Mädchen und Frauen bei unserer Baustelle sind „dienstverpflichtet", sie können nicht ihren Arbeitsplatz wechseln, selbst wenn sie wo anders vielleicht ein paar Rubel mehr verdienen könnten. Sie müssen bei einer Entlohnung von 300 bis 400 Rubel pro Monat an der befohlenen Stelle

ihre Arbeit verrichten, für deren Leistung diese Bezahlung einfach lächerlich ist.

Ihre Nahrung besteht, genau wie die unsrige, in allererster Linie aus Schwarzbrot und Kartoffeln, weil das die einzigen Lebensmitteln sind, mit denen sie sich bei ihrem Verdienst sättigen können. Zu Margarine reicht das Geld selten, geschweige denn zu Butter, Fleisch oder Wurst. Selbst der berühmte russische Tee ist für sie einfach zu teuer. Sie trinken heißes, klares Wasser zu ihrem trockenen Schwarzbrot! Wie oft habe ich solche „Mahlzeiten" selbst mitangesehen!

Natürlich müssen sie bei ihrer schweren Arbeit und dieser Ernährung mit reinen Kohlenhydraten große Mengen essen. Wenn sie nach der Mittagspause vom Essen kommen, haben manche von ihnen sichtbar dicke Bäuche. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß man bei unserer Ernährungsweise 2 kg Kartoffeln oder 1 kg Brot spielend zu einer Mahlzeit ißt, und wenn einer zum Vielfraß neigt, dann ißt er auch ohne Schwierigkeiten das Doppelte. Der Arzt, der mit uns auf dem Kommando arbeitet, bestätigt mir, daß es für europäische Begriffe unvorstellbar gewesen sei, daß Menschen bei einer Ernährung fast völlig ohne tierisches Eiweiß und mit minimalen Fettmengen, wie diese Mädchen sie seit je zu sich nehmen, dabei so gesund und arbeitsfähig bleiben können wie diese. Ernährungsfachleute hätten hier in Rußland ein weites Gebiet für neue Erfahrungen.

Der Umgangston der Gefangenen mit den Russinnen ist freundlich, dabei burschikos bis derb. Alleingelassen arbeiten sie unlustig und setzen sich bald zusammen oder singen ihre vielstrophigen Lieder. Arbeiten sie bei uns, sind sie fleißig und von einer Ausdauer, die bewundernswert ist. Dabei sind sie außerordentlich hilfsbereit, holen Trinkwasser, kaum daß einer geäußert hat, er sei durstig.

Ich sehe zur Zeit natürlich erbarmungswürdig schwach aus. Gleich am ersten Tag fragten sie mich, ob ich krank sei. Als ich ihnen dann erzählte, ich käme aus dem Hospital, wollten sie mir dauernd meine Schaufel wegnehmen, um für mich mitzuarbeiten. Wohl ein Dutzendmal am Tage rufen

sie mir zu, ich solle mich hinsetzen, ich sei zu schwach oder sonstwas in dieser Art.

Die Männer, die auch auf unserer Baustelle arbeiten, sind von einer geradezu orientalischen Faulheit. Sie arbeiten fast nichts. Aber die Frauen finden das ganz in Ordnung und verlieren kein Wort darüber. Wenn wir ihnen sagen, daß sie ja viel mehr arbeiten als die Männer, dann bekommen wir zur Antwort etwa: Ach die, das ist halt so!

Keine Frau der mir bekannten Welt besitzt eine solche Leidensfähigkeit wie die Russin. Sie erträgt ihr Los mit einem Fatalismus, der mich täglich erneut überrascht. Manchmal schimpfen sie mit ihrem Natschalnik, sie wollten nicht mehr arbeiten für diesen Lohn, sie schimpfen und schreien — und zehn Minuten später schleppen sie singend und lachend die schweren Tragen mit dem Beton in das dritte Stockwerk unseres Neubaus, pausenlos, schwitzend und ausdauernd.

Unser Natschalnik ist eine typische Erscheinung für einen Russen in kleiner, aber doch verantwortlicher Position. Er trinkt gern, wie alle Russen, und dazu braucht er Geld, ein mehrfaches von seinem Gehalt. Nun, es gibt Wege, sich das Geld zu beschaffen. Der eine liegt im Verkauf von Baumaterial, das für unseren Neubau angefahren wurde. Einen andern Weg hat er mit Hilfe der Gefangenen gefunden, auf den wir willig eingingen, weil er auch uns zum Vorteil gereicht.

Zu unserem Kommando gehören zwei Konfektionsschneider. Er führt sie in seinem Arbeitsnachweis als Maurer, und seine Firma bezahlt sie als solche. Die beiden Schneider haben aber noch keinen Stein angerührt, sondern arbeiten auf seine Rechnung in ihrem Beruf. Er besorgte ihnen Kunden und streicht das Geld ein für die Anfertigung von Anzügen und Mänteln. Diese Nebenverdienste sichern ihm ein mehrfaches Einkommen von dem, was ihm seine Firma für seinen Natschalnikposten bezahlt.

Wir dagegen benutzen die Beiden als Druckmittel. Will er uns nicht so hohe Prozente schreiben, daß wir Geld ver-

dienen können, drohen wir ihm, die zwei Schneider am nächsten Tag nicht mehr mitzubringen und er schreibt alles, was von ihm verlangt wird.

Neulich mußten wir eine „Henneckeschicht" leisten, bei der wir uns auf bekannt „freiwilliger" Basis zu 200 Prozent Arbeitsleistung verpflichtet hatten. Er schrieb 210 Prozent auf unseren Arbeitszettel, seine Firma bezahlt 210 Prozent, er behält seine Schneider, wir haben das Geforderte „geleistet" und verdienen auf dieser Baustelle von allen, die vom Lager beschickt werden am meisten. Die Rechnung bezahlt weder er noch sonst ein ihm greifbarer Vorgesetzter — sondern der Staat.

Kommt allerdings eine Kommission, diese in ganz Rußland gleich gefürchtete Kontrolle von oben, dann läuft einer von uns im Galopp zu unseren Schneidern, sie verstecken ihre angefangenen Anzüge und schnappen sich schnell eine Schaufel oder sonst ein greifbares Arbeitsgerät und arbeiten am Bau. Kaum ist die Kommission aber wieder außer Sichtweite, schon sind sie wieder Schneider.

Es war auch schon einmal ein Minister bei uns, denn unsere Versuchsplantage ist ein bemerkenswertes Objekt in der Gegend von Moskau. War das ein Theater! Es wurde aufgeräumt (was sonst in Rußland auf den Baustellen nur vor dem 1. Mai und vor der Oktoberrevolutionsfeier vorkommt), der Weg wurde geharkt, Steine und Holz wurden sorgfältig gestapelt, die Betonmaschine wurde abgewaschen(!), kurz, es überschlug sich alles, um die Baustelle ministerreif zu machen.

Unsere Plantage umfaßt drei große, ebenfalls von uns Gefangenen errichtete Treibhäuser und etwa 40 000 Weinstöcke im Freien. Die Anlage dient dem Versuch, Wein im Moskauer Gebiet ansässig zu machen. Auf dem Gebiet der Züchtung haben die Russen unter der Führung des vielumstrittenen Professors Mitschurin zweifellos erhebliche Erfolge erzielt. Wie weit der Versuch hier gelingen wird, läßt sich von uns aus nicht sagen. Die Weinstöcke werden im Winter umgelegt und mit Torfmull bedeckt. Die Frage ist,

ob sie bei der ungünstigen Witterung reife Beeren austragen. Die allerwenigsten Stöcke haben überhaupt angesetzt, bei denen die tragen, beginnen die Beeren sich zu färben. Schon jetzt werden die noch vollkommen unreifen Trauben schärfstens bewacht. Die Erde zwischen den tragenden Stöcken ist immer geharkt, und wenn mal jemand vom Gärtnerpersonal durchgehen muß, wird sofort nachgeharkt. Nachts übernimmt die Wache ein eigens dazu bestellter Nachtwächter.

**
*

Nun glaube ich nicht mehr daran, als Kranker zu fahren. Es ist Herbst geworden, und es zeichnen sich noch keinerlei Anzeichen für eine Entlassung ab. Die Sowjetunion wird dieses Jahr ebenso wenig alle Gefangene entlassen wie im vergangenen, und wenn ich jetzt nicht als Kranker fahren durfte, dann wohl als Gesunder erst recht nicht.

Der Zufall kam mir bei der Ausarbeitung eines Fluchtplanes zu Hilfe. Auf der Baustelle arbeitet mit uns zusammen eine kleine, etwas verkrüppelte und so abstoßend häßliche Russin, daß kaum einer der Gefangenen sich mal mit ihr unterhält. Ich merkte, daß sie sich gerne auch mal ab und zu an den Unterhaltungen beteiligt hätte, und wechselte hie und da ein paar Worte mit ihr. So erfuhr ich, daß sie an der Bahnstrecke nach Riga zu Hause ist. „Diese Frau muß mich auf die Strecke nach Riga bringen", war mein sofortiger Gedanke.

Zunächst sprach ich noch nicht darüber, fragte nur das eine oder andere für mich wichtige. Ein paar Tage später erschien sie mit einer dicken Backe und einem Wollappen um den Kopf gewickelt zur Arbeit. Sie hatte starke Zahnschmerzen. Ich versprach ihr, Medikamente mitzubringen und gab ihr nach der Mittagspause zwei Luminaltabletten aus meinem noch nicht völlig erschöpften Bestand vom Hospital her. Sie war mir so dankbar dafür und machte auch sonst einen vertrauenswürdigen Eindruck, daß ich glaubte, mit meinem Anliegen jetzt an sie herantreten zu können.

Sie fand es ganz in Ordnung, daß ich so nicht länger weiterleben wolle und versprach mir, mich zu einem geeigneten Zeitpunkt auf die Strecke nach Riga zu bringen. Für die Fahrt durch die Stadt werde ich mir meinen Kopf verbinden, um nicht Gefahr zu laufen, sprechen zu müssen. Spätesten Ende Oktober wird es so weit sein, wenn sich bis dahin nichts Entscheidendes ereignet.

***

Seit meinem letzten Eintrag ist etwas eingetreten, ein Ereignis, das mich in die Freude scheinbar erreichter Erfüllung meiner Wünsche hinaufschleuderte, um mich dann wieder in dasselbe Bangen und Hoffen hinunterzustürzen, in dem ich seit Beginn meines Hungerns lebe. Vielleicht, daß jetzt die „Krankentour" wieder hoffnungsreicher erscheint — mehr ist nicht geblieben von dem scheinbar schon erreichten Ziel.

Als ich vorgestern nach dem Mittagessen wieder zur Arbeit raustrat, kam der deutsche Lagerkommandant zu mir und fragte mich recht geheimnisvoll, ob ich schon etwas wüßte. Ich war erstaunt und konnte es nur verneinen. Daraufhin erklärte er mir klipp und klar: „Du fährst morgen nach Hause!"

Ich verstand zunächst kaum die Bedeutung seiner Worte. Auf meine Bitte, mit solchen Dingen keinen Scherz zu treiben, versicherte er mir allen Ernstes, daß acht Mann des Lagers nach Hause fahren, davon vier Kranke und darunter ich. Es sei bereits alles festgelegt, die Ärztin habe mich vorgeschlagen, und die politische Abteilung habe es auch genehmigt. Erst zögernd und dann immer hoffnungsvoller faßte ich Zutrauen zu dem Gedanken: Morgen fahre ich nach Hause!

Während der Arbeit wußte ich nicht, wie ich mein Hoffen, Zweifel und Freude verbergen sollte. Mein Kommandoführer, der ebenfalls mitfahren sollte, bestätigte mir auch noch, daß er erfahren habe, ich wäre dabei. Er erzählte mir, er habe bei seiner Vernehmung beim politischen Offizier in

die Heimkehrerliste Einblick nehmen können und meinen Namen gelesen. Ein Zweifel war kaum noch möglich.

Trotzdem teilte ich diese Nachricht niemanden mit, meine hoffnungsvollen Erwartungen hatten mein Mißtrauen noch keineswegs überwunden. Nach Feierabend ging ich sofort zum deutschen Arzt, um zu erfahren, ob auch er schon etwas gehört hätte. Zögernd sagte er mir, es sei dumm gewesen, daß der Lagerführer mir etwas gesagt hätte, denn wahrscheinlich führe statt meiner ein anderer Kranker.

Ob er den Tausch vorgeschlagen hätte?

Nein, die russische Ärztin.

Von ihm ging ich sofort zum deutschen Lagerleiter. Er war erstaunt, versicherte mir nochmals, daß ich fahren würde, die russische Ärztin habe ausdrücklich meinen Namen genannt.

Eine Nacht voller Bangen. Der darauffolgende Vormittag auf der Baustelle war ein einziges Warten auf den Mittag; denn nach dem Essen sollten die Heimkehrernamen verlesen werden.

Sie wurden bekanntgegeben — ich war nicht dabei.

Unabänderlich! Es hat nicht geklappt. Aber man sagte mir von deutscher Seite, daß ich, nun schon einmal auf der Transportliste, bestimmt beim nächsten Male dabei sein würde, und man legt mir nahe, ein Entlassungsgesuch aus Krankheitsgründen zu schreiben. Die Möglichkeit, doch noch als Kranker zu fahren, veranlaßte mich nach einigem Zögern ein solches Gesuch mit der Bitte um Entlassung aus Gesundheitsgründen an den russischen Lagerkommandanten zu richten. Ich habe augenscheinlich doch noch eine Chance als Tbc.-Verdächtiger zu fahren und will sie auf alle Fälle nützen. Das Essen wird wieder eingeschränkt, so bitter schwer es mir jetzt auch fällt.

Jeden Sonntag treffen sich etwa 15 Kameraden unseres Lagers zu einem literarischen Zirkel, bei dem recht interessante Lesungen und Besprechungen veranstaltet werden. Das letzte Mal habe ich selbst einen Vortrag über den Stand der Gegenwartsliteratur gehalten. An und für sich ist es

unmöglich, diesem Thema hier gerecht zu werden, denn ich konnte es nur an Hand von Buchbesprechungen in der russischen Literaturzeitschrift „Die Sowjetliteratur" und aus der Kenntnis einiger, den Gefangenen in Rußland unbekannter Bücher und Autoren, die ich in Schweden kennengelernt hatte, besprechen.

Es ist töricht, wie die „Antifa" in Gestalt ihres hiesigen Leiters, einem Juristen, sich zu Kulturfragen stellt. Die entscheidende Frage in der Beurteilung eines Buches oder eines Schriftstellers ist die: Ist der Autor „fortschrittlich" im marxistischen Sinne, oder reaktionär, oder auch nur indifferent. Gehört er zum „fortschrittlichen" Lager, dann gilt er auf alle Fälle für gut, gehört er das nicht, dann ist er auf alle Fälle schlecht, weil unverwendbar! Solche unsachliche, verblödete Engstirnigkeit ist die folgerichtige Ausbreitung der politischen Diktatur auf das Gebiet der Kunst.

Durch eine unglückliche Wendung der Diskussion kamen wir auf Rilke zu sprechen. Ob Rilke als „Dichter der Verlorenheit" dem Fortschritt diene, fragte mich der Leiter der deutschen politischen Propaganda.

Da „platzte mir aber doch der Kragen", wie man so schön bildhaft sagt. Und als man von mir als „anscheinendem Rilke-Jünger" nun auch noch verlangen wollte, unter solchen Voraussetzungen einen Rilke-Abend abzuhalten, lehnte ich es rundweg ab.

In der russischen modernen Literatur fand ich als diskutablen Schriftsteller neben Maxim Gorki eigentlich nur Alexei Tolstoi, der mit seiner Romantrilogie „Der Leidensweg" eine beachtliche, epische Leistung vollbrachte — wenn man von der geforderten und erfüllten Tendenz absieht. Alle anderen, Majakowski, Fadejew, Scholochow, Ehrenburg, Simonow, um nur die bedeutendsten zu nennen, sind geschickte Propagandisten, aber mehr auch nicht. Der moderne russische Roman bewegt sich in einem einzigen Rahmen: Schilderung der Übermenschen „neuen Typus" während der Revolution, in der Zeit nach der Revolution und — in den Neuerscheinungen seit 1945 — vor allem im Kriege. Als Literaten teilweise nicht ungeschickt, schaffen sie nichts als eine

künstlerisch eingepackte Parteipropaganda, deren künstlerischer Wert lediglich im Vermögen der darstellenden Behandlung des Stoffes liegt.

Das Grundthema der sowjetischen Literatur ist bis zum Erbrechen durchgespielt. Der Sowjetmensch, der immer zum Held und Übermenschen wird, — und die blöden Deutschen, Amerikaner oder Franzosen daneben als Gegenbeispiel für den sowjetischen Leser. In der Vorkriegsliteratur wird diese Gegenüberstellung von Übermensch und halbwertigem Menschen durch Parteigenossen auf der einen Seite und Nichtparteigenossen, wie Gutsbesitzer, Kulaken oder bürgerliche Typen auf der anderen Seite, mit Holzhammerdeutlichkeit herausgestellt.

Majakowsky, der Mann mit der revolutionären Versform, sprach einmal den Sinn solchen politischen Kulturschaffens sehr deutlich aus.

Er fragte sich selbst, was er tun würde, wenn ihm — als Dichter — der oberste Sowjet, also die höchste Staatsbehörde, seine Gedichtsaufträge erteilten? Würde er diese Aufträge ausführen?

Und er kam zu dem bemerkenswerten Entschluß: Jawohl, es wäre ihm sogar am liebsten, er erhielte seine Aufträge von der führenden staatlichen wie politischen Behörde!

Der sowjetische Schriftsteller bezieht seine Aufträge zwar in der Praxis kaum vom obersten Sowjet, aber doch von der eng und klar begrenzten Parteiideologie. Wer ihr ohne eigene Meinung bedingungslos folgt und begabt genug ist, seinem Stoff eine geschickte Form zu geben, — dem kann der Stalinpreis für Literatur nicht vorenthalten bleiben.

In der Kulturzeitschrift „Sowjetliteratur" liest man Buchbesprechungen ausländischer Autoren, von denen aber in keinem Falle, wenn es sich um nicht prosowjetische Schriftsteller handelt, einmal eine Arbeit derselben selbst erscheint, da dies zu gefährlich für die eigene Wirkung wäre, stets dieselbe alte Leier.

Entweder er ist „fortschrittlich" in sowjetischem Sinne, dann ist er gut, besser, am besten.

Oder er gehört einem anderen Lager an, dann findet man verschiedene Einstufungen von schlecht.

1. Er ist einfach Reaktionär, Faschist oder Neofaschist, was in der augenblicklichen Terminologie in der Sowjetunion das gleiche bedeutet, und seine Verurteilung ist klar. (Churchill und Truman laufen zur Zeit in der sowjetischen Presse unter dem Namen: Neofaschisten).

2. Er ist indifferent. Dann ist er:

   a) bewußt indifferent, um der Masse die Klarheit eines „fortschrittlichen" Urteils zu nehmen, oder

   b) er ist unbewußt indifferent. Dann ist er in seiner Auswirkung ebenso gefährlich, weil er die Masse indifferent beeinflußt — und überhaupt ist er wahrscheinlich bewußt indifferent.

3. Ist er Existenzialist, (diese Gruppe macht den Literaten der „Sowjetliteratur" offensichtlich am meisten Sorgen), dann ist er ein bewußter Knecht der Reaktion, denn er will den Menschen nur die Fruchtlosigkeit allen menschlichen Strebens vor Augen führen, um sie zu überzeugen, daß es keinen „Fortschritt" gibt. Was haben der arme Paul Sartre und André Gide nicht schon alles über sich ergehen lassen müssen, und welcher Dienerschaft an welch finsteren Mächten wurden sie angeklagt!

Es ist haarsträubend, diese Art von Literaturkritik zu lesen! Ein Pröbchen sei den Edelkulturbolschewisten in Westeuropa empfohlen. Lesen Sie die „Sowjetliteratur", sie erscheint in russischer, deutscher, englischer, möglicherweise auch in französcher und spanischer Sprache, das letztere kann ich aber nicht genau sagen. Erhältlich an allen Vertriebsstellen für „fortschrittliches" Kulturgut!

Auf unserer Baustelle hatte ich nun auch die Möglichkeit, die „freiwillig" gezeichnete Millionenstaatsanleihe, die jährlich von den Sowjets ausgeschrieben wird, in ihren drastischen Folgen mitzuerleben. Als wir vor einigen Tagen morgens auf unserer Arbeitsstelle anlangten, saßen unsere russi-

schen Mitarbeiterinnen niedergeschlagen und teilweise weinend auf dem Bau herum. Auf unsere Frage, was denn los sei, erklärten sie uns, daß sie Staatsanleihe zeichnen müssen, und zwar in einer Höhe von 500 Rubel, zahlbar in einem halben Jahr! Das bedeutet, daß sie von ihrem geringen Verdienst monatlich fast 100 Rubel, also ein Viertel, abgeben müssen. Ihre Verzweiflung war uns mehr als begreiflich, müssen sich die armen Frauen doch jetzt noch viel mehr einschränken, und keine weiß, an was sie sich noch einschränken könne. Aber was steht in allen Zeitungen zu lesen? Die Völker der Sowjetunion haben die Staatsanleihe bereits am zweiten Tag der Ausschreibung spontan um so und so viele Millionen überzeichnet!

**
*

Wir ziehen um. Der Oktober steht vor der Tür und wir siedeln mit unserer ganzen Belegschaft in einen andern Bau hinüber, der erst noch hergerichtet werden muß. Alle sind niedergeschlagen, denn ein Umzug zwei Monate vor dem letzten Heimkehrtermin sieht wahrhaftig nicht nach Heimfahrt aus.

Angeblich arbeitet die politische Abteilung mit Hochdruck an Versetzungspapieren. Wen erwischt es diesesmal zum Schachtlager oder in ein Regimelager? (Politisches Untersuchungslager). Und immer wieder erklären uns diese verlogenen Vertreter eines verlogenen Systems: „Jawohl, Sie fahren alle dieses Jahr nach Hause!"

Da auf mein Gesuch nichts erfolgte, ließ ich mich vor ein paar Tagen beim politischen Offizier anmelden. Ich fragte ihn, ob keine Antwort auf mein Gesuch erfolgen würde. Er spielte den Überraschten, wühlte in Papieren herum, um mir schließlich zu sagen, er wisse von gar nichts, würde mich aber in zwei Tagen rufen lassen und Bescheid geben.

Nach vier Tagen, als von seiner Seite immer noch nichts erfolgt war, stieg ich ihm erneut auf die Bude. Er tat sichtbar süß und freundlich, wußte aber immer noch von gar nichts.

Mein Gesuch hätte ich wohl ebenso gut an den Mann im Mond richten können, wie an einen russischen Lagerkommandanten und Major der M. D. W. Ich bereue es, überhaupt diesen Schritt getan zu haben. Es war mir nicht leicht gefallen, und nun erweist sich auch noch seine völlige Erfolglosigkeit. —

Die Quittung für mein Gesuch und mein Drängen ist jetzt eingetroffen. Vor drei Tagen hat man mich mit anderen mißliebigen Leuten in ein neugemachtes, beziehungsweise erst noch aufzubauendes Nebenlager abgeschoben, das man jetzt im Oktober für Leute einrichtet, die offensichtlich nicht nach Hause fahren sollen.

Wir arbeiten acht Stunden auf einer Baustelle bei der Errichtung von Holzhäusern und abends dann noch vier Stunden am Aufbau des eigenen Lagers. Es ist nichts, aber auch gar nichts vorhanden. Nicht einmal die Wände unseres Schuppens sind dicht. Die Küche ist noch im Bau, das Essen wird von einem Nebenlager in der Nähe hergefahren. Es ist einfach unbeschreiblich. Jetzt im Oktober läßt man uns ein neues Lager errichten! In zwei Monaten sollen wir alle zu Hause sein!

Unsere Stimmung ist entsprechend. Dabei wird auf der Baustelle, wie auch im Lager, übel angetrieben.

Der Bau ist eine Katastrophe. Wir arbeiten mit sechzig Mann an der Errichtung von zwei Holzhäusern. Nicht ein einziger gelernter Zimmermann ist unter uns. Ich selbst verrichte Zimmermannsarbeiten, lege Fußböden, setze Türen ein und verrichte Arbeiten, von denen ich praktisch keine Ahnung habe. Der Natschalnik ist ebenfalls von keiner Sachkenntnis getrübt, die Häuser wachsen nur langsam und krumm und schief werden sie natürlich auch. Ein deutscher Zimmermann würde sich die Haare ausreißen, wenn er diese Bauweise sehen könnte. Mir ist es völlig gleichgültig, wie die Häuser aussehen, ich bin völlig erschöpft und habe von allem genug.

Hungern umsonst, Gesuch umsonst, Verbindung zu der russischen Arbeiterin abgerissen, Moskau zwischen mir und

der Bahnstrecke nach Riga, Winter vor der Tür, durch die Versetzung Postverbindung mit der Heimat abgerissen, zwölf Stunden Arbeit am Tage, dazu eine schwere Bronchitis und eine Halsentzündung ohne jegliche Behandlungsmöglichkeit, da im Lager nicht mal ein Tropfen Jod aufzutreiben ist; nachts einen kalten Stall zur Unterkunft, lauwarmes Essen, das auskühlt bis es bei uns eintrifft, keine Hoffnung auf Heimfahrt — das ist meine Lage im Oktober 1949 — dem endgültigen, endgültigsten Jahr der Heimkehr.

DIE FAHRT IN DIE FREIHEIT

Die Zeit des Bangens, Hoffens und des Mißtrauens ist wieder angebrochen. Vor ein paar Tagen noch ohne Hoffnung, habe ich jetzt wieder Grund, an eine eventuelle baldige Heimfahrt zu glauben. „Glauben" gibt einen falschen Begriff meines Zustandes — hoffen, hoffen und nochmals hoffen trifft besser meine gegenwärtige Verfassung.

Nachdem ich zwei Wochen im Lager für die Hierbleibenden über mein körperliches Vermögen gearbeitet hatte, wurde ich, zusammen mit 14 anderen Kameraden, ganz plötzlich nach dem Hauptlager unserer Lagergruppe abtransportiert. In den letzten Tagen wurde bei uns bekannt, daß mein jetziges Lager im Oktober bestimmt nach Hause fahren solle. Wir Gefangene des neuen Lagers hatten alle die Hoffnung auf eine diesjährige Heimfahrt bereits aufgegeben.

In unsre Hoffnungslosigkeit hinein erfolgte dann die unerwartete Versetzung von 15 Mann hierher. In der Nacht kamen wir an und gingen am kommenden Morgen zur Arbeit an einen Staudamm, dem Hauptarbeitsprojekt dieses Lagers. In der Mittagspause erschien ein Melder der politischen Abteilung auf der Baustelle und verlas acht Namen von Kameraden, die sich sofort zum Abtransport fertigmachen mußten. Bei der Nennung jedes neuen Namens dachte ich: Jetzt bin ich dran!

Aber ich war nicht dabei. Die acht Kameraden mußten sofort ins Lager zurückgehen und wurden eine Stunde später abtransportiert. Noch bin ich hier und habe Aussicht, dabei zu sein — w e n n das Lager fährt.

Von diesem Lager, das bis vor kurzem eine Stärke von 200 Mann hatte, ist die Hälfte im Laufe der vergangenen vier Wochen mit unbekanntem Ziel abtransportiert worden. Die Abtransportierten gelten als „Belastete" und sind plombiert. Arme Kerle! Wahrscheinlich schickt man sie in den Tulaer Bergbau. —

Der erste und zweite Termin, an dem wir fahren sollten, ist bereits überschritten. Wir arbeiten wie die Berserker an der Fertigstellung des Staudammes. Es gelang dem örtlichen Sowjet bereits zweimal, unseren Abtransport zu verhindern, weil der Staudamm noch nicht fertig ist. Mein körperlicher Zustand ist verheerend. Da wir keinerlei warme Bekleidung erhalten, und es morgens bereits friert, kann meine Bronchitis und Kehlkopfentzündung ja nicht besser werden. Wenn wir in der Frühe von den Lastwagen steigen, die uns zur Baustelle bringen, sind wir ganz steif vor Kälte. Alle haben wir lediglich dünnes Drillichzeug am Leibe und keine Handschuhe.

Wer krank ist, beißt auf die Zähne und arbeitet weiter, um ja nicht ins Lazarett zu kommen, und so eventuell den Transport zu verpassen. So auch ich. Im Lager wird pausenlos über die möglichen Chancen debattiert. Es ist bekannt, daß noch mehr Leute in andere Lager weggebracht werden sollen. Man muß jetzt die Nerven bewahren. —

Es ist aus mit meiner Chance! Heute war die Zahlmeisterin des Hauptlagers da und zahlte Geld aus. Alle erhielten ihren Verdienst der letzten beiden Monate — mit Ausnahme von fünf Mann, vier SS-Männer und ich. Wer kein Geld empfing, wird dableiben. Heute ist Samstag, am Dienstag oder Mittwoch soll der Abtransport der Heimkehrer erfolgen. Wo ich wohl hinkomme? —

Der heutige Sonntag trifft das Lager in Heimkehrerstimmung. Morgen wird der letzte Tag am Staudamm gearbeitet. Alles packt, kauft ein, vertrinkt sein sauer verdientes Geld — wir fünf sind von dieser Freude ausgeschlossen. Ein Fünkchen Hoffnung haben wir noch, aber es ist ja doch umsonst. —

Ich habe mein Geld bekommen und scheine dabei zu sein! Das Geldmädchen war heute, am Montagabend, nochmals da und zahlte mich aus — es sei ein Versehen gewesen! Die vier Kameraden von der Waffen-SS erhielten kein Geld.

Heute war nun unser letzter Arbeitstag. Hoffentlich werde ich nicht noch gestrichen. Von dem neuen Lager sind noch

sechs Kameraden gekommen, die auch mitfahren sollen. Diese Freude bei ihnen! Es schien für sie ja aussichtslos! —

Dienstagabend. Soeben wurden sieben Mann aussortiert, die dableiben werden. Auch zwei von denen, die gestern erst gekommen waren, mußten wieder zurück. Ich bin noch dabei. Jeder lebt in der Sorge, daß es ihn auch noch treffen wird. —

Unser Lagerkommandant, ein Leutnant, ist dauernd besinnungslos betrunken. Er verkauft bereits Lagereinrichtungsgegenstände und versäuft sie. Auch ein Fall von Leichenfledderei. Soll er das ganze Lager versaufen, wenn wir nur morgen wirklich alle nach Moshaisk fahren!

Das Entlassunglager Moshaisk ist die schwerste Hürde des ganzen Entlassungsweges. Dahinter liegt noch Brest-Litowsk als schwere Klippe, aber Frankfurt/Oder soll jetzt nicht mehr so gefährlich sein.

Ob ich überall durchkomme? —

Seit fünf Tagen in Moshaisk. Noch bin ich dabei. Täglich lich werden von der hiesigen politischen Abteilung Kameraden zurückgestellt. Von unserem kleinen Kontingent aus meinem Lager bisher sieben Mann! Hier im Lager sind Hunderte von Gefangenen, die als Heimkehrer hierherkamen und gestrichen wurden.

Wir hausen mit 450 Mann in einer halben Baracke. Es gibt keine Decken und nur mit drei Mann einen Strohsack. Das Gedränge ist so, daß man kaum Platz zum Stehen hat. Der Waschraum für 1 500 Heimkehrer ist 3 mal 4 Meter groß. An der Latrine steht Tag und Nacht eine riesige Menschenschlange an. Entlassungslager!

Täglich stehen wir mehrere Stunden im Freien zur Zählung und zu Appellen. Ich kann kaum mehr sprechen, meine Kehlkopfentzündung nimmt erschreckende Formen an. Aber es ist mir alles egal, wenn ich nur nicht gestrichen werde! —

Heute, nachdem wir eine Woche schon hier sind, war Vogelschau. Sie war heute morgen. „Onkel Jonathan", der

russische Kapitänarzt, drückte lange an meinem linken Oberarm herum, da ich an der Stelle, wo die Blutgruppentätowierung sitzt, zwei Narben von Handgranatensplittern habe. Wer an dieser Stelle Narben aufweist, bleibt aus Verdachtsgründen, er habe sich die Tätowierung herausgeschnitten, in 99 Prozent aller Fälle da!

Bis heute abend lebte ich in der festen Annahme, es sei wieder vorbei. Als man aber vor einer Stunde, die bei der Vogelschau als verdächtig erscheinenden Kameraden herausholte — war ich nicht dabei!

Wieder eine Klippe umschifft. In Brest-Litowsk ist die nächste Vogelschau. Ob ich wieder Glück habe?

Aus dem Lager Lublino, das zum Spezialhospital gehört, sind auch Kameraden eingetroffen. Ein Bekannter erzählte mir, daß meine „belasteten" Stubenkameraden in ein anderes Hospital der Schachtlagergruppe im Raume von Tula verlegt worden seien, im Zuge der Verschickung der arbeitsfähigen „Belasteten" zum Bergbau. Man macht nicht mal vor Sterbenden halt! Es sind bittere Nachrichten, die ich zu überbringen haben werde — wenn ich selbst fahren sollte. —

Wieder zwei Tage weiter. Noch immer bin ich dabei, obwohl täglich immer neue Kameraden herausgeholt werden. Wir wurden heute eingekleidet. Ich erhielt eine Drillichhose, eine blaue Monteurjacke, ein Hemd, eine Unterhose, ein Paar Fußlappen, eine Wattejacke, eine Mütze (aus englischen Uniformbeständen!) und ein Paar Stoffschuhe. Alles neu! Es sind — außer einer Wäschegarnitur im Jahre 1947 — die ersten neuen Bekleidungsstücke, die ich während meiner vier Jahre Gefangenschaft erhalten habe. Sonst gab es immer nur abgerissene, dreckige und speckige Altbekleidung aus Beständen der Roten Armee.

Als heute wieder Kameraden aussortiert wurden, rief ihnen ein SS-Mann, der hier zur Lagerstammannschaft von Moshaisk gehört, zu: „Macht euch nichts draus, Kameraden — je länger uns die rote Sonne Rußlands bescheint — umso brauner werden wir!" Ist eine solche Einstellung nicht eine

natürliche Folge derartiger Quälerei?! Manchmal frage ich mich, ob die Russen, wenn schon jedes Mitgefühl, auch jeden Rest eines gesunden Menschenverstandes verloren haben? Oder fühlen sie sich so stark und allmächtig, daß sie glauben, keinerlei Rücksichten mehr nehmen zu müssen? Ist es ihnen denn nicht klar, wie sich ihre Behandlungsweise propagandistisch auswirken muß?

Diese Menschen, die hier im Heimkehrerlager Moshaisk nach vier bis acht Jahren Gefangenschaft, nach Hunger, Dreck, Krankheit, Schlägen, Quälereien und all der körperlichen und seelischen Not nun auch noch zum Schluß die sadistischen Fußtritte dieses Systems erdulden müssen, wehrlos ertragen müssen — diese Menschen sind in wenigen Tagen in der Heimat, sie werden wieder frei sein und sie werden erzählen. Erst in der Familie, dann bei Freunden und dann auf den Arbeitsplätzen. Sie werden die Wahrheit erzählen, und wenn sie kein einziges Wort der Übertreibung hinzufügen, es genügt, um Millionen ein ungeschminktes Bild über die Wahrheit des Bolschewismus zu vermitteln.

Die heimkehrenden Kriegsgefangenen sind keine Touristenreisende und keine Journalisten auf Staatsbesuch gewesen — sie lebten im russischen Volk bei der Arbeit und unter sowjetischer Knute hinter dem Stacheldraht. Sie haben das bolschewistische System e r l e b t, von innen heraus und nicht nur sein für Auslandsbesucher hergerichtetes zweites Gesicht.

Die Saat, die sie säen, wird aufgehen und sie wird mächtiger sein als die bezahlte Propaganda einiger Spitzel und Funktionäre der kommunistischen Parteien, die im Sold und Schlepptau Moskaus stehen! —

Morgen sollen wir verladen werden. Um 8 Uhr in der Frühe müssen wir die Baracken verlassen. Mein körperlicher Zustand ist sehr schlecht. Ich huste und kann kein lautes Wort mehr sprechen. Aber zum Arzt zu gehen wäre gefährlich. Er würde mich vielleicht ins Lazarett einweisen, und ich bleibe hier.

Bei einem namentlichen Aufrufen der Heimkehrer stellte ich fest, daß mein Name um eine Silbe verstümmelt wurde.

Hoffentlich ergeben sich daraus keine Schwierigkeiten. Eine Berichtigung hätte zur Folge, daß meine Papiere von neuem geprüft würden und ich totsicher hierbliebe. Wenn ich nach meinem Namen gefragt werde, spreche ich schnell und undeutlich. Hoffentlich merkt's keiner!

Wir dürfen kein beschriebenes Stück Papier mitnehmen. Auch Fotografien mit Aufschrift müssen vernichtet werden. Man legte uns nahe, alle Fotos, die Mädchen zeigen, die vielleicht einen russischen Einschlag haben, zu vernichten, denn auch das könnte zur Folge haben, daß man dableiben muß. —

Meine Tagebuchnotizen habe ich in den vergangenen Monaten in winziger Schrift auf Zigarettenpapier geschrieben, das ich zusammenrolle, mit der Gummiverpackung eines Verbandspäckchens umhülle, um es so im Darm zu verstecken. Ich möchte sie nicht verlieren und halte dieses Versteck für sicher. Wenn man es findet, fahre ich kaum mehr nach Hause.

Also morgen fällt die Entscheidung, ob ich zunächst bis Brest-Litowsk dabei bin! —

Im Waggon. Es ging alles gut. Meine Aufzeichnungen habe ich hervorgeholt, in Brest müssen sie wieder in ihr Versteck.

Von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags standen wir gestern im Freien. Wir haben gefroren wie nasse Hunde, aber keiner durfte mehr die Baracke betreten, damit nichts mehr versteckt oder Verstecktes geholt würde. Meine Tagebuchrolle, dick mit Vaseline eingeschmiert, war am Platz.

Um 16 Uhr endlich ging es los. Wir mußten zehnmannweise zur Filzung in den Unterhaltungsbunker, den sogenannten „Klub" hinuntersteigen, wo russische Offiziere und Soldaten die Durchsuchung vornahmen. Es ging alles gut.

Am Tor gab es bei mir nochmals eine Stockung. Man ist so nervös geworden, daß ich schon wieder glaubte, es sei aus und vorbei. Beim Verlassen des Lagers mußte jeder einer Dolmetscherin der politischen Abteilung, die in einer kleinen Bude am Tor saß, im Vorbeigehen Name, Vorname,

Vaters Vorname, Geburtsjahr, Geburtsort und Transportnummer sagen.

Ich konnte erspähen, daß auch in ihrer Liste mein Name verkürzt stand, sodaß diese Angelegenheit keine Schwierigkeiten machte. Aber beim Geburtsort fragte sie auf russisch nach dem Kreis. Ich bin aber in einer Kreisstadt geboren und nannte ihr immer wieder meine Geburtsstadt. Mein Vordermann war längst weg, das Mädchen machte schon ein bedenkliches Gesicht und ich befürchtete, sie würde mich jetzt zurückschicken — da kam mir die Erleuchtung, daß sie vielleicht die Provinz meinte. Ich nannte diese — und durfte passieren! Ich bin meinen Vorderleuten nachgerannt und habe mich nicht mehr umgesehen!

Die ganze Nacht standen wir wiederum im Freien; es waren noch nicht genügend Waggons eingetroffen. Es fing leicht an zu regnen, wir froren erbärmlich in unseren dünnen Leinenhosen. Endlich, gegen Morgen war es so weit.

Die Waggons sind mit Öfen ausgerüstet, Pritschen und sogar Strohsäcke sind vorhanden! Leider hat unser Ofen kein Rohr, aber es macht uns nicht viel aus. Die Räder rollen ja westwärts — in die Freiheit.

Morgen sollen wir schon in Brest-Litowsk sein. Dort ist wieder Vogelschau und Filzung. Meine Notizen lasse ich wieder verschwinden. Wegen meiner Narben am Oberarm habe ich große Sorgen. —

* * *

Frankfurt/Oder, Entlassungslager Gronenfelde.

Ich habe es geschafft! Es kann nicht mehr viel passieren. Jetzt bin ich in Deutschland!

Aber welch ein Deutschland! In den vergangenen Jahren haben wir uns unsere Heimat immer wieder vor Augen geführt, wir wußten gut, daß es eine andere sein würde als diejenige, welche wir vor langen Jahren verlassen hatten. Aber wohl keiner hat sich die Verhältnisse so trostlos und so erbarmungslos vorgestellt, wie wir sie hier in Frankfurt/Oder antreffen mußten! Das ist also die in den

Ostzonenzeitungen so viel geprisene, sozialisierte neue „Deutsche Republik"!

In Prest-Litowsk angekommen, wurden wir zunächst noch einmal, zum letztenmal auf sowjetischem Territorium, propagandistisch bestrahlt.

Wir verließen unsere Waggons und traten in einer Umzäunung an, die diesmal, zum ersten Male seit der Gefangennahme, kein Stacheldraht, sondern ein Holzzaun bildete. Von einem Musikpavillon aus ergingen sich ein paar Redner in langatmigem Geschwätz, das unserem tiefsten Dank an die Sowjetunion für ihre sorgende Pflege, ihre Hilfe auf unserem Weg zu einem politisch richtig denkenden, das heißt „fortschrittlich" denkenden Menschen, bewegten Ausdruck gab. Aus dem Munde berufener „Antifaschisten" erfuhren wir von „unserem" Versprechen, für eine Freundschaft mit der großen Sowjetunion, der Beschützerin von Freiheit und Menschenrecht, alle Zeit einzutreten und zu kämpfen.

Diesen Dank mußte im Lager vor dem Abtransport jeder Heimkehrer schriftlich machen. Jeder mußte eine Erklärung schreiben und unterschreiben, in der er in vorgeschriebener Form die gute Behandlung, die Errungenschaften des Sowjetsystems und andere unwahre Lobpreisungen zum Ausdruck zu bringen hatte. Natürlich schrieb jeder einen solchen Wisch, denn hätte er es nicht getan, dann wäre er mit tötlicher Sicherheit nicht nach Hause, sondern ganz wo anders hingefahren. Auch dieses Beispiel am Schluß unserer Gefangenschaft gab einprägsame Hinweise auf den in der Sowjetunion praktizierten „Demokratismus"!

Die Redner hatten sich endlich in ihren Lobhudeleien erschöpft, daß die „Internationale" die feierliche Abschiedsstunde würdig beschließen konnte. Unter dem Klang revolutionärer Marschgesänge konnte endlich die Vogelschau und Filzung beginnen.

An einem sowjetischen Offizier vorbei, dem wir wieder unseren Namen — ich meinen verkürzten — nennen mußten, wurden wir in Gruppen zu je zehn Mann in eine Baracke geführt.

Wir mußten uns völlig entkleiden. Dann erschien eine russische Ärztin zur Vogelschau. Sie drückte lange an meinen Narben herum, überlegte eine ganze Weile — und ließ mich passieren! Bei ihrem „Karascho" (Gut) tat es in meinem Innern einen hörbaren Plumps. Die schwierigste Klippe von Brest-Litowsk schien mir damit überwunden.

Alle Kleider über die Arme gelegt, Schuhe und Gepäck in den Händen, schritten wir weiter zum nächsten Raum, in dem an zehn Tischen zehn russische Posten saßen und dabei waren, unsere Vorderleute zu filzen. Zum Abschied wurde es noch einmal mustergültig und mit allen Schikanen durchgeführt. Jeder Gefangene legte sein ganzes Kleiderbündel vor einen der Soldaten auf den Tisch. Genauestens untersuchte der Mütze, Schuhe, Hosen, Hemden, Socken, kurz jedes, auch das kleinste Bekleidungsstück. Bei manchen schnitt er die Schuhe auf oder die Mütze, bei anderen das Futter der Jocke oder der Hose.

Zur Durchsuchung des Gepäcks wurde dasselbe auf den Tisch einfach ausgeschüttet. Holzkofferdeckel wurden teilweise mit einem Messer durchbohrt, um festzustellen, ob keine Papiere dazwischen geleimt worden waren. Bei der ganzen Filzung ging es um versteckte Aufzeichnungen oder Dokumente. Ein bißchen warm wurde mir doch, als ich dieses Theater sah, aber mein Versteck war eben doch etwas ungewöhnlich, und es kam auch keiner darauf. Alles ging gut, und als ich die Baracke verlassen hatte, barg ich in einer dunklen Ecke erst mal meine Aufzeichnungen. In Frankfurt/Oder, hoffte ich, würde es nicht mehr notwendig sein, sie so abseitig zu verstecken.

Nach vierstündigem Warten bestiegen wir unsere Waggons, die nun auf Schmalspur standen. Das erste Zeichen unserer Annäherung an Europa. Jetzt erfolgte auch die erste Berührung mit deutschem Bahnpersonal, das unseren Transport hier übernahm. Zunächst äußerten sich die Eisenbahner sehr vorsichtig und zurückhaltend, da schon einige denunziert worden waren, wenn sie an irgendein käufliches Subjekt geraten waren. Wir hatten in den Ostzonenzeitungen dar-

über gelesen, wo sich ein paar SED-Funktionäre beschwerten, daß die Eisenbahner der Heimkehrerzüge nicht ausreichend „geschult" seien. Ich hatte allerdings sehr wohl den Eindruck, daß die Bahnbeamten und Lokomotivführer sehr gut geschult waren. Als sie allmählich anfingen aus sich herauszugehen, verrieten sie einen ausgezeichnet geschulten Blick für die Verhältnisse in der neuen „Deutschen Republik". Ihr Blick sah die Verhältnisse jedoch so, wie sie sind, und nicht wie sie gesehen werden sollen! Das bedeutet allerdings für die SED-Funktionäre einen völlig ungewünschten Scharfblick, den auch die roteste Brille nicht zu trüben vermag!

Sie redeten sich den ganzen Dreck, der sich im Laufe schwerer Jahre auf ihren Herzen abgeladen hatte, von der Seele, und was wir erfuhren, war Sowjetsystem übertragen auf deutsche Verhältnisse mit dem Zusatz der beabsichtigten und durchgeführten Ausbeutung des Besiegten.

Sie erzählten uns, daß täglich über Frankfurt/Oder 19(!) vollbeladene Transportzüge nach Rußland rollen, beladen mit beinahe der vollständigen Produktion der Ostzone. Wir haben diese Züge zwei Tage lang an uns vorbeirollen sehen, und sie führten von den Briketts bis zu dem modernsten, schweren Eisenbahnkran, alles, was man sich an Produktionsgütern nur denken kann, nach Osten. Wenn das 12,5 Prozent der Produktion der Ostzone sind, wie laut SED behauptet wird, dann produziert die neue „Deutsche Republik" annähernd so viel wie früher das ganze Reichsgebiet.

Wir sahen auch Waggons in den Zügen laufen, auf die mit Kreide geschrieben stand, und zwar in russischer Schrift: „Isolierwagen für Männer" oder „Isolierwagen für Frauen". Welche Fracht mögen diese Wagen schon nach Osten gebracht haben? Welche Schicksale deutscher Menschen, die immer noch im Innern des riesigen Landes verschwinden, haben diese Waggons schon gesehen?

Es schmerzte uns Heimkehrende unendlich, hören und sehen zu müssen, wie die Sowjetunion in der Praxis mit Deutschland verfährt — und es trieb uns die Wut und den Haß ins Herz, wenn wir an die „Deutschen" Gefängnisdirektoren Pieck und Ullbricht dachten.

Auf der Fahrt durch Polen konnten wir erleben, welcher Art die Freundschaft der Volksdemokratie Polen zu der Sowjetunion ist. Die Polen haben uns Deutsche wohl von allen ihren vielen Gegnern am meisten gehaßt. Aber was geschah jetzt, im Jahre 1949, auf meiner Heimfahrt durch jenes Polen, das in Bündnis und inniger Freundschaft mit der Sowjetunion lebt?

Kein Russe unserer Begleitmannschaft, weder Offiziere noch Soldaten, verließ während der Durchfahrt durch polnisches Territorium auch nur für kurze Zeit den Waggon. Sie waren einfach nicht zu sehen. Mir wäre das zunächt gar nicht aufgefallen, wenn mich nicht ein polnischer Eisenbahner, mit dem ich beim Halt auf einer Station sprach, darauf aufmerksam gemacht hätte. Ich fragte ihn, warum das denn so sei. Er berichtete mir, daß die Russen einfach Angst haben, sich zu zeigen, weil es ihnen sonst mal passieren könnte, daß sie zwar aus dem Waggon raus, aber keineswegs wieder hineinkommen. Er verwünschte die „verdammten Russen", die Polen nur ausnützten. Polen wolle endlich einmal Polen sein und nicht eine halbe Sowjetrepublik!

Eine polnische Bäuerin, bei der wir Äpfel gegen Tabak eintauschten, erklärte uns mit Augenzwinkern: „Die Russen und die Polen lieben sich — wie Hund und Katze!"

Überall hörten wir dasselbe, auf jeder Station, von jedem Polen und jeder Polin: Diese verdammten Russen! In ihrer Offenheit gegen uns lag weder Feindschaft noch Haß. Es scheint mir, daß nichts mehr verbindet als gemeinsame Not und Wut gegen den gemeinsamen Unterdrücker.

Wenn es schon in Polen, das der Sowjetunion immerhin zum größten Teil seine heutige Größe verdankt, so mit der Freundschaft des Volkes zur Sowjetunion aussah, wie mußte es dann erst in Deutschland sein!

Die Fahrt durch Polen verlief ohne Zwischenfälle. Jeder war mehr oder weniger mit Zukunftssorgen beschäftigt, es wurde weder gelacht noch gesungen — noch waren wir ja nicht frei, noch stand Frankfurt/Oder als letzte Klippe vor uns. Es war uns so in Fleisch und Blut übergegangen, dieses

grenzenlose Mißtrauen gegen unsere Peiniger, daß wir einfach nicht froh werden konnten. Wir sprachen kaum von den durchlittenen Jahren, es wurde überhaupt sehr wenig geredet. Die Selbstisolierung langjähriger Gefangenschaft hatte die Menschen einsam gemacht. Der Glaube an Glück und an die Zukunft war zusammengeschrumpft zur Mutlosigkeit.

Vor der Grenze standen wir zwölf Stunden. Endlich rollten wir über die Oderbrücke.

Die Türen des Waggons waren weit geöffnet, jeder wollte es mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Blicken abtasten — das erste Stück deutschen Bodens.

Aber auch jetzt noch keine laute Freude, die Gesichter der Männer waren nur gespannt, die Augen unruhig und unstet die Bewegungen — Freude sah ich nicht.

Nach einigen hundert Metern hielt der Zug. Frauen im Alter von 40 bis 50 Jahren, in alte Männerhosen gekleidet, mit Holzpantinen an den Füßen, waren die ersten deutschen Menschen, die wir sahen. Sie arbeiteten an dem Bahnkörper, stopften Schwellen, das heißt, sie schlugen mit Kreuzhacken die Schottersteine unter die Schwellen. Eine schwere, ermüdende Arbeit. Eine von ihnen, sie hätte gut meine Mutter sein können, kam zu uns heran und begrüßte uns mit den Worten:

„Guten Tag Kameraden, habt ihr nischt zu roochen?"

Wir gaben ihr Zigaretten, sie dankte überschwenglich, teilte aber nicht mit den andern Frauen, die nicht rangekommen waren.

An den Nachbarwaggon waren zwei junge Frauen getreten, die in demselben Anzug steckten, nur daß ihre Gesichter grell geschminkt waren. Auch das war wie in Rußland: Lumpen am Körper und grellrot, schlechtgeschminkter Mund.

Was sich nun für ein Gespräch entwickelte, war so scheußlich, daß es vielleicht besser wäre, es nicht festzuhalten. Aber auch die nun gesprochenen, schamlosen Worte der beiden Frauen waren nichts anderes als der Ausdruck und die

Folge jahrelanger körperlicher und seelischer Zermürbung. Es gehört schon eine sehr verrohende, schonungslose Vergangenheit dazu, bis eine Frau stumpf und gemein genug geworden ist, einem Heimkehrer, der Jahre und Jahre der Heimat fern war, mit solchen Unflätigkeiten zu begegnen.

Die eine meinte zu einem der aus der Waggontür schauenden Kameraden, nachdem sie sich eine Zigarette angesteckt und kaum einige Worte gewechselt hatte: „Nun Kleiner, ein Viertelstündchen mit Gefühl, wäre für uns beide nicht zu viel?"

In das betroffene Gesicht des Heimkehrers kreischte die zweite: „Von der Sorte wie der, müßten bei mir schon zwei kommen!"

Das war zu viel. Ein anderer aus dem Waggon schrie raus: „Schmeißt die Sau in die Oder!"

Die Beiden zogen ab.

So begegnete uns Deutschland in seinen ersten Frauen.

Auf dem Personenbahnhof in Frankfurt, der jetzt mehr einem Güterbahnhof glich, mit seinen auf Durchfahrt wartenden Güterzügen nach dem Osten, standen wir wieder ein paar Stunden. Auch hier viele Frauen, meist ältere, die alle schmutzige und schwere Arbeit verrichteten. Ich unterhielt mich mit einigen. Was sie zu erzählen hatten, war erschütternd.

Die meisten von ihnen waren früher mal Hausfrauen gewesen, hatten für ihre Familie gesorgt, Kinder großgezogen — und heute gehen sie zu einer Arbeit, die sie nie vorher im Leben jemals kennengelernt hatten, weil in Deutschland die Frau s o gleichberechtigt niemals gewesen war, daß man ihr Schwerstarbeit zugemutet hätte. Früher wurden Kohlen von Männern getrimmt, und der Schienenbau bei der Reichsbahn wurde wohl kaum von Frauen besorgt. Aber in der Ostzone hat man gründlichst die deutsche Frau gleichberechtigt! Für ihre Arbeit erhalten diese Frauen durchschnittlich 200 Ostmark. Damit können sie sich gerade so über Wasser halten. Die Lebensverhältnisse sind haargenau die gleichen wie in der Sowjetunion. Brot und Kartoffeln für die schwerarbeitenden Schichten des Volkes — Butter,

Fleisch und andere hochwertige Nahrungsmittel für die führende Schicht, in der neuen „Deutschen Republik", die Bonzen der SED! Die Arbeiter können sich zu H. O.-Preisen kein Gramm zusätzlicher Lebensmittel erstehen. Diese H. O., die sogenannte „Handelsorganisation", hat im Volksmund einen viel treffenderen Namen erhalten. „Halsabschneider-Organisation" oder „Hungernder Osten", und diese beiden Bezeichnungen treffen den Charakter derartiger Einrichtungen weit besser. Was soll ein Arbeiter mit 200 Ostmark anfangen, wenn bei der H. O. ein Pfund Butter 35.— Ostmark, ein Rindswürstchen, die sogenannte Knackwurst, 3.— Ostmark, 100 g Wurst 5,40 Ostmark kosten?

Sein Monatsverdienst würde nicht ausreichen, auch nur eine Woche sein Brot so zu belegen und dazu nur soviel Bier zu trinken, wie er es in normalen Zeiten gewohnt war. Er schuftet für die nackte Lebensexistenz, für seine Erhaltung mit den einfachsten Lebensmitteln.

Dabei versichern sie alle, es ginge ihnen jetzt weit besser, in den Jahren 1945 bis 1947 seien fast alle alten Leute und vor allem auch viele Kinder Hungers gestorben, genau wie sie damals die verhungerten Gefangenen aus Rußland aus den Waggons herausgehoben haben, um sie am Bahnsteig aufzuschichten.

Sie klagen und klagen an. Alle, alle, alle. Ob es Eisenbahner sind, Streckenarbeiterinnen, ein um Tabak bettelnder Mann, ein Kind von zehn Jahren — immer ist es dasselbe: Hunger, Not, Entbehrungen!

Die einzigen, die bisher gesund und wohlgenährt aussahen, waren außer den russischen Besatzungstruppen nur die Volkspolizisten und die Parteifunktionäre der SED, die mit unserer Entlassung zu tun haben. Alles andere sieht grau im Gesicht aus, faltig, mager, müde. Den älteren Menschen schlottern die Kleider um den Körper, vor allem auffällig ist dies bei Männern um 50 Jahre.

Von allen traurigen Erscheinungen sind die Kinder die bedrückendsten. Wir schenken ihnen alles, was wir an Eßbarem besitzen. Über ein Stück Trockenbrot, dieses steinhart geröstete Schwarzbrot unserer russischen Marschverpflegung,

freuen sie sich, wie wir uns als Kinder über Schokolade oder Bonbons gefreut haben. Jahrelang haben sie keinen Tropfen Milch gesehen, auch jetzt erhalten sie nur selten etwas Magermilch. Alle, die ich bisher sah, sind unterernährt und rachitisch. Wie viele mögen tuberkulös sein? Eine grauenhafte Erkenntnis.

In Gesprächen mit ihnen stellte ich fest, daß Kinder in einem Alter von 6 bis 10 Jahren schon völlig bewußt im Existenzkampf stehen. So sprach ich mit einem siebenjährigen Jungen an der Bahnhofsumzäunung, als ein zweiter in gleichem Alter sich dazugesellte. Er hielt fünf Semmeln in den Händen. Der mit mir gesprochen hatte, sagte ihm vorwurfsvoll: „Du hast ja deine ganze Weißbrotzuteilung auf einmal geholt!" Darauf erwiderte ihm der andere, vollkommen selbstverständlich und bestimmt: „Das sind ja meine Marken, mit denen kann ich machen was ich will, ob ich sie jetzt auf einmal aufesse, geht meine Mutter gar nichts an!" —

Sie lauern am Bahnhof, ob sie nicht einem Russen das Gepäck tragen dürfen; sie stehlen natürlich, wo sie nur können und berichten uns stolz von ihren Erfolgen.

In Jahren, wo das Leben eines Kindes Spiel und Freude sein soll, haben sie nur immer den einen Wunsch, und stellen sich immer nur die gleiche Frage: „Wo kriege ich etwas zu essen her?"

Und der Vertreter des Zentralkomitees der SED wagte es, uns bei unserer Begrüßung stolz auf die großen Erfolge hinzuweisen, welche die Ostzone unter Führung der SED. errungen haben will! Unter anderem erklärte er, daß die neue „Deutsche Republik" vor allem keine Auslandsschulden habe.

Ja, diese hat sie sicher nicht, denn kein Land räumt ihr Kredite ein, die sie auch gar nicht annehmen dürfte, und ihre große Freundin, die Sowjetunion, läßt die Kinder, und mit ihnen den Bestand des deutschen Volkes, seelenruhig kaputtgehen, sie zermürbt die deutschen Frauen körperlich, um der dann seelisch gebrochenen leichter habhaft werden zu können. Sie weiß es zu genau, und hat in drei Jahrzehnten genügend Erfahrung gesammelt, daß nur auf der Basis

eines körperlich und seelisch zerrütteten Volkes die Diktatur des Bolschewismus errichtet werden kann.

Der Hunger und die Not treibt die Menschen der SED. in die Arme, deren Parteibuch Garantie für eine bessere Existenz bietet. Der Hunger und die Not läßt Deutsche Deutsche verraten, der Hunger und die Not machen das deutsche Volk in der Ostzone zu einem brauchbaren, widerstandslosen Werkzeug Moskaus. Das ist der Sinn und Zweck der sowjetischen Deutschlandpolitik, deren reale Anwendung ihrer Propaganda blutigen Hohn spricht.

Über den Fabriktoren wurden hier dieselben Zirkuseingänge errichtet wie in der Sowjetunion: Rote Fahnen, Dankesparolen für die Befreiung durch die Sowjetunion, SED-Losungen. Und durch die Tore schreiten Menschen zu ihrer minimal bezahlten Fronarbeit — von allen ausgebeuteten Arbeitern der Welt die ausgebeutetsten — unter der Parole: Gegen die Ausbeutung und für den Sozialismus!

Und es nützt dem deutschen Arbeiter in der Ostzone so wenig wie dem russischen Arbeiter in der Sowjetunion, daß er das System längst durchschaut hat, es nützt ihm nichts, daß er weiß, wie offen und brutal er belogen und betrogen wird — weil hier wie dort das gleiche Spitzel- und Polizeisystem die Macht einiger weniger, die alles besitzen und die bewußt eine verlogene Propaganda treiben, um ihre Pfründe zu erhalten, gegen allen Volkswillen brutal und rücksichtslos aufrecht erhält.

Wer jung und gesund genug ist, dazu parteimäßig nicht allzu vorbelastet, tritt als Unzufriedener und Hungriger in die Volkspolizei ein — und hilft mit, das System zu erhalten, unter dem er zuvor selbst bittere Not litt. Aber er wird jetzt satt, braucht nicht mehr zu arbeiten und ist vor den Zugriffen der SED und des Staates einigermaßen gesichert.

Als eine Charakterschwäche mag es erscheinen — aber es ist mehr, viel mehr — es ist die Not, welche die Rekruten für die Polizei und die Mitglieder für die SED aushebt — die nackte, erbärmliche Not ums tägliche Brot! —

* * *

Im Lager Frankfurt/Oder ging alles glatt vonstatten. Wir wurden mal wieder registriert, entlaust (in einer Entlausungseinrichtung, in der die Kleider nicht einmal warm wurden, geschweige denn Ungeziefer hätte vernichtet werden können), wir durften uns, nach der Uhr, zwei Minuten unter einer warmen und zwei Minuten unter einer kalten Brause abwaschen; wir wurden verpflegt mit demselben Brei wie in Rußland, und am zweiten Tag in der Frühe bekamen wir das heißersehnte Stückchen Papier, das die Freiheit bedeutet — den Entlassungsschein. Meiner war wieder auf den verstümmelten Namen ausgestellt, aber das spielte nun keine Rolle mehr. —

Wir marschierten zum letzten Male aus einem Lager mit russischer Bewachung zum Heimkehrerlager Gronenfelde, welches unter deutscher Verwaltung steht. Hier erhielten wir 50 OM, konnten ein Telegramm nach Hause aufgeben und vor allem unsere 50 OM umsetzen — zu H.O.-Preisen.

Der meistgekaufte Artikel war Bier, das Glas zu 3.— OM! Wir vertranken alle einen guten Teil unseres Geldes. Ferner gab es Würstchen zu kaufen, das Stück zu 3.— OM, Hartwurst, 100 Gramm zu 5,40 OM, ein Laibchen Weißbrot zu 5.— OM, 100 Gramm Bonbons zu 2,50 OM und ähnliche Artikel zu Preisen, die uns die Not der Bevölkerung noch vollständiger machten.

Wir wurden nach Besatzungszonen eingeteilt und sollen im Laufe der Nacht abtransportiert werden. Die Organisation ist merklich besser als bisher gewohnt, hoffentlich kommen wir morgen zur Grenze — zur Grenze durch Deutschland.

Die Stimmung ist alkoholisch laut. Aber echte, gelöste Freude empfindet noch keiner. Der Alkohol räumt manche Hemmung zur Seite, aber die Freude des Herzens kann er auch nicht bloßlegen. Noch befinden wir uns unter russischer Kontrollmöglichkeit. Es wagt noch keiner offen über die Sowjetunion oder die SED zu schimpfen. Wenn dies geschieht, dann leise und nur unter vertrauten Kameraden.

Daß wir wirklich in der Heimat angelangt sind, wurde mir vorhin an einer Szene am Lagertor zum ersten Male so recht bewußt.

Ein junger Kamerad, der hier in der Nähe wohnt, wurde von seiner Schwester abgeholt, einem jungen, vielleicht 18-jährigen Mädchen. Es war rührend für uns zu sehen, mit welch überströmender Freude, mit der wohl auch viel Glaube an nun selbst überwundene Not lag, die Schwester ihren Bruder begrüßte. Immer sprang sie ihm an den Hals, küßte ihn und umarmte ihn und konnte nicht ablassen, es immer aufs neue zu wiederholen. Der Heimkehrer strahlte vor innerem Glück, und ihm standen die gleichen Tränen in den Augen wie den meisten von uns, die sich nun einer nach dem anderen langsam abwandten, um ihre Gefühle nicht zu zeigen.

Es muß eine Frau sein, zu der man heimkehrt. Das weibliche und mütterliche Wesen der Frau verkörpert einen guten Teil des Heimatbegriffes und des Heimatverlangens des Mannes. Sie kann ihm das Zurückfinden in die lange verlorene, nun so schwer zu begreifende Umwelt seiner Vergangenheit unendlich erleichtern — manchem vielleicht überhaupt erst ermöglichen. —

***

Moschendorf, 3. November 1949.

Ich bin ein freier Mensch. Noch ein paar Formalitäten hier und in Ulm, und 4 ½ Jahre Gefangenschaft haben ihren Abschluß gefunden.

Daß ich ein Gefühl gelösten Glückes empfinde, kann ich nicht sagen. Ich bin nur ruhig, erlöst und müde, sehr müde.

Unterwegs, von Frankfurt/Oder zur Grenze, bot sich immer das gleiche traurige Bild: Verhärmte Menschen, denen der Ausdruck ehrlicher Freude über unsere Heimkehrer über die zerfurchten Gesichter leuchtete, und bettelnde Kinder, die dankbar lächelten, wenn wir ihnen unser Brot schenkten.

Kinder im eigentlichen Sinne waren es nicht, die bei jedem Halt in Trupps von 50 und mehr zu uns an den Zug kamen.

Es waren arme, kleine Menschen, die das Unglück haben, in eine Zeit und ein System hineingeboren zu sein, das ihnen weder Nahrung noch Kinderglück zu geben hat.

Wir nahmen sie zu uns ins Abteil, stopften ihnen die Taschen voll Brot, und wer etwas Besseres besaß, gab es mit vollen Händen. Die ernsten Männer, die in den Jahren der Kriegsgefangenschaft verhärtet waren und jedes Gefühl in sich einschlossen, daß es keiner sehe und nehme, diese Männer wurden weich und zärtlich wie Schwestern, wenn sie über die Kinderhaare streichelten oder die scheuen Kleinen auf ihre Arme hoben. Wenn sie nach dem Alter fragten und erstaunt waren zu hören, daß ein Junge oder Mädel, welches sie auf Grund ihrer Größe und Entwicklung vielleicht auf zehn Jahre geschätzt hatten, vierzehn Jahre alt sei, dann sagte wohl der eine oder andere, ganz in Gedanken und Betrachtung versunken: „So alt ist meiner jetzt auch."

Wenn die Hosentaschen nicht mehr ausreichten zum Einstecken des Brotes, von dem wir selbst fast nichts mehr aßen, um es ihnen geben zu können, dann zogen wir ihnen die Kittelchen oder Pullover aus und packten das steinharte Trockenbrot hinein. Es war erschütternd, die dünnen Ärmchen zu sehen und in den abgemagerten, farblosen Gesichtchen das Aufleuchten über so viel Essen.

Ein kleiner, scheuer Junge kam bei einem Halt auf einer kleinen Station so auch zu mir und fragte: „Onkel, hast du nicht ein Stückchen Brot?"

Ich gab ihm welches, fragte ihn mancherlei und auch nach seiner Mutti. Sie arbeite in der Fabrik, berichtete er. Und der Vati, wollte ich wissen.

„Der Vati ist tot, mein Vati ist gefallen", meinte er traurig.

Seine Erklärung veranlaßte alle Kameraden im Abteil, alles Eßbare was sich noch finden ließ, ihm zu geben. Sogar Zigaretten bekam er in seine Täschchen gestopft, die Mutti solle sie eintauschen. Er war bepackt wie ein kleines Eselchen und strahlte, während er viele Male sagte: „Danke, Onkel, danke, danke."

Beim Weiterfahren durch freies Land mit gesunden Kindern dachte ich zum ersten Male dieses große Wort:

F r e i h e i t !

Ich habe wieder einen freien Willen, der über meine Handlungen bestimmen und verantwortlich sein darf. Zwar hängt die Vergangenheit noch an mir wie ein schweres Gewicht, und vollkommen wird sie wohl nie von mir ablassen. Aber wir alle, die da heimkehren, haben die Aufgabe, unsere Erkenntnisse zu verwerten und umzuwandeln zu dem Leben der Zukunft — für unseren neuen Weg, den wir finden und gestalten müssen.

Ich bin heute fast drei Jahrzehnte alt. Die Jahre der „unbeschwerten Jugend" sind vorbei. Man verlangt viel von uns: Aus solcher Vergangenheit tretend, Aufgaben für eine Zukunft zu übernehmen, welche die Menschen einmal glücklicher leben läßt als wir es vermochten. Aber das Erbe unserer Zeit liegt in der Pflicht, für eine andere Zukunft zu sorgen und sie zu gestalten.

Was nun kommt wird anders, ganz anders sein als das, was nach dem Ende kam. Aber es wird zu ihm gehören, wie das Kind zur Mutter gehört. Denn was immer auch geschieht, es wird aus den Konsequenzen des Vergangenen entstehen und muß auf den Erkenntnissen der Vergangenheit errichtet werden — die Metamorphose des Erlebten zum Leben.

Aber eines wird dieses neue Leben ohne Einschränkung sein: Ein Anfang, der, so mühsam er werden mag, getragen sein wird von dem Willen zur Freude an der Welt und dem Willen zum Leben selbst. Wir haben Vergleichsmöglichkeiten, die alle Schwierigkeiten und jede Belastung des Kommenden überwinden können, um jede Freude, die winzigste, unscheinbarste Freude, zum erfüllten Glück in uns Gestalt werden zu lassen.

Nicht als Last nehmen wir es mit, dieses Leben, das nach dem Ende kam — sondern als Hilfe für das kommende, das nach dem Anfang kommen wird — nach dem Anfang unseres zweiten Lebens.

NACHWORT

Manchen wird es erscheinen, ich predige Haß und fordere Vergeltung für Angetanes. Ihre Meinung ist falsch. Ich klage keine Menschen an, ich erhebe nicht einmal den Anspruch auf Vollkommenheit meines Berichtes über erlebte andere Welten und Systeme. Was ich aufschrieb sind meine Erlebnisse und meine persönlichen Folgerungen aus diesen. Für jeden Menschen stellt sich seine Umgebung, seine Erfahrungen und die Verwandlung des Erlebten zu seiner Meinung und Überzeugung anders dar.

Aus dieser Erkenntnis habe ich es vermieden, Namen zu nennen, auch wenn deren Träger Handlungen vollbrachten, die nach menschlichen Gesetzen dem Richter zur Verurteilung anheimfallen. Daß ich Menschen, die noch heute dem System des Bolschewismus erreichbar sind, unkenntlich entstellte, nimmt der erlebnisgetreuen Berichterstattung nichts von ihrer Wahrheit, nichts von meinem Bemühen, wahrheitsgetreu zu berichten.

Ich habe am heutigen Tage die Niederschrift meiner Notizen beendet, mit deren Aufschreiben ich vor nun dreieinhalb Jahren im Strafzug des Torflagers Sloka in Lettland begann, die ich — an möglichst unauffindbaren Verstecken immer mit mir führend — laufend vervollständigte, bei der wachsenden Erwartung und Hoffnung etwaiger baldiger Heimkehr im Laufe des Jahres 1949 in kleinstmöglicher Schrift, und nur in der Breite der Ausführungen verkürzt, auf Zigarettenpapier übertrug, um sie dann im November 1949 im Darm nach Deutschland mitzunehmen, wo ich sie nunmehr, ohne inhaltliche Zusätze oder Kürzungen, so erlebnis- und wahrheitsgetreu niederschrieb, wie das einem um Objektivität bemühten Menschen überhaupt möglich ist.

Was mich bewegte, aus dem Erleben dieser Jahre, trotz der gefährlichen Folgen eines möglichen Auffindens meines Ma-

nuskripts, alles das festzuhalten, was mir notwendig schien, um eine Klärung des Geschehens dieser Zeit zu ermöglichen, kann ich auch heute noch nicht mit Verstandesgründen erschöpfend erklären. Das Bedürfnis des Festhaltens und Weitergebens dieses Zeitabschnittes liegt wohl mehr im Gefühlmäßigen begründet, in dem Wunsche, zu verstehen und verstehen zu lassen, — wohl auch in der Erkenntnis, daß alles das, was mir als Einzelnem geschah, ein Millionen umfassendes Erleben bedeutet.

Wenn ich mein Tagebuch anderen Menschen zugänglich mache, dann aus dem Grunde, ihnen Einblick zu verschaffen in ein Schicksal, das einen großen Teil unseres Volkes und anderer Völker umfaßt, und um eine Beurteilung von vergangenen und gegenwärtigen Systemen durch meinen, nach bestem Vermögen wahrheitsgetreu wiedergegebnen Bericht zu erleichtern — und endlich aus dem Bedürfnis, meinen Mitmenschen dieser Jahre, die unter ihren Folgen noch bittere Not zu ertragen haben, menschliche wie materielle, jene Beachtung zuzuwenden, die mir notwendig erscheint — und um diejenigen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, die noch immer als, fast ausnahmslos, schuldlos Verurteilte unter denselben Auswirkungen eines Systems zu leiden haben, wie wir Entronnenen zu leiden hatten.

Sollte es der Menschheit nicht gelingen, in den grundlegenden Fragen über Menschenrecht und menschliche Verantwortung Einigkeit zu erlangen, wie soll sie dann jemals politisch und wirtschaftlich erträgliche Übereinstimmung erzielen? —

**
*

Este libro se terminó de imprimir en Buenos Aires,
el 6 de Diciembre de 1951, en la Imprenta "Mercur",
Rioja 674.